<3663448643001O

# Volks-Pitaval.

## Gallerie

denkwürdiger Verbrechen und interessanter Criminalgeschichten der Vorzeit und Gegenwart für das Volk


Herausgegeben

von

**Friedrich Steinmann.**


**Mit Illustrationen in Lithographie und Buntdruck.**

II

**Zehnte Lieferung.**

**Inhalt:** Die Menschenschlächter und Menschenfleischhändler. — Adrian Lafarque, der Mörder seiner Geliebten. — Des Pariser Scharfrichters Sanson Denkwürdigkeiten.


Berlin.

**Falckenberg'sche Verlags-Buchhandlung.**

XI.

# Ein Unschuldiger unter dem Fallbeil.

**Ein Justizmord, begangen durch das Schwurgericht zu Melun am 30. October 1796.**

---

Das Verbrechen verlangt seine Opfer, aber auch die Justiz. Doch — was ist die blutige That eines Verbrechers gegen ein Todesverbrechen der „Gerechtigkeit?“ Was ist ein Raubmord, ein Giftmord gegen einen Justizmord, der einen Schuldlosen abschlachtet mit Schwert, Henkerbeil oder Guillotine, dessen Blut aufschreit gen Himmel über ungerechte Justiz, über falschen Urtheilsspruch? Und wie viele solcher Greuelfälle giebt es, wo die Justiz partheiisch oder leichtfertig zu Werke gegangen und einen Unschuldigen gemordet hat! Ich erzähle einen dieser Morde der „Göttin Gerechtigkeit“; es ist der bekannte, berüchtigte, an Joseph Lesurques aus Duai in Frankreich begangene, an den die Gegenwart auf's Neue durch einen Prozeß in Paris erinnert wurde.

Im Jahre 1853 ward nemlich gegen einen jungen Schriftsteller zu Paris ein Preßprozeß eingeleitet. Es war Charles Hugo, der älteste Sohn des größten französischen Dichters der Gegenwart, Victor Hugo. Der junge Hugo hatte bei Gelegenheit der Hinrichtung eines zum Tode Verurtheilten, die, da das Messer der Guillotine beim erstenmale fehlschlug durch Unvorsichtigkeit des Scharfrichters, eher eine barbarische Schlächterei, als eine „gesetzliche Execution“ genannt werden konnte, einen Zeitungsartikel für die Humanität, gegen die Todesstrafe geschrieben. In diesem Prozesse wurde die Menschlichkeit, ward in der Person des Ver-

treters derselben, Charles Hugo, mit halbjähriger Einkerkerung und bedeutender Geldbuße gestraft. Der Angeklagte hatte zu seinen Vertheidigern Cremieux, einen der ersten Advokaten Frankreichs und seinen Vater, vielleicht einen der ersten Redner Frankreichs.

Letzterer schloß seine Vertheidigungsrede für seinen Sohn mit folgenden Worten:

„Mein Sohn, dir wird heute eine große Ehre zu Theil. Du bist für würdig erklärt worden, für die heilige Sache der Wahrheit zu kämpfen und vielleicht zu leiden. Von heute an trittst du in das wahre männliche Leben unserer Zeit ein, das heißt, in den Kampf für das Rechte und Wahre. Sei stolz, du, der du nur ein einfacher Kämpfer für die Idee der Menschheit und der Demokratie bist; du sitzest auf der Bank, auf welcher Beranger saß, auf welcher Lammenais gesessen.“

„Sei unerschütterlich in deinen Ueberzeugungen, und dies sei mein letztes Wort: wenn du es nöthig hättest, um dich in deinem Glauben an den Fortschritt und die Zukunft, in deiner Religion der Humanität, in deinem Schaudern vor dem Schaffot, in deinem Abscheu vor den unwiderruflichen Strafen zu befestigen. Bedenke, daß du auf der Bank sitzest, auf welcher Lesurques saß.“

Diese letztere Erinnerung muß wahrhaft vernichtend auf das Institut der Todesstrafe wirken. Es ist die Erinnerung an einen Justizmord des Schwurgerichts in Frankreich, verübt unter der Herrschaft der Fünfhundert, im vierten Jahre der (ersten) französischen Republik, an eine entsetzliche schauderhafte Geschichte — der gesetzlichen Vernichtung eines unschuldigen Menschenlebens.

Sechzig Jahre bereits ruhen die Gebeine des schuldlos unter dem Messer des Fallbeils gefallenen Opfers im Grabe. Aber der Fall bleibt ein warnendes Bild, mit unverlöschbaren flammenden Zügen eingetragen in die Jahrbücher der Strafrechtspflege für Richter und Geschworene. Es wird durch denselben unumstößlich klar, daß auch das Schwurgericht keine Garantie gegen Justizmorde bietet, und daß den Geschworenen nicht genug eingeschärft werden kann, ihr Gewissen genau zu erforschen und beim geringsten Zweifel über Schuld oder Unschuld eher ein

freisprechendes Verdict abzugeben, als ihr „Schuldig" auszusprechen; denn es ist besser, daß zehn Schuldige mit Strafe verschont bleiben, als daß ein Unschuldiger schuldlos büße.

Er fiel, angeblichen Mordes schuldig erachtet unter dem Messer der Guillotine. Später wurden die wirklichen Mörder entdeckt und erlitten die Todesstrafe. Die Nachkommen des Unschuldigen, den die Justiz gemordet hatte, hatten zu verschiedenen Zeiten um Revision des Prozesses bei den verschiedenen Behörden nachgesucht, aber vergeblich.

Im Jahre 1851 brachte in ihrem Auftrage der Advokat Paillet zu Paris den Antrag in die Nationalversammlung. Er, selbst Mitglied derselben, trat für die Erben des ungerecht Hingerichteten mit feuriger Beredsamkeit auf, und die Nationalversammlung beschloß mit 453 Stimmen gegen 185 die Revision; indeß erfolgte dieselbe in Folge des politischen Umschwunges der Dinge in Frankreich bis jetzt noch nicht.

Erzählen wir kurz diese Criminalgeschichte! —

Joseph Lesurques wurde im Jahre 1763 zu Douai in Frankreich geboren. Seine Eltern waren angesehene, wohlhabende Leute und ließen ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Später trat er in das Regiment Auvergne ein, und nachdem er ausgedient, wurde er Bureauchef im Distrikte. Bald darauf heirathete er eine junge Dame aus einer der ersten Familien jener Gegend, deren Mitgift im Verein mit seiner eigenen väterlichen Erbschaft und seinem Gehalte ihm ein Jahreseinkommen von 3- bis 4000 Thalern sicherte. Es sind dies Umstände, die in dieser Geschichte Beachtung verdienen; und wir sind deshalb genau.

Lesurques glaubte, seine guten Verhältnisse machten es ihm zur Pflicht, seine drei Kinder in Paris erziehen zu lassen; und er siedelte deshalb nach der Hauptstadt über.

Kurz darauf besuchte ihn ein Freund aus Douai, Namens Guesno, um ihm ein Darlehn von 1000 Francs zurückzuzahlen.

Beide speisten mit einander in einem Kaffeehause in Gesellschaft eines gewissen Richard aus Douai, der mit Guesno gekommen war.

Während des Essens kam ein Bekannter Richards, Namens Couriol, und wurde gleichfalls eingeladen.

Dies fand vier Tage vor dem Ereignisse statt, welches wir nunmehr erzählen.

Im Mai 1796 verbanden sich sechs Personen in Paris zur Ermordung des Lyoner Couriers und zur Beraubung seines Felleisens. Es waren dies Vidal, Couriol, Rossi, Dubosq, Durochat und Bernard. Der Letztere besorgte nur Reitpferde für seine Genossen; am Morde selbst nahm er keinen Theil.

Das Journal de Paris — wohlgemerkt — das offizielle Regierungsblatt jener Zeit, erzählte kurz nach der That die nähern Umstände derselben, wie folgt:

„Die Mörder des Lyoner Couriers waren Fünf an der Zahl. Einer derselben nahm seinen Sitz an des Couriers Seite. Dies war Durochat, der am 27. Mai einen Platz in dem Postwagen von Lyon unter dem Namen Laborde nahm.

Die vier Anderen verließen Paris am Morgen desselben Tages zu Pferde. Sie wurden gesehn, als sie Villeneure-Saint-Georges passirten, waren wohlgekleidete junge Leute, aßen in Montgeron zu Mittag und stiegen in Lieursaint gleichfalls ab.

Als sie den verabredeten Ort erreichten, verbargen sie sich in dem Walde, durch den die Straße führte, und warteten die Ankunft der Postkutsche ab.

Als diese die Stelle erreicht hatte, warf sich Durochat, der außer dem Postillion allein mit dem Courier im Wagen saß, über diesen her, stieß ihm mit der einen Hand ein Messer in's Herz, und schnitt ihm mit der andern mittelst eines Rasirmessers die Kehle durch. Der Courier starb, ohne einen Laut von sich zu geben.

Inzwischen waren die vier Anderen an den Postillon herangesprungen und zwangen ihn, die Postkutsche etwas abseits von der Straße zu führen, wo sie ihn dann gleichfalls mit Säbelhieben niedermachten und die Felleisen beraubten. Sie enthielten im Ganzen 20,000 Francs, die zu vertheilen waren. Die Raubmörder bestiegen sodann die Pferde, Durochat das des Postillons und kehrten nach Paris zurück.

Zwischen 4 und 5 Uhr passirten sie die Barriere Rambouillet. Das Pferd des Postillons fand man auf dem Carrousselplatze, wo es den ganzen Tag angebunden stand und endlich vom Postmeister erkannt wurde.

Diese Erzählung des Journals wurde später bei der Untersuchung genau bestätigt, und der Staatsanwalt brachte die Thatsachen in derselben Weise vor die Geschworenen in Melun.

Die vier Mörder waren in Montgeron gesehen worden, wo sie zu Mittag aßen und Billard spielten, und in Lieursaint, woselbst sie auch verhaftet wurden.

Inzwischen war Guesno, Lesurques Freund, der sich Geschäfte halber zu Chateau-Tierry befand, nebst seinem Wirth, Bruer, verhaftet worden, weil zufällig in dem Hause Couriel logirte, dessen Papiere man nicht in Ordnung fand.

Guesnos Papiere wurden gleichfalls mit Beschlag belegt; kurz darauf ward ihm indeß bedeutet, daß er selbe wieder erhalten könne, indem nichts Verdächtiges gegen ihn vorgefunden sei.

Sein Freund Lesurques begleitete ihn nach dem Polizeiamt, wo gerade der Staatsanwalt Daubanton mit dem Verhöre von Zeugen über den Mord beschäftigt war.

Zwei Dienstmädchen, Groß Feté und Sauton, wollten alsbald in den beiden Eingetretenen zwei der Männer erkennen, die in Montgeron Billard gespielt und Kaffee getrunken. Eine derselben sagte geradezu zu Lesurques, daß sie ihm beim Anbinden seines abgerissenen silbernen Sporns behülflich gewesen, und — bei Lesurques wurde ein solcher Sporn gefunden.

Diese Aussagen stützten sich, wie sich später ergab, auf eine außerordentliche Aehnlichkeit, welche Lesurques mit Dubosq und Guesno mit Vidal hatte.

Der Procurator warnte die Mädchen wiederholt, zwei Unschuldige nicht auf das Schaffot zu bringen, denn es schien ihm zu unwahrscheinlich, daß zwei Verbrecher sich so frech der verfolgenden Behörde blosstellen sollten.

Aber die Zeuginnen beharrten auf ihren Aussagen, und Lesurques, Bruer und Guesno wurden verhaftet, und mit Couriol, Bernard und Richard vor Gericht gestellt.

Bruer, Guesno und Richard wiesen ein Alibi nach und wurden entlassen.

Lesurques schaute mit Vertrauen auf eine baldige Darlegung seiner Unschuld, obschon ihn noch mehrere Zeugen als einen der Mörder identifizirten.

Er brachte funfzehn respektable Zeugen vor, die klar bewiesen, daß er während des ganzen Tages nicht in Montgeron gewesen sein konnte.

Unter diesen war ein Goldschmied, der aus seinen Büchern beweisen konnte, daß Lesurques einen großen Theil des Tages mit Einkäufen in seinem Magazin beschäftigt gewesen.

Der Richter Gohier ließ sich die Bücher vorlegen, und der Zufall wollte es, daß der buchführende Commis sich verschrieben, und statt den 8. Floreal (27. Februar) den 9ten gezeichnet, diesen Irrthum aber alsbald verbessert hatte.

Dieser fatale Umstand gab den Gerichten ein großes Präjudiz gegen Lesurques in die Hand. Alle Zeugen wurden als erkauft erklärt. Ueberhaupt benahm sich Gohier während des ganzen Prozesses unerhört partheiisch gegen den Angeklagten Lesurques, munterte die Belastungszeugen auf, und suchte die Entlastungszeugen durch Drohungen einzuschüchtern.

Die Arbeiter im Hause Lesurques, die am besten ein Alibi nachweisen konnten, ließ er gar nicht vor. Der unglückliche Goldschmied wurde von dem Richter so mißhandelt, daß er wahnsinnig wurde und im Irrenhause zu Chaunton starb.

Ein anderer Entlastungszeuge, aufgefordert, die Wahrheit ohne Furcht und Aufregung zu sagen, erklärte: „Ja, ohne Furcht und trotz der Anstrengungen, die man machte, solche in mir zu erregen." Ein Mädchen wurde ob des Verfahrens von Seiten des Richters ohnmächtig.

Die Geschworenen sprachen Couriol, Lesurques und Bernard schuldig, und das Gericht fällte das Todesurtheil, obgleich während der Verhandlungen die Maitresse Couriols, Madelaine Breban, die Unschuld Lesurques beschworen hatte.

Als Couriol den Urtheilsspruch vernommen, rief er aus:

„Ja, ich bin schuldig! Lesurques aber ist ganz unschuldig, und Bernard hatte mit dem Morde Nichts gemein.“

In einem Briefe an den Richter wiederholte er diese Aussage, indem er schrieb:

„Ich habe Lesurques nie gekannt, meine Genossen sind: Vidal, Guesno, Durochat und Dubosq, dessen Aehnlichkeit mit Lesurques die Zeugen mißleitete.“

Und Madelaine Breban trat nochmals auf in Begleitung von Chauchois und Goulon, die ihre Aussage bestätigten.

Alle diese Umstände zwangen das Directorat, die Sache in die Hand zu nehmen. Es wurde eine Botschaft an die Nationalversammlung erlassen, in welcher es hieß:

„Soll Lesurques deshalb auf dem Schaffot sterben, weil er eine äußerliche Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben hat?“

Aber die Nationalversammlung ging auf den Antrag des Abgeordneten Simon zur Tagesordnung über, weil man sich nicht recht in die Sachen der Gerichte mischen und besonders das junge Schwurgericht nicht discreditiren wollte.

Dabei kam zur Sprache, daß Lesurques ein Landgut besaß, daß allein jährlich 8500 Francs abwarf, nebst einem Hause in Douai, mehrere sonstige Ländereien und eine einträgliche Agentur — also lauter Umstände, die es sehr unwahrscheinlich machten, daß ein solcher Mann sich wegen eines Antheils an 20,000 Francs bei einem Raubmorde betheiligen würde.

Als dennoch alle Hoffnung und Aussicht auf Rettung vorüber waren, bereitete sich Lesurques auf den Tod mit jener Kaltblütigkeit vor, die ihm seine Unschuld eingab.

„Meine theuerste Freundin, schrieb er an sein junges Weib am Tage vor seiner Hinrichtung, Niemand kann seinem Schicksal entrinnen. Das Meinige ist, gerichtlich gemordet zu werden. Ich werde es ertragen mit dem Muthe, der uns Beiden eigen ist. Hier sende ich dir meine Haare. Wenn unsere Kinder groß geworden, so gieb ihnen dieses Erbtheil ihres Vaters; ich habe ihnen sonst Nichts zu hinterlassen.“

Vermögen und Ehre hatte ihm die „Gerechtigkeit“ geraubt. Ferner veröffentlichte er einen Brief in den Journalen, an Dubosq gerichtet, einen der von Couriol bezeichneten Mörder, in welchem es heißt:

„Du, an dessen Stelle ich sterbe, sei zufrieden mit dem Opfer meines Lebens. Wenn du je der Justiz in die Hände fallen solltest, gedenke meiner drei schuldlosen Kinder, die mit Schmach, wie meines Weibes, das mit Verzweiflung überhäuft ist. Verlängere nicht diese traurigen Folgen unserer unglücklichen Aehnlichkeit!“

Lesurques vergab öffentlich den Richtern und Belastungszeugen. Er fuhr in einem weißen Kleide auf einem Karren zum Schaffot. Neben ihm saß Couriol, der während des ganzen Weges unaufhörlich rief:

„Ich bin schuldig, aber Lesurques ist unschuldig.“

Mit ihnen wurde Bernard hingerichtet. So starb Lesurques am 30. October 1796 unter dem Messer der Guillotine, ein Opfer des Schwurgerichts. — —

Wir können uns jetzt kurz fassen.

Einige Monate später wurde Durochat verhaftet, bekannte, nannte seine Mitschuldigen, behauptete bis zum letzten Augenblicke die Unschuld Lesurques und starb auf dem Schaffote.

Vidal, der mit Dubosq aus der ersten Haft entflohen war, wurde zwei Jahre darnach wieder ergriffen. Er sagte dasselbe aus und überzeugte die Zeugen, daß er, und nicht Guesno der rechte Mann sei, was diese auch zugestanden. Er wurde gleichfalls hingerichtet. —

Endlich gelang es auch, des Dubosq habhaft zu werden.

Nicht durch die Thätigkeit der Polizei, sondern durch die Bemühungen des Herrn Emery, eines Freundes von Lesurques, der auf eigene Kosten ein vollständiges Verfolgungssystem gegen den Mörder eingerichtet hatte.

Er wurde in Paris ergriffen, und in seiner Wohnung fand man alle Werkzeuge eines Diebes, Einbrechers und Mörders. Mit einem Portrait von Lesurques confrontirt, gestanden die Zeugen, daß sie sich früher geirrt, und daß Dubosq der rechte Mann sei. Er

bestieg das Schaffot mit der Erklärung, daß Lesurques unschuldig verurtheilt sei. —

Nun war nur noch Einer von den Händen der Justiz zu erreichen, und drei Jahre nach Dubosq Hinrichtung wurde Rossi, auch Ferrari und Ligrand geheißen, ein Italiener, in Madrid ergriffen, nach Frankreich ausgeliefert und enthauptet. Als er der Guillotine ansichtig wurde, bekannte er seine Schuld, erklärte aber feierlich Lesurques vollständige Unschuld, was er in einem schriftlichen Bekenntnisse, welches er seinem Beichtiger anvertraute, ausführlich wiederholte.

Dies war der siebente Mann, der wegen eines Verbrechens hingerichtet wurde, das nach den Ergebnissen dreier verschiedener Geschworenen=Gerichts=Versammlungen nur von sechs Personen begangen ward. „Sie tauchten ihre Hände in Menschenblut, sagte Victor Hugo, um damit zu schreiben:

Du sollst nicht tödten!“

## XII.

# Eine Mutter ermordet ihre Tochter,

## um die Schließung einer gemischten Ehe zu vereiteln.

### Ein Schweizer Criminalfall aus dem Jahre 1842.

---

> Jedoch das Schrecklichste der Schrecken —
> Das ist der Mensch in seinem Wahn.
>
> Schiller.

Mit diesen Worten unseres großen Dichters an der Spitze beginnen wir die Erzählung einer der grauenhaftesten Unthaten, zu welcher je der Wahn ein menschliches Herz geführt hat: die Mutter durchbohrt mit drei Messerstichen die Brust ihrer leiblichen Tochter, weil sie, dem katholischen Glauben zugethan, nicht von dem nichtkatholischen Geliebten, trotz der mütterlichen Bitte und Abmahnung, ablassen will, kalten Blutes und nach reiflicher Ueberlegung.

Leider sind wir außer Stande, aus den gerichtlichen Untersuchungsverhandlungen den Fall vorzuführen, sondern können ihn nur einem Buche*) nacherzählen, und zwar nur durch Mittheilung des darin aufgenommenen zweiten Verhörs, welches mit der des Tochtermordes angeschuldigten Verbrecherin amtlich in Fragen und Antworten abgehalten worden ist. Der Name der Behörde, welche die Untersuchung geführt, ist nur mit „Amt M.“ bezeichnet, der Name der Inquisitin aber als: Leodegar Hechler von

---

*) Praktische Beispiele in Dr. Pfyffer's und J. B. zur Gilgen's Anleitung zur Führung von Untersuchungen in Strafsachen.

Entlebuch angegeben. Indeß ist das Verhörsprotokoll so vollständig und erschöpfend, und gewährt durch das darin enthaltene offene Geständniß eine so klare Anschauung der Sache, daß der Abgang der Einsicht der Akten kaum vermißt wird. Nur erfährt man daraus Nichts über das Alter der Tochtermörderin, ihre früheren Lebensverhältnisse u. s. w., sondern entnehmen daraus nur, daß sie dem Schweizer Bauernstande angehört.

Wir lassen das Verhörsprotokoll wörtlich folgen; und somit tritt dieser Fall zugleich in einer anderen äußeren Form des Vortrages wie die übrigen Mittheilungen des Volks=Pitaval vor das Auge des Lesers.

N., 20. März 1842.

Vor ..... Amt M.

## Zweites Verhör mit Leodegar Hechler von Entlebuch.

Frage. Ihr habt gestern eingestanden, daß Ihr Eure Tochter Maria getödtet!

Antwort. Ja, weil ich es habe thun müssen.

Fr. Was war denn eigentlich die Ursache, aus welcher Ihr Eure Tochter aus der Welt geschafft habt?

A. Weil sie, wie ich, in der römisch=katholischen Religion geboren und erzogen ist, und mit einem Berner (einem aus Bern gebürtigen) der reformirt ist, eine Liebschaft hatte und heirathen wollte, was eine Sünde ist. Da habe ich gedacht, wenn sie das thue, so komme sie in die Hölle, und es sei besser, der Leib gehe zu Grunde, als die Seele; und so habe ich sie dann getödtet, wie recht und billig.

Fr. Wann seid Ihr denn auf den Gedanken gekommen, Eure Tochter Maria zu tödten?

A. Schon ungefähr vor 2 Jahren, als das Ketzerwerk mit dem Berner anging, habe ich gedacht: wenn er nicht nachgebe, so müsse das Mädchen herhalten. Die Strafe Gottes hat mich wegen des Dinges schon schwer genug getroffen. Seit der Berner in's Haus gekommen, habe ich kein Glück und keinen Segen mehr gehabt; es sind mir zwei Kühe und ein Roß verdorben, und der Hagel hat mir Alles zerschlagen, was gewiß nur wegen der

Bekanntschaft meiner Tochter mit dem Berner geschehen ist; denn vorher war Alles gut gegangen.

Fr. Habt Ihr deswegen mit Eurer Tochter gesprochen?

A. Freilich; ich habe ihr tausendmal gesagt: wenn sie den Berner nicht aufgebe, so müsse ich sie aus der Welt schaffen. Ich habe es aber immer verschoben, weil ich gedacht habe, der Schutzengel gebe ihr am Ende gewiß noch bessere Gedanken ein.

Fr. Was war denn aber die Veranlassung, daß Ihr Euern Entschluß gerade an jenem Tage ausgeführt und Eure Tochter aus der Welt geschafft habt?

A. Das ist so gegangen. Am selben Tage, Morgens gegen 6 Uhr, ging ich in den Stall, um zu melken. Während ich dort war, kam die Maria mit dem Berner in die Futtertenne. Da hörte ich denn, wie sie miteinander weinten, und wie die Maria ihm heilig versprach, daß sie nicht von ihm lassen und lieber mit ihm in die weite Welt gehen wolle, als ihn aufgeben. Da dacht' ich: jetzt ist es Zeit, sie wegzuschaffen; denn jetzt ist der Schutzengel ganz von ihr gewichen. Wenn sie heim kommt, so muß sie sterben!

Ich ging nun ganz leise zum Stall hinaus in die Stube, nahm zwei Messer aus der Tischschublade und ging damit vor das Haus hinaus und schliff sie an dem dort stehenden Schleifsteine recht scharf, denn ich dachte: ich dürfe sie nicht mehr martern als nothwendig; sie sei ja doch mein Fleisch und Blut und gleiche ganz meiner seligen Mutter, die immer eine gar fromme und folgsame Frau gewesen.

Während des Schleifens betete ich noch fünf Vaterunser und Ave Maria für ihr Seelenheil; und als die Messer in der Ordnung waren, so steckte ich sie in meinen Schoppensack und ging damit in die Stube, nahm ein Gebetbuch aus dem Schrank und las darin, bis die Tochter kam.

Ich mag so etwa eine Viertelstunde gelesen haben, so kam die Maria auch in die Stube, setzte sich auf die Bank neben dem Fenster zum Spinnrade und begann zu spinnen. Sie redete aber Nichts, und ich sah wohl, daß sie geweint hatte.

Jetzt — dachte ich — muß es sein, ging auf meine Tochter los, zog das eine Messer, das größere nemlich, hervor, und gab ihr den ersten Stich.

Fr. Wohin habt Ihr sie denn zuerst gestochen?

A. In die linke Brust. Sie machte darauf eine starke Bewegung mit den Füßen, ich weiß selbst nicht wie; das Spinnrad ist einmal dadurch umgefallen.

Ich ergriff sie nun mit der linken Hand beim Halse und zog sie von der Bank auf den Boden, gab ihr dann mit dem gleichen Messer noch einen Stich in den Hals und noch einen anderen in die Brust.

Als sie sich aber immer noch bewegte, so zog ich das zweite Messer hervor und schnitt ihr die Gurgel ab, damit sie nicht mehr lange leiden müsse.

Hierauf ging ich mit den Messern in die Küche, reinigte sie dort an einem an der Thür hangenden Handtuche und legte sie darauf wieder in die Tischschublade in der Stube.

Fr. Habt Ihr Etwas zu Eurer Tochter gesagt, als Ihr mit dem Messer auf sie zugegangen seid?

A. Als ich auf sie zuging, sagte ich noch Nichts, damit sie nicht erschrecke und Lärm mache, sondern erst, als ich bei ihr stand, zog ich schnell das Messer und sagte während des Stechens zu ihr: „Da hast du deinen Berner! Es ist besser, der Leib gehe zu Grunde, als die Seele.“

Fr. Hat die Tochter darauf Etwas erwidert?

A. Ja, sehet, Herr! das ist gar geschwind gegangen: Reden und Stechen war Eins.

Als sie den Stich bekam, rief sie aus: Jesus Maria! Weiter konnte sie Nichts mehr reden, aber bewegt hat sie sich wohl noch; ich glaube aber, die Hauptseele ist schon bald aus ihr gewesen, als sie den ersten Stich erhalten hatte; denn ich habe expreß gleich anfangs stark gestochen, damit es gleich mit ihr fertig sei und sie nicht lange leiden müsse.

Fr. Wie seid Ihr aber auf den Entschluß gekommen, Euer Kind auf die eben erzählte Art aus der Welt zu schaffen?

A. Ich war lange mit mir uneins, wie ich es anfangen wolle. Ich war früher Willens, sie einmal des Nachts während des Schlafens zu erwürgen. Da dachte ich wieder, das gehe auch nicht, denn erstlich könnte sie erwachen, bevor ich ihr den Strick um den Hals gelegt hätte, und zweitens hätte sie dabei lange leiden müssen.

So habe ich lange nicht mit mir einig werden können; endlich dachte ich, sei es am besten, ich ersteche sie, wie ich denn auch gethan habe. Den Entschluß, sie zu tödten, hatte ich schon lange gefaßt; nur wußte ich nicht recht, wie's zu machen.

Fr. Wann habt Ihr denn den Entschluß gefaßt, sie wirklich zu erstechen?

A. Am gleichen Morgen, als ich sie erstochen habe, als ich aus dem Stalle heimkam, nachdem ich sie vorher mit dem Berner in der Futtertenne gesehen hatte.

Fr. War Jemand zu Hause, als Ihr in die Stube tratet?

A. Ja, mein kleiner Bub, der Martin und das jüngere Töchterlein, die Gertrud, ich schickte sie aber gleich fort zu Nachbar Steffens und sagte ihnen: wenn sie um halb 11 Uhr wiederum da seien, so sei es früh genug.

Fr. Warum habt Ihr die Kinder fortgeschickt?

A. Weil ich nicht wollte, daß sie dabei seien, wenn ich die Maria aus der Welt schaffe. Ich habe gedacht, das sei nichts für Kinder; wenn sie so Etwas sähen, so könnten sie Nachts vor Furcht nicht schlafen. Ich hätte ihnen aber nichts zu Leide gethan, wenn sie geblieben wären; denn die laufen noch keinem Berner nach.

Fr. Würdet Ihr die That nichts desto weniger verübt haben, wenn die Kinder nicht weggegangen wären?

A. Das wäre mir am Ende Eins gewesen, ob sie geblieben, oder nicht. Nachdem ich einmal in der Scheune den Entschluß gefaßt: „Jetzt muß sie sterben, sobald sie heimkommt!“ so hätte ich ihn ausgeführt, auch wenn die übrigen zwei Kinder zu Hause geblieben. Ich habe aber gedacht, es sei doch besser, sie gehen vorher, obgleich ich fast glaube, sie wären Beide, sobald die Sache angegangen, davon gelaufen; denn so Etwas schaut Niemand gern

an, wenn er nicht muß, und abwehren hätten sie nicht können, denn sie sind noch gar jung und furchtsam.

Fr. Hattet Ihr den Entschluß, Euch zur Tödtung Eurer Tochter der zwei Messer zu bedienen, schon gefaßt, als Ihr die Kinder fortschicktet?

A. Nein. Daß ich sie den gleichen Morgen noch tödten wollte, sobald sie heimkomme, dazu hatte ich, wie gesagt, den Entschluß im Stalle schon gefaßt; aber der Gedanke, die Messer zu gebrauchen, ist mir erst gekommen, als die Kinder fort waren.

Fr. Wie ist Euch denn dieser Gedanke gekommen?

A. Ich will Euch sagen, wie das gekommen. Ich darf es wohl; denn ich glaube, vor Gott wohl gehandelt zu haben, wenn die Menschen mich schon bestrafen wollen.

Als die Kinder fort waren, dachte ich anfangs, ich wollte ein kleines Handbeil nehmen, welches im Speicher liegt, und die Maria zu Tode schlagen, wenn sie in die Stube trete. Ich ging zu dem Ende zur Tischschublade, worin gewöhnlich der Speicherschlüssel liegt. Wie ich sie herauszog, fielen mir die zwei Messer in die Hände. Die thun es auch! dachte ich und bin dann, wie gesagt, gegangen und habe sie geschliffen.

Fr. Warum nahmt Ihr zwei Messer?

A. Ich habe gedacht, es sei besser, ich nehme zwei, anstatt nur eines. Ich meinte nemlich, es wäre möglich, daß mir eins beim Stechen zufällig brechen, oder, falls sie sich zur Wehre stellen würde, entfallen könnte, und so hätte ich dann jedenfalls noch eins.

Fr. Ihr gabt vorhin an: Ihr hättet Euch des zweiten Messers bedient, um Eurer Tochter die Gurgel abzuschneiden. Weshalb thatet Ihr das?

A. Ich dachte, das zweite Messer werde besser schneiden als das erste, weil es noch nicht gebraucht war, während ich bereits mit dem ersten schon mehrere Male gestochen hatte.

Fr. Wie lange währte es, nachdem Ihr die Messer geschliffen, daß Eure Tochter nach Hause kam?

A. Wie gesagt, etwa eine Viertelstunde, nachdem ich die Messer geschliffen, nahm ich das Gebetbuch und las darin. Ich habe etwa eine Viertelstunde gelesen, und da ist sie gekommen.

Es ist dann gleich losgegangen; ich habe nur gewartet, bis sie gesessen und zu spinnen angefangen. Man hätte keine fünf Vaterunser andächtig beten können von der Zeit an, wo sie in die Stube getreten, bis sie den ersten Stich erhalten; und von da an ging es kaum fünf Minuten, bis sie ganz todt war.

Fr. Warum habt Ihr in dem Gebetbuch gelesen?

A. Um mich in meinem Entschlusse zu stärken.

Fr. Habt Ihr außer dem Gebetbuche noch andere Bücher?

A. Ja, noch zwei, eins, ein altes mit Bildern, worauf der Himmel und die Hölle gar erschrecklich schön beschrieben sind, und dann noch einen Katechismus, wie man ihn in den Schulen gebraucht.

Fr. Die katholische Religion, wozu Ihr Euch bekennt, erlaubt aber eine solche That, wie Ihr verübt habt, nicht, sondern verbietet sie vielmehr.

A. Das Licht von Oben herab lügt nicht, das hat mir eingegeben, daß ich Das vollbringen soll, was ich gethan habe.

Fr. Was war das für ein Licht?

A. Das Licht von Oben herab, der heilige Geist oder der Schutzengel. Einer von Beiden ist gekommen und hat mir eingegeben, daß ich die Tochter Maria, wenn sie den Berner heirathen wollte, aus der Welt schaffen solle.

Fr. Das göttliche Gesetz verbietet aber die von Euch begangene That ausdrücklich; mithin kann sie Euch nicht von Oben herab, d. h. von Gott, eingegeben sein.

A. Ich weiß wohl, daß ich gestraft werde; ich leide aber gern.

Fr. Wenn Ihr selbst einsehet, daß Ihr eine strafbare Handlung begangen, so müßt Ihr auch gewärtigen, daß Dasjenige über Euch ausgesprochen werde, was dem Gesetze gemäß ist.

A. Ja, das weiß ich wohl. Mit mir ist es fertig. Ich denke, Sie werden mir wohl den Kopf abhauen; denn wer

eine solche Mordthat begangen, mit dem ist es aus, und ich unterwerfe mich recht gern der Strafe.

Fr. Habt Ihr denn schon vor der That gewußt und überlegt, daß Ihr gestraft werdet, wenn Ihr Eure Tochter umbringt?

A. Ja wohl dachte ich daran und wußte es schon vorher. Ich bildete mir wohl ein, daß es auch mein Leben kosten würde.

Fr. Und dennoch konntet Ihr Eure Tochter tödten?

A. Jawohl! denn es hat sein müssen.

Fr. Reut Euch die That auch jetzt noch nicht?

A. Nein, das reut mich jetzt noch nicht; denn was man thun muß, braucht Einem nicht zu reuen. Die Seele meiner Tochter ist jetzt gerettet; sie ist im Himmel und singt mit den heiligen Engeln.

Fr. Aber wenn Euch soviel an dem Seelenheile Eurer Tochter gelegen, habt Ihr denn kein Bedenken getragen, sie so plötzlich zu tödten, ohne ihr vorher Zeit zur Bereuung ihrer Sünden zu lassen?

A. Ja, eine große Sünde ist es gewesen, daß sie den Werner hat heirathen wollen. Aber — das macht Alles Nichts; sie hat durch ihr Blut alle Sünden abgewaschen, wie die heiligen Märtyrer, und genießt nun die himmlischen Freuden.

Auch ich werde bald dort sein, denn auch ich bin ein Märtyrer, weil ich derowegen das Leben lassen muß, daß ich die Seele meiner Tochter gerettet habe.

Fr. Das sind aber Alles unrichtige Gedanken, die Ihr nie in Euch hättet aufkommen lassen sollen.

A. Das Licht von Oben scheint hell herab, und was dieses dem Menschen eingiebt, ist untrüglich.

Fr. Habt Ihr sonst noch Etwas anzubringen?

A. Ich weiß Nichts, ich habe Alles gesagt.

Abgelesen und bestätigt.

(Name der Angeklagten, des Untersuchungsrichters, der Urkundspersonen und des Aktuars.)

Ueber den weiteren Verlauf der Untersuchung, die nur mit dem Todesurtheile enden konnte, ist uns Nichts bekannt. Die

Tochtermörderin war, wie ihre Antworten auf die ihr gestellten Fragen ergeben, eine sonst ruhige, besonnene und für ihren Stand verständige Frau; die Antworten aus ihrem Munde sind unverkennbar wörtlich in's Verhörs-Protokoll aufgenommen; die Fragen bekunden die Meisterqualification des Untersuchungsrichters, und so gewährt die wörtliche Mittheilung des Protokolls den Lesern höheres Interesse und klarere Einsicht in den Charakter der Angeschuldigten und ihrer That, als eine nackte Geschichtserzählung. Der Himmel hat ihr die That eingegeben zur Rettung der Seele ihrer Tochter. Dieser Wahn machte die verständige Mutter zur Mörderin ihrer Tochter. Daß sich ein solcher Wahn bei ihr einbürgern konnte, wird minder überraschen, wenn man den Einfluß und die Einwirkung des Clerus in einem katholischen Schweizer Canton auf den weiblichen Theil der Kirchengemeinde in Bezug auf Eingehung gemischter Ehen berücksichtigt; denn jener Clerus lehrt und predigt als Strafe wider selbe — ewige Verdammniß. —

## XIII.

# Pauline Ras erstickt ihr Kind an der Mutterbrust aus Noth und Verzweiflung.

Abgeurtheilt vom Großherzoglich Hessischen Hofgericht zu Darmstadt mittelst Todesurtheils vom 20. November 1844.

Der Volks-Pitaval hat in seiner Einleitung unter der Aufschrift: Wie wird man Verbrecher? bereits zwei Fälle gebracht zum Erweise, wie die Gestaltungen des Lebens und die socialen Verhältnisse ein lauteres Glied der bürgerlichen Gesellschaft zum Verbrecher stempeln können. Der hier folgende Fall bewahrheitet nicht minder, daß „Hülflosigkeit, Hunger und Noth die großen Mütter der Verbrechen sind, und der Mensch sich mit Bewußtsein in den strafenden Arm der Gesetze wirft, weil sie milder sind als das Leben, und seine Freiheit bereitwillig opfert gegen Brod und Obdach.“ Einen solchen Fall will ich erzählen.*)

Nach Biebesheim kam am 30. November 1843 gegen Abend eine fremde Weibsperson, die sich durch ihre Papiere als Pauline Ras von Obersheim auswies, mit ihrem kleinen Kinde, welches sie außerehelich am 6. November unter Zuziehung einer Hebamme zu Eschollbrücken geboren hatte, weil sie blutarm war, wies ihr der Bürgermeister das Hirtenhaus zum Uebernachten an. Anderen Morgens zeigte sie demselben den Tod ihres Kindes an. Man schritt zur Besichtigung der Kindesleiche, die in der ungeheizten Armenstube auf Stroh lag, mit einem Hemdchen und einigem

*) Nach dem amtlichen Bericht des Kriminalgerichts zu Darmstadt vom 23. April 1844 erzählt.

Kinderzeug bekleidet. Bläuliche Hautflecken, eine Blutkruste am rechten Nasenloch, Blutunterlaufungen am Kopfe, erkannte der Gerichtsarzt als durch Anwendung äußerer Gewalt entstanden, durch Zusammendrückung des Kopfes mit der flachen Hand; der Hals war sehr beweglich, und durch gewaltsames, überstarkes Vor- und Rückwärtsbiegen des Kopfes entstanden. Die Lungen waren mit schwarzem Blute ausgedehnt angefüllt, sie hatten ein plötzliches Hinderniß gefunden, sich in die linke Herzkammer ergießen zu können, wonach das Kind den Erstickungstod erlitten haben mußte.

Pauline Ras, 26 Jahr alt, ein Vagabundenkind, war von früh auf ihrem Vater, einem von Ort zu Ort mit seinem Schleifkarren und seiner ganzen Familie im In- und Auslande umherziehenden Scheerenschleifer folgend, von ihrer Heimath Wonsheim entfernt; sie war von neun Geschwistern die Aelteste, hatte nie, auch nicht eine Stunde lang auf einer Schulbank gesessen, aufgewachsen wie eine Pflanze auf freiem Felde. Ihre Mutter, nicht vom besten Lebenswandel, dem Trunk ergeben, behandelte die Kinder wie die Hunde, und lebte in stetem Hader mit ihrem Manne; nach dessen Tode, wo Pauline das siebente Lebensjahr erreicht hatte, sie das Scheerenschleifergeschäft ein Jahr hindurch fortsetzte, und dann auf der Landstraße, hart am Wege ihren Branntweinrausch verschlafend, nicht wieder erwachte, sondern, da es sehr kalte Winterszeit war, erfror.

Die Leiche ward auf einem Karren nach Brezenheim gebracht, und ehe sie beerdigt worden, entfernte sich Pauline heimlich, weil man — wie sie angab — ihr zumuthete, zur Nachtzeit allein bei ihr zu wachen. Ohne Geld, um bei Hockenheim das Fährtgeld bezahlen zu können, watete sie trotz der Kälte bis an den Leib im Wasser durch die Nahe, und begab sich dort zunächst zu einer armen Familie, die früher sie und ihre Mutter oft beherbergt hatte.

Vierzehn Tage hindurch hielt dieselbe das verlassene Mädchen bei sich, wo sie eine Seiltänzerfamilie, die das Dorf passirte und vernahm, daß sie elternlos sei, zu sich nahm; sie zog gleich anderen Tages weiter mit ihr von Ort zu Ort, Mägdedienste versehend, während die Uebrigen tanzten und musicirten, durch Holland, Belgien und Frankreich bis Charlesroi, wo sie erkrankte und die Gesellschaft verließ.

Nach ihrer Wiedergenesung im Hospital wollte sie nach Deutschland zurück, und erhielt auf dem Polizeiamt Reisegeld. Sie nahm ihren Weg über Paris, ganz allein und ungefähr dreizehn Jahre alt, wo sie bei einem deutschen Wirth einen Dienst erhielt. Fünfzehn Jahr alt verließ sie Frankreich, begab sich nach Hessen-Darmstadt und diente an verschiedenen Orten als Magd.

Ihre letzten Magddienste versah sie zu Messenhausen, wo sie seit dem Jahre 1840 bei verschiedenen Geschirrhändlern, welche mit ihren irdenen Waaren auf einem Karrn von Markt zu Markt zogen, ohne Klage diente. Von Pfingsten 1843, wo sie wegen Schwangerschaft aus dem Dienste trat, zog sie unstät allein von Ort zu Ort und bettelte, zog dann und wann auf kurze Zeit mit Geschirrhändlern umher, und meldete sich in Mainz und Heidelberg, um in eine Gebäranstalt aufgenommen zu werden; sie ward aber abgewiesen, hier, weil die Aufnahme erst kurz vor der herannahenden Niederkunft statt fand, dort, weil Ausländerinnen nicht aufgenommen werden.

Sie kam bis Eschollbrücken, ward hülfsbedürftig von dem Ortsvorstand bei einem Strumpfweber untergebracht, und kam dort nieder. Fünfzehn Tage auf Kosten der Gemeinde verpflegt, trieb sie sich bettelnd umher, bis sie nach Biebesheim kam, wo sie beim Dorfhirten und Nachtwächter einquartirt wurde.

Die ganze Familie schlief in einer Kammer, und für Pauline ward dann ein Strohlager bereitet, worauf sie, ihr Kind im Arme, schlief. Morgens, als die Frau des Dorfhirten aufgestanden und in der Küche beschäftigt war, rief Pauline sie mit ängstlicher Stimme, schnell hereinzukommen, und mit den Worten: Mein Kind ist todt, was mache ich jetzt? zeigte sie der Eintretenden das todte Kind auf dem Strohlager. —

Verhaftet und dreimal verhört, ohne zu gestehen, machte sie im vierten Verhöre Geständnisse, indem sie sagte:

Ich bitte um gnädige Strafe, ich will Alles sagen, wie es ist; ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen. In dem Hirtenhause war das Kind unruhig, ich gab ihm die Brust, es trank nicht recht, beruhigte sich nicht und schrie fort. Ich genirte mich vor den Hirtenleuten, denn in Goddelau, wo ich die dritte Nacht

vorher übernachtete, raisonirte der Wirth und verfluchte mein Kind, weil es auch so schrie. Ich nahm daher mein Kind, welches an meiner linken Seite lag, und drückte es einigemal stark wider meine Brust; darüber ist das Kindchen still geworden. Es regte sich nicht mehr; ich war voll Schlaf und schlief gleich ein. Als ich Morgens erwachte, lag es todt neben mir. Ich kann nicht anders annehmen, als daß es durch mich um's Leben gekommen; vorsätzlich hab' ich's nicht umgebracht, es kann aber sein, daß ihm, als ich es an meine Brust drückte, der Athem ausgegangen, es ist aber auch möglich, daß ich mich im Schlafe auf das Kind gelegt und es so erstickt habe.

Als man ihr erklärte, daß ihrer Angabe nicht voller Glaube geschenkt werden könne, ward sie bereit, „die reine Wahrheit zu sagen und Alles zu gestehn, wie es mit dem Kindchen gegangen."

Denken Sie, begann sie, meine traurige Lage, ich wußte nicht, wo ich Nahrung für mich und das Kind hernehmen sollte. Als ich nach meinem Kindbette von Eschollbrücken weiter wanderte und vor dem Orte angekommen war, kniete ich unter freiem Himmel nieder, und that ein heiliges Gebet zu unserm lieben Herrgott, er möge mir beistehen und das Kindchen zu sich nehmen. Ich wußte nicht wohin und woher. Die Frau des Strumpfwebers hatte mir sechs Kreuzer geschenkt, weiter hatte ich keinen Heller. Ich hatte gar Nichts, als mein Kind und ein Paar armselige Kleider; mein Geld war ausgegeben, ich wanderte weiter, konnte nicht einmal mehr Schlafgeld bezahlen, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Hie und da erhielt ich Etwas zum Lebensunterhalt geschenkt. So traurig auch meine Lage war, so wollte ich mich mit meinem Kinde immer noch fortschaffen.

Wenn nur unser Herrgott das Kindchen zu sich nähme! das war mein ewiger Gedanke, denn wo sollte ich auch hin? Der Vater meines Kindes wollte nichts davon wissen und ist auch, wie seine ganze Familie, blutarm. Nach Obersheim konnte ich auch nicht, denn dort hätte mich Niemand aufgenommen; überall war mein Kind zuviel.

Auch in dem Hirtenhause flehete ich zu Gott, er möge es zu sich nehmen. So kam mir auf einmal der Gedanke,

mein Kindchen umzubringen. Ich dachte: unser lieber Herrgott wird für mich noch Gnade haben. In dem Elend und Kummer hätte ja mein Kind nicht aufkommen können, ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; ich sage Ihnen noch einmal: ich hätte mich und das arme Kind nicht mehr ernähren können. Mich immer so fort zu betteln, konnte ich nicht, und da faßte ich den Gedanken: dem Kindchen ist es besser so, als wenn es in dem Elend umkommt, und als es neben mir lag, habe ich es wider mich gedrückt. Ich drückte es dreimal wider meine Brust und mit der Hand wider den Schlaf, und da ist es ausgeblieben.

Mein Kind, das leugne ich nicht, habe ich umgebracht; in meiner Lage dachte ich aber doch noch Gnade bei Gott zu finden. Ich hätte mein Kind nicht umgebracht, wenn ich für dasselbe und mich zu leben gehabt hätte. Jetzt sehe ich, was ich begangen, deutlicher ein; ich bereue meine That, und hätte ich es noch einmal zu thun, so würde ich es nicht thun; ich würde mich lieber fortgebettelt haben, und wenn ich verhungert wäre. Es ist dies mein erstes Verbrechen, und hoffe ich noch Gnade zu finden.

Ich faßte das Kind mit der Hand am Kopf und drückte es in meine linke Brust, es dehnte sich noch, ich drückte es noch einmal in meine Brust, es fiel darauf ganz matt in meinen Arm zurück, darauf drückte ich es noch einmal mit der Hand an den Schläfen. Vorher schon war das Kind aber ruhig, ich dachte indeß, der Druck an die Schläfen werde es völlig tödten, wenn es noch nicht völlig todt sein sollte. In meiner schrecklichen Lage hatte ich einmal den bösen Gedanken, und da setzte ich die That fort, bis das Kind ganz todt war. Die ganze That kann keine halbe Stunde gedauert haben. Das erste Mal drückte ich das Kind vielleicht ein Vaterunser lang, das zweite Mal dauerte es länger; da kann ich vielleicht eine kleine Viertelstunde lang das Kind an meine Brust gedrückt haben, das dritte Mal drückte ich fest, aber nicht lange, denn es schien mir gleich, daß es gar kein Leben mehr habe. Es geschah zwischen drei und vier Uhr. Dann schlief ich in Folge meiner Müdigkeit ein, bis zu der Zeit, wo ich die Hirtenfrau hereingerufen habe.

Ich dachte, die Sünde sei nicht so groß, wenn ich es umbringe, so lange es noch klein sei, als wenn ich es später gethan hätte. Wer weiß, wie es dem Kinde noch gegangen wäre; es hätte ja auch noch ein Krüppel werden können. Wäre ich nicht in der großen Armuth gewesen, und hätte gewußt, was ich mit dem Kinde anfangen sollte, so hätte ich es nicht gethan.

Das Urtheil brach über „Inquisitin, wegen mit Vorbedacht verübter Tödtung ihres vier und zwanzigtägigen Kindes" den Stab. Der Großherzog milderte im Gnadenwege die erkannte Todesstrafe in lebenswierige Zuchthausstrafe, wobei der Verurtheilten eröffnet wurde, daß, wenn sie sich eine Reihe von Jahren in der Strafanstalt durchaus untadelhaft betragen, alsdann eine fernere Begnadigung in Erwägung genommen werden solle. Dies solle nach Ablauf von acht Jahren erfolgen.

Ohne Heimath, ohne Verwandte, ohne Zufluchtsort, ohne Verdienst und Erwerbsquelle, von allen Hülfsmitteln zur Gewinnung ihres Unterhalts entblößt, arm, in ärmlicher Kleidung, der Winter vor der Thür, das Kind, sie an Arbeit hindernd, ohne Dienst und Unterkommen, obdachlos die Welt durchirrend, hülflos und bedrängt, in Elend, Noth und Verzweiflung, in der Erziehung verwahrlost, ohne Schul- und Religionsunterricht — das war die Lage, in der sich die Unglückliche befand, als sie den Mordgedanken faßte, dessen Bestrafung sie im Entdeckungsfalle wohl kannte, aber von der Größe der Strafe, die sie gesetzlich erwartete, keine Kenntniß hatte, indem sie selbst äußerte: „ich wünsche, daß ich meine Strafe bald bekomme, damit ich wieder die Freiheit erlange; denn ich will meine jungen Jahre nicht im Arrest zubringen."

Trotz ihrer Lebensverhältnisse war sie nicht so verwildert, wie man glauben sollte, sie scheint Achtung vor fremden Eigenthum gehabt zu haben, und scheint auch wenig mit Polizeibehörden in Conflikt gekommen zu sein. Möglich, daß sie nach überstandener achtjähriger Zuchthaushaft ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft später geworden, deren segensreichen Wohlthaten sie in Folge ihrer Geburt und Lebensweise früher nicht theilhaftig gewesen. Uns fehlen — was wir bedauern — die Nachrichten darüber.

# XIV.

# Ein Pfarrer als Postwagendieb und sechsmaliger Mordbrenner.

Durch das Bezirksgericht zu Baden und das Obergericht zu Aarau am 5. und 6. August 1834 zum Tode verurtheilt und enthauptet.

---

Im Dezembermonat 1833 wurde zweimal kurz nacheinander der von Aarau nach Zürich zur Nachtzeit fahrende Postwagen mittelst gewaltsamen Erbrechens des hinteren Deckelkastens um namhafte Summen beraubt, und im darauf folgende Jahre brachen zu Wohlenschwyl, Birchard und Mügewyl Feuersbrünste aus, wodurch acht Gebäude eingeäschert wurden und zwei Menschen ums Leben kamen.

Wer verübte diese Verbrechen? — Der Pfarrer Peter Welti zu Wohlenschwyl. Das wider ihn gesprochene Todesurtheil des Obergerichts des Kantons Aargau enthält ganz kurz zusammengestellt die Sache, also lautend:

Aus den freien Geständnissen und den damit übereinstimmenden Thatumständen geht hervor, daß Peter Welti von Ittenthal, gewesener Pfarrer von Wohlenschwyl, 35 Jahre alt, katholischen Glaubensbekenntnisses, von unbedeutendem Vermögen, wegen beschwerten Diebstahls und mehrfach beschwerter Brandstiftung verführt, schon im Frühjahr 1832, als er die Pfarre zu Wohlenschwyl bezogen, sich in einem nicht unbedeutenden Schuldenstande befunden, theils von seinen früheren, der wissenschaftlichen Bildung geweihten Jahren her, theils in Folge von Geldanleihen, die er bei dem Antritt der Kaplaneipfründe von Stetten und nachher der Pfarrpfründe von Wohlenschwyl, öfter auch im Drange einer schwelge-

rischen und unsittlichen Lebensweise erhoben, die ihn mit gänzlichem häuslichen Verfall zu bedrohen angefangen.

Um sich nun aus dieser mißlichen Lage zu retten, kam er zu dem Entschlusse, den täglich, aber nächtlicher Weile von Aarau nach Zürich fahrenden Postwagen zu plündern.

In dieser Absicht begab er sich am 13. Dezember 1833 früh Morgens halb 2 Uhr von Hause bis zu einem Hügel in der Nähe von Eckwyl, hielt sich daselbst an der Straße versteckt, eilte, als gegen 2 Uhr der Postwagen heranfuhr, demselben nach und nahm, nachdem er den Deckel des am hintern Theile des Wagens angebrachten Kastens durch Aufreißen des Schlußeisens geöffnet, aus einem zugesiegelten ledernen Beutel eine Summe von 1250 Francs an Geld heraus und begab sich damit zu Hause.

Einige Tage darauf, am 19. Dezember, wiederholte er den Postengriff auf dieselbe Weise und am selben Orte, und erbeutete 471 Francs; er befriedigte aus dem Gesammtbetrage von 1721 Francs einige seiner am meisten andringenden Gläubiger.

Durch den Erfolg dieser beiden Unternehmungen noch mehr aufgemuntert, versuchte er noch zweimal dasselbe Verbrechen; beide Versuche schlugen aber fehl.

Seiner Geldverlegenheiten dadurch noch immer nicht enthoben, gerieth Welti nunmehr auf den Gedanken, seine eigene Pfarrwohnung zu Wohlenschwyl, da er seine darin befindliche fahrende Habe bei der schweizerischen Brandversicherungsgesellschaft um 3000 Francs versichert hatte, in Brand zu setzen, um durch den erwarteten Ersatz dieser Summe den Anforderungen der ungestümen Gläubiger zu genügen.

Um aber jeden, auch den fernsten Verdacht hierbei von sich abzulenken, richtete er am 10. Januar 1834, Abends gegen 6 Uhr, seinen Angriff nicht unmittelbar auf das Pfarrhaus, sondern beschlich die Wohnung seiner Nachbaren, Jakob Meyer und Caspar Saxer, und legte in einer hinteren Ecke der Scheune derselben ein Stück brennenden Schwammes, um die Scheune zu entzünden.

Bald darauf, als er sich wieder in die Pfarrwohnung begeben, brach das Feuer aus und äscherte die Wohnung bis auf den

Grund ein. Als jedoch das Pfarrhaus trotz der Nähe des Feuers nicht auch in Brand gerathen sei, begab sich Welti auf die entgegengesetzte Seite seines Hauses und zündete daselbst auf gleiche Weise die Behausung des Jakob und Martin Florian Wirth an, die gleichfalls von den Flammen ganz verzehrt wurde, und in welcher ein Kind von 10 Jahren seinen Tod fand.

Als nichts desto weniger das Pfarrhaus unversehrt blieb, begab sich Welti auf den Estrich seines Hauses und leerte daselbst seine brennende Pfeife in einen Strohsack aus. Aber als dieses zu brennen begann, und dadurch über dem Dache des Pfarrhauses Rauch entstand, ward das Umsichgreifen der Gluth durch die herbeieilende Menge verhindert und der brennende Strohsack auf die Straße hinuntergeschleppt.

Bei diesem Brande wurden 48 Personen ihres Obdachs und mehrentheils auch ihrer Habe beraubt. Aber auch Welti, wegen seines eigenen unvorsichtigen Benehmens mit stündlich stärkerem Verdacht vom Gerichte fortan als Brandstifter vermuthet, ward von dieser Zeit an in noch weit schlimmere Lage als zuvor versetzt, aus welcher er keinen Ausweg zu finden wußte, als durch Verübung neuer Verbrechen, den Anschein von den bereits begangenen von sich abzulenken, und die ohnehin schon in Angst und Schrecken versetzte Gegend auf den Gedanken einer Mordbrennerbande, welche jene verübt habe, zu leiten.

In Ausführung dieses von der Verzweiflung eingegebenen Vorsatzes, begab er sich am 6. Februar, Morgens 5 Uhr, zuerst nach Mügewyl und zündete dort das Haus des Hans Huber mittelst Einschiebung eines Stückes brennenden Schwammes am hinteren Dachtheile an, weckte die Hausleute mittelst Klopfens am Fenster und rettete selbst das Vieh aus dem Stalle.

Das Feuer griff rasch um sich, und geriethen außer dem angezündeten Hause noch vier andere in Brand. Die Schwester des Huber kam in den Flammen um, ihr Bruder und ihre Schwester erlitten starke Brandwunden.

Zwölf Tage später, als aus der Scheune der Gebrüder Seiler zu Wohlenschwyl Stroh genommen, zündete Welti das unter dem Hausdache gelagerte Stroh an, die Scheune ging in Flammen

auf. Drei Tage nachher brannte, gleichfalls von ihm angezündet, die nahegelegene Wohnung des Heinrich Wüst ab.

Nach diesem letzten Vorfalle war Welti bereits so sehr der allgemeine Fingerzeig geworden, daß eine Untersuchung sofort gegen ihn eingeleitet ward, in welcher er, nach mehrmaligen Entweichungsversuchen aus der Haft, nur nach langem Leugnen sich der bisherigen abgefeimten Ausflüchte begab, und das freie Geständniß seiner. Reihe von Missethaten ablegte, wodurch er einen Schaden von 52,503 Francs angerichtet hatte.

„Mit tiefverwundetem reuevollen Herzen sehe ich meine großen Verbrechen ein, und erkenne, als dem Recht und der Gerechtigkeit angemessen, daß die Strafe dem Verbrechen folgt."

Also der Mordbrenner Welti.

Nach der Bestimmung des peinlichen Gesetzbuchs (Satz 170):

„Wenn bei einer Brandlegung durch das Feuer ein Mensch umgekommen, wenn der wirklich ausgebrochene Brand zu wiederholten Malen gelegt, wenn außer dem angezündeten Gebäude auch noch andere aufgezehrt wurden, so ist die Strafe der Tod des Thäters;"

wurde Welti mit dem Tode durch das Schwert verurtheilt.

Dieses Urtheil wurde sofort rechtskräftig, da das Obergericht zugleich Gericht letzter Instanz war.

Zwei Tage nach Erlassung des Urtheils verordnete der Landamann und kleine Rath des Kantons, daß in Folge desselben der Verurtheilte seines Pfarramts zu entsetzen und das Urtheil seinem ganzen Inhalte nach vollstreckt werden solle.

Dies geschah in den ersten Tagen des Septembermonats.

## XV.

# Wer war der Giftmischer?

## Ein unaufgeklärter dreimaliger Gattenmord.

### Entschieden durch Kriminalurtheil der Justizkanzlei zu O. im Jahre 1846.*)

Im Jahre 1816 verehelichte sich in heirathsfähigem Alter Marie Louise, die Tochter des Krämers A. zu O., mit dem Gastwirthe K. Die anfangs glückliche Ehe von zwanzigjähriger Dauer hatte anderen Verlauf und anderes Ende. Zweimalige Feuersbrunst schmälerte das von beiden Gatten zusammengebrachte, verhältnißmäßig nicht unbedeutende Vermögen, und der Schrecken darüber griff die geistigen Kräfte des Ehegatten an; er, der früher als russischer Kriegsgefangener in Sibirien große Leiden erlebt, ward trübsinnig und mußte, gleich einem Kinde, unter Aufsicht gehalten werden, wo er im Jahre 1836 einen unbewachten Augenblick benutzte, um in strenger Dezemberkälte aus dem warmen Bette zu entwischen, in den Brunnen hinabgestiegen und darin, bis an die Kehle im Wasser, längere Zeit zu weilen, bis er, von der ihn suchenden Gattin aufgefunden, vermittelst eines um die Brust geschlungenen Strickes wieder emporgezogen wurde, und trotz sorglicher Pflege wenige Stunden darauf verschied; nachdem er zuvor seine ruhige Besinnung wieder gewonnen und weinend seiner Gattin versichert hatte, wie er selbst einen Grund für seine Handlungsweise nicht anzugeben vermöge.

*) Nach den amtlichen Verhandlungen, besonders der klassischen Vertheidigungsschrift, einem wahrhaften Muster kriminalistisch-juridischen Scharfsinnes bearbeitet.

Nächster Nachbar des K.schen Gasthauses, täglicher Stammgast in dortiger Schenkstube und eifriger Verehrer der jetzt verwittweten Gastwirthin, war bereits seit Jahren der Cantor des Ortes — er wird Beau genannt. Alle in dem später gegen die Gastwirthin, wegen Verdachts des Gattenmordes anhängigen Kriminalprozesse vernommenen Zeugen bekundeten einhellig: „der Cantor sei in die Frau K. ganz weg gewesen." Ein Gerücht besagte, seine Huldigungen hätten bei Lebzeiten ihres Mannes Erhörung gefunden; diese Nachrede entbehrte indeß des Beweises, und ward auch deshalb unwahrscheinlich, weil, während sonst der Genuß die Leidenschaft zu ertödten pflegt, Beau's Begierde fortwährend sich steigerte, und er nicht im Stande war, vor seinem später näher zu erwähnenden Tode dem Drange zu widerstehen, noch einmal seine Geliebte zu sehen und mit einem zärtlichen Kusse Adieu für diese Welt zu sagen.

Beau's Liebe war eine leidenschaftliche. Früher selbst verheirathet, darauf seit Jahren Wittwer, trug er der Wittwe K. seine Hand an, aber vergeblich. Die Wittwe, älter geworden, gab weniger auf leidenschaftliche Zuneigung, als auf andere Eigenschaften des Mannes, auf einen verständigen Haushalter mit einigem Vermögen. Und so schritt sie mit einem, ihr von ihren Verwandten empfohlenen anderen Bewerber S., nachdem alle Bewerbungsversuche Beau's gescheitert waren, 1837 zur zweiten Ehe. Der Cantor spielte bei der kirchlichen Trauung die Orgel, und die Gemeinde begriff nicht, weshalb er, sonst so taktfest im Spiel, heute so wild auf die Tasten schlage.

Die glücklich und zufrieden begonnene Ehe hatte indeß schon am 16ten Tage nach der Heirath durch plötzliches Absterben des Mannes ein Ende. Es war am Tage der Kirchweih in einem nahe gelegenen Orte, wo der junge Ehemann mit einem Verwandten zusammen zu treffen beabsichtigte, der bei ihm vorkommen und ihn abholen wollte, indeß ausblieb, worauf S. sich eines anderen besann und nicht hinging, vielmehr seine Frau mit den Kindern zur Kirchmeß gehen ließ.

Letztere schickte sich dazu an, aß, mit den Kindern vorher noch Butterbrod, woran auch ihr Ehemann Theil nahm. Gleich=

zeitig trat der Nachbar, Cantor Beau, der auch in neuerer Zeit seine täglichen Besuche nicht eingestellt hatte, in das Zimmer, auch seinerseits ein Frühstück fordernd. Der junge Ehemann holte zwei Glas Schnaps herein, und während sich die Frau um 11 Uhr mit den Kindern auf den Weg begab, durch den Garten begleitet von ihrem Manne, war Beau allein in der Stube, woselbst Brod und Butter auf dem Tische standen.

Als Jener zurückkehrte, setzte er sich am Tische neben Beau nieder, und Jeder verzehrte sein Frühstück und Schnaps, worauf sich Letzterer nach Hause begab.

Gegen 1 Uhr kehrte die Ehefrau S. von der Kirchmeß zurück, traf indeß ihren Mann, gleich nach dem mit Beau genossenen Frühstücke unwohl geworden, an. Mehrfaches Erbrechen und Leibschmerzen veranlaßten ihn, sich zu Bett zu begeben. Ein zufällig in's Haus kommender Chirurg wurde befragt, er verordnete ein auf den Magen zu legendes Senfpflaster, welches auch gleich von der Ehefrau angewandt wurde. Als anderen Vormittags 11 Uhr der Chirurg sich wieder einfand, traf er den Patienten sehr krank an und gab ihn verloren, und wirklich verschied er nach Verlauf einer Viertelstunde. Die Wittwe wollte ihrem zweiten Mann dieselbe Ehre zu Theil werden lassen, die sie dem ersten hatte angedeihen lassen: die Leiche blieb fünf Tage lang über der Erde stehen, jedem zur Ansicht frei.

Nach des Ehemanns Tode fiel sein Vermögen seinen Verwandten zu, und die Wittwe mußte sich, um einen männlichen Beistand in der Wirthschaft zu gewinnen und Behufs Verbesserung ihrer Vermögensverhältnisse nach einem nicht ganz unbemittelten Manne umsehen.

Wiederum war es der Cantor, der wiederholt während des Wittwenstandes dringend und ungestüm um die Hand der Wittwe anhielt. Aber seine Verhältnisse paßten ihr nicht, er konnte die Küsterei nicht aufgeben, war Freund des Branntweins und eignete sich nicht zum Vorstand einer Schenkwirthschaft. Zudem mochte sie noch andere Eigenschaften von ihm wissen, indem sie einer Freundin, die ihr zuredete, ihn zu nehmen, erwiderte: „den habe ich kennen gelernt, den nehme ich nicht.“

Sie erwiderte Beau's Zärtlichkeit mit der größten Kälte, und befahl ihrer Magd, wenn Beau sie besuche, stets im Zimmer zu bleiben, oder einen Vorwand aufzunehmen, um sie hinaus zu rufen.

Unterdessen knüpfte die Wittwe auf Andringen ihrer Verwandten mit einem anderen Bewerber, dem pensionirten Wachtmeister C. an. Er galt für grob und heftig; die Bauern, bei welchen er im Quartier gelegen, seufzten über die „Wuth und Desperation seines Charakters." Wie es hieß, hatte er sich einiges Vermögen erspart und bezog 80 Thaler jährliche Pension. Die Wittwe willigte ein, und der Cantor war zum zweitenmale in der verzweifelten Lage, einem siegenden Nebenbuhler zur Hochzeit auf der Orgel aufzuspielen.

Im Beginn der neuen Ehe besuchte Beau nach wie vor das Haus, er lud auch den neuen Gatten zum Essen zu sich ein, indeß warnte die Ehefrau ihren Mann, nicht in seines Feindes Haus zu gehen, namentlich dort nicht Speisen zu sich zu nehmen.

Ueber das Mißlingen seiner Pläne scheint Beau, von Gewissensbissen gefoltert, zur Verzweiflung gebracht zu sein. Man hat — nach Zeugenaussagen — ihn am Tage vor seinem Tode: „Rabenstein, o Rabenstein!" und „Morgen um diese Zeit werden die Leute etwas Anderes von mir sagen," für sich murmeln hören und mit den Augen gen Himmel blicken; Andere sahen ihn händeringend und für sich hin seufzend in seinem Garten auf- und abgehen. Noch einmal ging er zur Ehefrau C., nahm mit einem heißen Kusse „Abschied für diese Welt," und war folgenden Tages (22. Juni 1838) unmittelbar nach dem Genusse einer Tasse Kaffee in seinem Hause verschieden; er hatte allem Anscheine nach selbstmörderisch durch Gift seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Wachtmeister brachte es indeß nicht zu einer friedlichen Ehe, er verletzte seine Frau durch Grobheit, schmutzige Reden und harte Behandlung der Vorkinder. Sein gehofftes Vermögen war nicht vorhanden, die Wirthschaft ward lässig betrieben, die Schulden mehrten sich, Klagen und Executionen häuften sich, der Ausbruch des Concurses schien unvermeidlich. Dazu kam, daß der alte Invalide hinfällig und krank wurde; eine Lähmung der Hände und Füße trat ein, nach sechs Wochen langem Siechthum endete

er am 20. September 1843 durch einen ruhigen Tod die fünfjährige Ehe.

Der Arzt, der den kranken Wachtmeister behandelte, scheint den Tod desselben nicht erwartet zu haben. Er gab dem Verdacht einer Vergiftung Raum, den er in einer Anzeige an das Amt aussprach, welches die Untersuchung gegen die Wittwe einleitete. Sofort stellten sich verdächtige Umstände heraus, indem nicht nur erweislich Fliegengift in Besitz der Eheleute C. und selbst im Krankenzimmer gewesen, sondern auch die Beerdigung der Leiche sehr bald stattgefunden — obwohl gegen den Wunsch der Wittwe auf Anordnung des Pfarrers. Die Wittwe wurde am 22. September 1843 zur Haft gebracht, und schmachtete von jenem Tage an drittehalb Jahre, hinwelkend in einem kellerartigen Verließ mit halbdunkelm Dämmerlicht, in Folge der, durch die Verwicklung der Sache und insbesondere durch die Schwierigkeit der ärztlichen und chemischen Prüfungen so lange währenden Untersuchung wegen Giftmordes, welche das Urtheil der Justizkanzlei zu D. dahin entschied, daß die Angeschuldigte „von dem Verdachte, an der höchst wahrscheinlich durch den Cantor Beau verübten Vergiftung ihres zweiten Ehemanns, auf strafbare Weise, sei es als Miturheberin, Gehülfin oder Begünstigerin des Verbrechens Theil genommen, als auch den Tod ihres dritten Ehemannes, während dessen Krankheit, durch Beibringung von Gift bewirkt zu haben, von der Instanz zu entbinden, da der, dieser verbrecherischen Handlungen wegen auf ihr lastende, dringende Verdacht durch die stattgehabte Untersuchung nicht entfernt, der Hergang der Sache aber nicht vollständig hat aufgeklärt werde können."

Die Untersuchung gegen die Wittwe C. erstreckte sich nicht allein auf diese beide. Todesfälle, sondern auch wegen des Todes ihres ersten Mannes und Beau's wurde nachgeforscht. Alle auftretenden Zeugen sind von der Schuld der Wittwe nicht allein von vornherein überzeugt, sondern ein großer Theil läßt der Fantasie und Selbsttäuschung so freien Spielraum, daß einer derselben eine unheimliche Aehnlichkeit der Angeschuldigten mit einem in seiner Jugend gesehenen Wachsbilde der Giftmischerin Gesina Timm bemerkt haben will. Ja — man zog sogar noch zwei frühere Todesfälle

von Personen, eines Artilleristen und des eigenen Vaters der Angeklagten, die unter ihrer Pflege gestorben, mit hinein; der Verdacht stellte sich indeß als durchaus grundlos in beider Hinsicht dar.

Was den Tod des ersten Ehemannes der Angeschuldigten sodann betrifft, so hat sich nicht das Mindeste, sie Beschwerende ergeben.

Das Absterben des zweiten Ehemannes war dagegen Gegenstand ausführlicher Untersuchung. Die Wittwe entsann sich nämlich, und es bildete sich bei ihr selbst der Verdacht einer absichtlichen Vergiftung desselben aus, wie sie von Beau unter dem Vorwande, daß dieser Ratten im Hause habe, veranlaßt sei, an eine Bekannte, die Frau eines Chirurgen, um Gift zu schreiben. Es war zwar diese Bestellung vergeblich gewesen, indem dieselbe das verlangte Gift nicht übersandte.

Dahingegen hatte Beau später wieder unter dem Vorwande einer beabsichtigten Rattenvergiftung, wenige Tage vor dem Tode des zweiten Ehemannes, Gift von einer Apotheke gefordert und erhalten, und wie die Wittwe vernahm, daß keine Ratten in Beau's Wohnung seien, so lag der Verdacht gegen den Küster nicht fern.

Im Laufe der Untersuchung ergab sich eine weitere Verbreitung und freilich auch ein hinreichender Grund solchen Gerüchts. Die chemische Untersuchung der wieder aufgegrabenen Reste der Leiche des zweiten Ehemannes ergab das Vorhandensein von Arsenik und Kupfer, und nach dem gerichtsärztlichen Gutachten soll er durch Arsenik in Form des sogenannten Fliegensteins vergiftet sein; wogegen von großer Bedeutung die Ermittelung war, daß der dortige Boden durchgängig Arsenik enthalte, und daß insbesondere der Kirchhof, als Reservoir mannichfacher, seit Jahrhunderten angesammelter metallischer und nach und nach gänzlich oxydirter Sargbeschläge, sehr reich mit Arsenik und zwar in aufgelöster Form geschwängert ist, da bekanntlich alles Eisen eine geringe Quantität Arsenik enthält.

Angenommen, der zweite Ehemann sei durch ihm beigebrachtes Gift gestorben, so kann man aus den Verhandlungen nur dahin gelangen, daß nicht seine Frau, sondern Beau der Giftmischer

gewesen. Seit Jahren eifriger Bewerber um die Angeschuldigte, „ganz weg in dieselbe,“ hatte er Alles aufgeboten, die zur Wittwe gewordene Frau zu besitzen. Alle Versuche waren gescheitert; die Verwandten wollten sich zur Begünstigung seiner Bewerbung nicht verstehen, der siegende Nebenbuhler durch Geld sich nicht abkaufen lassen. Hingerissen von Leidenschaft, unfähig seiner Liebe zu entsagen, aufgestachelt durch den täglichen Anblick der zwischen seiner Angebeteten und dem Nebenbuhler herrschenden Zärtlichkeit, kam der Verschmähte auf verzweifelte Gedanken. Er verschaffte sich Gift, und acht Tage darauf war der Ehemann seiner Angebeteten eine Leiche.

Es stellten sich bei ihm, unmittelbar nach jenem Frühstücke, welches Beau einige Minuten unbewacht bei sich gehabt, alle Zeichen der Vergiftung ein. Nach dem Tode des Ehemannes bewirbt sich Beau auf's Neue, abermals verschmäht, beabsichtigt anscheinend neue Verbrechen gegen den neuen Gatten seiner Angebeteten, und macht allem Anscheine nach selbstmörderisch, wiederum durch Gift, seinem Leben ein Ende.

Der Verdacht gegen die Angeklagte zerfällt in Berücksichtigung der Thatsachen, daß sie nicht für sich, sondern für Beau Gift von der Chirurgenfrau verlangte, daß sie, als sie erfahren, Beau habe keine Ratten im Hause, gerade die Erste war, welche einen desfalls erwachenden Argwohn gegen die Bekannte äußerte. Zudem brachte sie selbst den Verdacht, daß ihr Ehemann vergiftet sei, zuerst zur Sprache. Eben so wenig läßt sich ein nur einigermaßen vernünftiger Grund ermitteln, weshalb sie schon während der ersten sechzehn Tage ihrer neueingegangenen Ehe den Tod ihres Mannes gewünscht hätte.

An dem Tode Beau's ist die Angeklagte durchaus schuldlos, auch nicht im entferntesten Grade hat sich eine Spur von Verdacht ergeben.

Rücksichtlich des Todes des dritten Ehemannes, des Wachtmeisters E., gründete sich der Verdacht gegen dessen Wittwe auf eine beim Gericht angebrachte Denunciation des Arztes, der den Verstorbenen während seiner Krankheit behandelt hatte. Es ergab sich indeß gegen die Angeschuldigte nichts, wohl aber, daß der Arzt dem Verstorbenen als Arznei: Phosphor und Morphium in

Massen verordnet hatte, der gewöhnliche käufliche Posphor fast immer mit Arsenik geschwängert ist, wie denn auch der zur Arznei verwandte Phosphor in der Apotheke bei der chemischen Untersuchung unzweifelhaft Ablagerungen von metallischem Arsenik ergab. Nach dem chemischen Gutachten „blieb durchaus unentschieden, ob außer der Arznei noch sonst Arsenik in den Körper des Verstorbenen gekommen sei, indem alle vorgefundenen Arsenikspuren lediglich aus der Schwängerung der Medicin mit diesem Stoffe zu erklären sind," während der den Verstorbenen behandelnde Arzt eine acute Arsenikvergiftung am Nachmittage des 19. Septembers behauptet.

Der Gerichtshof, welcher das vorläufig die Angeklagte freisprechende Urtheil erließ, sieht sie als Miturheberin, Gehülfin und Begünstigerin der höchst wahrscheinlich durch den Cantor Beau verübten Vergiftung des zweiten Ehemannes und als Mörderin durch Gift ihres dritten Ehemannes an; der Hergang der Verbrechen habe aber nicht gründlich aufgeklärt werden können.

Rücksichtlich des ersten Giftmordes ist bereits oben die Uebereinstimmung der Ansicht des Vertheidigers mit der des Gerichtshofes dahin dargethan, daß derselbe von Beau verübt sei, und es bleibt nur noch übrig zu erwägen, ob die Angeschuldigte darum gewußt, Miturheberin gewesen, dabei geholfen oder die That begünstigt habe.

Eine derartige strafbare Theilnahme glaubt der Gerichtshof darin gefunden zu haben, daß sie um Gift an eine Bekannte sich schriftlich gewandt habe, Reue über die übereilte neue eheliche Verbindung gehabt und ihre Auflösung gewünscht, weil ihr zweiter Ehemann nicht das erwartete Vermögen besessen, anfangs bei seinem Tode mit einer gewissen Geflissenheit den Verdacht eines Verbrechens von Beau, wie von sich abzulenken sich gemüht, dagegen nach Beau's plötzlichem Tode sich geäußert habe: „Beau habe erst ihren Mann und dann sich vergiftet;" auch sei einigermaßen verdächtig, daß sie keine amtliche Untersuchung des auffallenden Todes ihres zweiten Mannes beantragt habe.

Wie leicht diese Argumente in der „Wagschale der Göttin Gerechtigkeit" wiegen, um die Schuld der Angeklagten aufzubürden, bedarf kaum der Erwähnung.

Bei dem Tode des dritten Mannes nimmt das Urtheil eine absichtliche Arsenikvergiftung ohne Weiteres an, und trifft, nach der Ansicht des Gerichts, der Verdacht der Giftmischerei die Angeklagte allein, weil sie durch Beau einige Tage vor dem Absterben ihres Ehemannes Fliegenstein erhalten, den Letzterer auf drei Scherben zubereitete, die im Krankenzimmer aufgestellt worden. Ihre nichtglückliche Ehe mit ihm und der während derselben stattgefundene Verfall ihres Vermögens seien erhebliche Motive zu der verbrecherischen Handlung, ihrem Manne auf dem Krankenlager von jener Mischung etwas zugleich mit der Arznei einzuflößen. Ein letzter Schluß wird dem Charakter der Angeklagten entnommen, da sie allgemein als schlau, verschmitzt und raffinirt geschildert werde.

Also die Motive des gerichtlichen Urtheils!

Wir lassen beide von uns vorgetragene Ansichten neben einander stehen und überlassen dem Leser, sich sein eigenes Urtheil über diesen, nicht aufgehellten Kriminalfall zu bilden.

# XVI.

# Mord des Ehemanns

und

## Zerstücklung seines Leichnams durch die Ehefrau.

Ein gräßlicher Kriminalfall; abgeurtheilt vom Fürstlich Lippe'schen Kriminalgericht zu Detmold am 14. September 1850.

---

Die unlängst in allen Zeitungen mitgetheilte Nachricht von dem Funde einer Strohtasche, welche ein unbekanntes Frauenzimmer an einem Pfeiler der Themsebrücke zu London niedergesetzt, und worin sich Theile eines zerstückelten menschlichen Körpers vorgefunden, hat die Fantasie und Neugier aller Zeitungsleser im höchsten Grade in Anspruch genommen. Die eifrigsten Bemühungen der Londoner Polizei, dem unmenschlichen Verbrecher auf die Spur zu kommen, sind bisher durchaus fruchtlos gewesen.

Zu dieser furchtbaren Unthat in der Weltstadt London hat das Dorf Wöbbel im Fürstenthume Lippe=Detmold ein Seitenstück aufzuweisen, den Fall eines Gattenmordes und der Zerstücklung der Leiche, der sich gerade vor acht Jahren daselbst ereignete. Die Schilderung dieser grauenhaften That sei den nachfolgenden Seiten des Volks=Pitavals anvertraut.

Der Fall bewahrheitet den Ausspruch des alten Rabbi Ben Akiba in Gutzkow's Trauerspiel: Uriel Acosta: „Alles schon dagewesen!" —

Am 6. März 1850 nahm der Knecht eines Pächters am Ufer des unmittelbar am Dorfe Wöbbel vorbeifließenden Emmer=baches, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend und durch

Zum Volk's Pitaval Bd. 1. Lief. 6.



Mord des Gatten und Vernichtung des Leichnam's.

einen Dornenstrauch festgehalten, ein Stück Leinen wahr, welches ihm wie ein Hemd erschien. Er zog mit einem Haken dasselbe auf das Ufer, und entdeckte darin die Brust eines Menschen; bei genauerer Besichtigung ergab sich, daß dieser Körpertheil den Rumpf eines Menschen, oder genauer, den oberen Theil eines Rumpfes bildete, indem die untere Bauchgegend von den Hüften an nebst den Schenkeln und Unterbeinen und ebenso der Kopf und beide Arme fehlten.

Die nähere, sofort durch den Gerichtsarzt vorgenommene Untersuchung stellte heraus, daß das Leinen ein zum Theil zerschnittenes Hemd war, an dem Rumpfe des Halses mit einem Bändchen in einen Knoten zugebunden, und daß die Hemdärmel an der Stelle abgetrennt waren, welche den Stummeln beider Arme entsprach. Ein eingenähtes Zeichen im Hemde fand sich nicht.

Der Gerichtsarzt erklärte, daß der Rumpf nach der Beschaffenheit der Brust und der sich am Halse zeigenden Barthaare, Theil eines männlichen Körpers sei, daß Kopf, beide Arme und die untere Hälfte des Bauches nebst Schenkeln und Beinen durch ein schneidendes Instrument abgetrennt seien, und daß die Zeit, in welcher der Rumpf im Wasser gelegen, die Dauer von einigen Tagen nicht überschreiten könne.

Nachträglich wurden auch zwei Menschenarme und der Unterleib mit den Schenkeln im Emmerflusse aufgefunden. Auch diese Theile wurden einer Besichtigung durch den Gerichtsarzt unterzogen, der eine Obduction sämmtlicher gefundener Körpertheile vorschriftsmäßig vornahm und in Verbindung mit dem Amtschirurg sein Gutachten dahin abgab, daß eine Verblutung des Getödteten stattgefunden und in Folge deren der Tod desselben erfolgt sei.

Die mittlerweile stattgefundene Vernehmung mehrerer Personen gab zu der Vermuthung Anlaß, daß die aufgefundenen Theile des menschlichen Leichnams dem Colonen Christian Hötger angehörten. Man glaubte dies an der röthlichen Farbe der Haare am Halse und in den Achselhöhlen zu erkennen.

Damit brachte man den Umstand in Verbindung, daß Hötger seit dem Abend des 4. März nicht mehr gesehen worden. Sein Bruder, gleichfalls im Dorfe wohnend, sagte geradezu aus, er

zweifle nicht daran, daß sein Bruder Christian ermordet worden sei, obwohl er Niemanden damit bezüchtigen könne. Uebrigens habe zwischen seinem Bruder und dessen Ehefrau schon länger kein gutes Verhältniß obgewaltet, und Letztere soll ihrem Ehemann, als er im verflossenen Jahre, seine Reise nach Holland zum Grasmähen, wie im Lippeschen und mehreren Theilen Westfalens üblich ist, angetreten, auf der Straße nachgerufen haben: „sie wünsche, daß er nimmer wiederkehre."

Damit steht die Aussage eines anderen Zeugen in Verbindung, wonach ihm die Ehefrau Hötger 50 Thaler versprochen habe, wenn er auf einer gemeinschaftlich mit ihrem Manne unternommenen Reise ihn in's Wasser stoße.

Man schritt — dieses Alles vorgängig — zur Vernehmung der Ehefrau Hötger nunmehr.

Sie gab an: ihr Ehemann sei am 4. März mit ihren Schwägern, den Colonen Hötger und Richter am Amte zu Schieder gewesen und von dort gegen Abend heimgekehrt, habe sich aber dann noch im Dorfkruge aufgehalten, sei in etwas berauschtem Zustande nach Hause gekommen, habe sich wieder entfernt, sei gegen 7 Uhr abermals zurückgekehrt, mit ihr und einer den Tag über beschäftigten Näherin zu Abend gegessen, und sei darauf, nachdem er statt der schon abgelegten Stiefel, Schuhe angezogen, nochmals ins Dorf gegangen.

Von diesem Ausgange sei er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt. —

Da diese Aussage den Verdacht nicht beseitigte, daß die Ehefrau Hötger um das Verschwinden ihres Mannes wisse und daß der Letztere gewaltsam um's Leben gekommen, so schritt die Behörde zu einer sorgfältigen Untersuchung des Hötger'schen Hauses.

Während sich in der Wohnstube nichts Auffallendes vorfand, fanden sich in der Schlafkammer auf dem Fußboden, im Bette und an anderen Gegenständen zahlreiche Blutspuren, unterhalb des Bettes sogar geronnenes Blut. Ebenso ließ ein auf dem Zaune am Hause gefundener frisch gewaschener Sack Blutmale erkennen. Nach Angabe der Hötger sollten diese Blutspuren von Nasenbluten, Fingerverletzung u. s. w. herrühren.

Der durch diese Entdeckungen gegen die Hötger gesteigerte Verdacht wurde durch die Ermittelung noch dringender, daß dieselbe am Abende des 4. März auf dem Wege nach der Emmer mit einem Packen unter dem Arme gesehen worden war. Die auch an diesem Tage wiederum im Hötger'schen Hause beschäftigte Näherin bekundete, daß die Hötger den Tag über viel außerhalb der Wohnstube zugebracht, und eine unruhige Geschäftigkeit gezeigt, auch über die Abwesenheit ihres Mannes mit Hindeutung auf einen Selbstmord gesprochen habe. Auch wollte diese Zeugin am Vormittage in dem Hötger'schen Hause ein Hacken vernommen haben, daß sie für Holzhauen gehalten. Am Abend war die Hötger zu drei verschiedenen Malen ausgegangen, und ängstlich keuchend wieder zurückgekehrt.

Am Tage darauf sei, nach Aussage derselben Näherin, der Bruder des Vermißten in das Haus gekommen und habe, nachdem die Ehefrau Hötger auf seine Frage: wo ihr Mann sei? entgegnet: er sei schon seit Montag abwesend, gesagt: sie hätten ihn soeben auf einem Schiebkarren hingeschoben; der Kopf sei ihm ab; worauf die Hötger lachend versetzt habe:

„dann hat ihn der Teufel unter Händen gehabt; das hat er nicht besser verdient."

Zudem ermittelte sich, daß die Hötger am Abende des 4. März mehrere ihrer weiblichen Bekannten aufgefordert, die Nacht zu ihrer Gesellschaft in ihrem Hause zuzubringen, und sich auch hiebei ängstlich und aufgeregt gezeigt habe, und ein Nachbar bekundete, sie auch Tages darauf in ungewöhnlich früher Tagesstunde bereits außer dem Hause gesehen zu haben.

Bei der vorgenommenen Obduction des Leichnams hatte die Ehefrau Hötger die gleichgültige Zuschauerin abgegeben, als am 11. März sie den mit ihrer Bewachung im Gefängnisse beauftragten Polizeibeamten ein Geständniß der Ermordung ihres Mannes ablegte, welches sie am folgenden Tage auch vor Gericht wiederholte und welches kurz dahin ging, daß sie in Folge eines zwischen ihr und ihrem Ehemann am 4. März Abends nach dem Nachhausegehen der Näherin entsponnenen Zwistes in der Schlafkammer, woselbst sie zuerst körperlich von ihm mißhandelt worden,

ihn im Zorn mit einem Stück Holz von hinten mehrmals auf den Kopf geschlagen habe, während er, vor dem Bette stehend, im Begriff gewesen, seine Beinkleider über die Füße abzuziehen, und daß er in Folge dieser Schläge zu Boden gestürzt sei.

Sie habe dann die Kammer verlassen, und als sie nach einer Viertelstunde wieder hinein gegangen, wahrgenommen, daß er todt sei. Bestürzt über diesen unerwarteten Tod, habe sie den Leichnam etwas weiter unter das Bett geschoben und die Nacht mit ihren Kindern in der Wohnstube zugebracht.

Um die That zu verbergen, habe sie sich am andern Morgen entschlossen, den Körper zu zerstückeln, um ihn in einzelnen Stücken zu gelegener Zeit fortzuschaffen. Sie habe sich nicht anders zu helfen gewußt und diesen Vorsatz ausgeführt, indem sie mit Hülfe eines Rasirmessers, womit sie die weichen Theile durchschnitten, und mit einer Barte, womit sie die Knochen durchgehauen, zuerst den Kopf vom Rumpfe, dann beide Arme zwischen Schultern und Ellenbogen, darauf den Oberleib vom Unterleib, endlich beide Beine unterhalb der Kniee, getrennt; des Abends aber diese verschiedenen Theile in einem Aschenlaken nach und nach in vier Gängen an den Emmersbach getragen und in's Wasser geworfen habe.

Als zweifellos stellte sich im Laufe der Untersuchung heraus, daß die Hötger weder Helfershelfer, noch Mitwisser bei ihrer Mordthat gehabt hatte; und so konnte nur ein umfassendes, mit den äußeren Umständen übereinstimmendes Geständniß derselben über das begangene Verbrechen vollständiges Licht verbreiten.

Indeß hielt sie anfänglich ihre Aussage dem Hauptinhalte nach hartnäckig fest, und wäre vielleicht dabei geblieben, wenn nicht Umstände hinzugetreten, welche die ungewöhnliche Geistesstärke dieser Frau erschüttert und den Bemühungen der Untersuchungsrichter in die Hände gearbeitet hätten.

Dahin gehörte eines Theils der Eindruck, welchen, nach mehrwöchentlicher einsamer Haft, das Wiedersehn ihrer Wohnung, des Schauplatzes ihrer verbrecherischen That, und ihrer Kinder auf sie machte, als sie am 4. April nach dem Dorfe Wöbbel geführt wurde, um daselbst die Erzählung des Herganges der Tödtung bei unmittelbarer Anschauung der Localitäten zu wiederholen.

Anderen Theils wurde ihre Festigkeit durch Visionen erschüttert, die sie im Gefängnisse beunruhigten, indem sie wähnte, die Seele ihres Mannes habe keine Ruhe, weil er ohne vorherige Versöhnung mit ihr gestorben sei.

Schon bei der erwähnten Vernehmung zu Wöbbel änderte sie ihr Geständniß dahin ab, daß sie nicht mit einem Holze, sondern mit der Art den Mord begangen habe. Nach einer mit dem Pfarrer von Cölln gehabten Unterredung gestand sie im Verhöre, um das sie bitten ließ, daß sie durch das unglückliche Verhältniß, worin sie mit ihrem Manne gelebt, zu dem Entschlusse gekommen sei, sich durch seinen gewaltsamen Tod von ihm zu befreien; ebenso gestand sie, schon früher einen mißlungenen Versuch, ihn zu morden unternommen zu haben.

Hören wir nunmehr das vollständige Geständniß der Gattenmörderin über ihr Leben und ihre entsetzliche That! Karoline Hötger, die Tochter des Colonen Köstering, zu Wöbbel im Jahre 1819 geboren, mithin zur Zeit der That etwa 31 Jahre alt, als Schülerin nach dem Zeugnisse des Pfarrers, der sie in ihrem vierzehnten Lebensjahre confirmirte, wohlbegabt und gelehrig, durch ordentlichen Schulbesuch und Fleiß, wie durch Achtsamkeit, Folgsamkeit und sittliches Betragen sich auszeichnend, blieb nach der Confirmation im elterlichen Hause als einzige Tochter ihrer Eltern, die in Unfrieden mit einander lebten, welches unselige Familienverhältniß den ungünstigsten Einfluß auf sie übten, besonders da die Mutter dem Trunke ergeben war. Wegen ihrer körperlichen Schönheit hieß sie als Mädchen im Dorfe „die schöne Karoline.“

Ihr späterer Ehemann, Christian Hötger, war ihr Vetter, der Sohn einer Schwester ihres Vaters, und diente als Knecht auf dem von Donop'schen Gute zu Wöbbel. Aus dem vertraulichen Verhältnisse Beider ging ein Kind hervor, welches indeß bald starb; doch scheint trotz dieses vertrauten Umganges ihre Neigung zu dem Vetter schon damals nicht aufrichtig gewesen zu sein; auch wünschten ihre Eltern ihre Ehe mit demselben nicht, wozu sie sich — nach ihrer eigenen Aussage — auch lange Zeit nicht habe entschließen können.

Indeß brachte das zwischen ihnen fortgesetzte vertrauliche Verhältniß eine abermalige Schwangerschaft zu Wege, und die Heirath ward vollzogen, die nach siebenjähriger Dauer durch den Tod des Ehemannes endete, während welcher Zeit sie außer dem zweiten außerehelich erzeugten und ebenfalls gestorbenen Kinde, noch drei Kinder gebar, wovon zwei zur Zeit der That noch lebten.

Obwohl in guten Vermögensverhältnissen lebend, war die Ehe nicht glücklich; die Schuld wird der Ehefrau Hötger beigelegt. Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit gegen ihren Mann waren die Hauptursachen; launig und unzufrieden mit ihrer kleinen, der des Vaterhauses allerdings wenig entsprechenden häuslichen Einrichtung, selbst dem Branntwein ergeben, entfremdete sie den Mann durch unfreundliches Betragen vom Hause, so daß auch er sich an das Wirthshausleben gewöhnte.

Er selbst war sehr gutwillig und früher mäßig; nur aus Verdruß über das Betragen seiner Frau sich dem Trunke ergebend. Sie wußte nichts gegen ihn vorzubringen, außer daß er nicht theilnehmend genug gegen sie gewesen und häufig ausgegangen sei, während sie allein im Hause habe sitzen müssen.

Der eigentliche Grund hat aber — nach Ansicht der Zeugen — darin gelegen, daß sie als Tochter eines wohlhabenden Bauern, ihre eheliche Verbindung als eine Mißheirath ansah, und sich doppelt getäuscht fühlte, als sie von ihrem Manne nicht die aufmerksame Behandlung erfuhr, welche sie vermöge ihres besseren Standes beanspruchen zu dürfen glaubte.

Als nun ihr Ehemann immer kälter und verschlossener gegen sie wurde, und — wie sie sagte — soweit ging, ihr mitunter mit körperlicher Mißhandlung zu drohen und stets Schweigen zu gebieten, verwandelte sich ihr stets genährter Aerger in bittersten Groll, der sie auf den Gedanken brachte, besser mit ihren Kindern allein leben zu können.

Wiederholt versuchte sie deshalb sich eigenmächtig von ihrem Ehemanne zu trennen und ging auch den Pfarrer zu Wöbbel zur Forderung einer Ehescheidung an; allein alle diese Schritte blieben erfolglos.

Da schritt sie zum Verbrechen des Mordes. —

Den ersten Mordversuch unternahm sie im Jahre 1848 während ihrer Schwangerschaft mit ihrem jüngsten Kinde. Nach ihrer Angabe versetzte sie damals zur Nachtzeit ihrem im Bette neben ihr schlafenden Manne mit derselben Barte, welche ihr auch später zum Mordwerkzeuge diente, heftige Hiebe auf den Kopf, wälzte ihn, davon betäubt, aus dem Bette und der Schlafkammer auf die Hausflur, um sagen zu können, ihr Mann sei in einem Anfalle von Epilepsie auf das dort liegende Holz gefallen und sei an der dadurch erhaltenen Kopfwunde verblutet.

Der Versuch mißlang indeß, indem sich der Geschlagene von der Betäubung erholte. Sie rief gefaßten Sinnes die mit ihr im Hause wohnende Ehefrau Rey zu Hülfe, verband mit derer Hülfe ihren Mann und brachte ihn wieder ins Bette. Ob er selbst die Angabe seiner Frau damals geglaubt, ist unermittelt geblieben; indeß will sein Bruder von ihm die Aeußerung gehört haben: „seine Frau habe ihn unter Händen gehabt.“ Bei diesem Mordversuche, wie bei dem späteren wirklichen Morde ist sie — nach ihrer Aussage — mit B e t e n an die That gegangen. Auch will sie nach diesem Versuch das eheliche Leben mit ihrem Manne fortzusetzen versucht haben; aber sie erneuerte auch zugleich Trennungsversuche stets ohne Erfolg.

So stieg denn der bereits fehlgeschlagene Mordplan auf's Neue in ihrer Seele auf und erreichte am Mittag des 3. März seine Vollendung. Es fand damals ein heftiger Wortwechsel zwischen den Eheleuten statt, in Folge dessen Hötger seiner Frau, wie sie angiebt, mit der Hand an den Kopf schlug und ihr mit Stockschlägen drohte.

Der Mordplan reifte während des Nachmittags und des folgenden Tages in ihr. Sie hatte sich durch den mißlungenen Versuch überzeugt, daß ihre Körperkraft nicht hinreichte, ihren Ehemann durch bloße Hiebe auf den Kopf zu tödten, weshalb sie beschloß, seinem Leben durch Halsabschneiden ein Ende zu machen. Zugleich überlegte sie, wie sie die That vor Entdeckung verbergen könne, und kam zu dem Entschlusse, den Leichnam, welchen sie

fortzuschaffen nicht im Stande sei, zu zertheilen und stückweise in den Emmerbach zu bringen.

Am Abend des Tages, wo ihr Ehemann von Schieder zurückgekehrt war, hatte er sich in den Dorfkrug begeben und Kegel geschoben. Etwas berauscht in seiner Wohnung ankommend, aß er mit seiner Familie und der Näherin, legte noch in Gegenwart der Letzteren einen Theil seiner Kleider ab und ging, als jene sich entfernt, in die der Wohnstube gegenüber liegende Schlafkammer und zu Bett.

Mit den beiden Kindern, die eingeschlafen waren, blieb die Hötger in der Wohnstube, begab sich indeß kurz nachher mit dem Lichte in die Kammer, um nachzusehen, ob er eingeschlafen sei. Bei dieser Gelegenheit verhing sie das einzige Fenster der Schlafkammer, um gegen etwaiges Lauschen von Außen gesichert zu sein, mit einer Schürze.

Sie traf ihren Ehemann im Schlafe, worauf sie in die Wohnstube zurückging, zur Stärkung ein kleines Glas Branntwein trank, aus dem Wandschranke das Rasirmesser ihres Mannes zu sich steckte, von der Hausflur die Barte aufnahm und sich abermals in die Schlafkammer begab, wo sie das Licht zur rechten Hand von der Thür auf einen Stuhl setzte.

Hötger lag schlafend auf der rechten Körperseite an der vorderen Seite des zweischläfigen Bettes, mit dem Gesichte der Thür zugewandt. Da ergriff sie die Barte und versetzte mit der Rückseite derselben dem Schlafenden mit aller Kraft auf die linke Seite des Kopfes in die Gegend der Schläfe 4 bis 5 Schläge.

„Ich sah — so lautet ihr zu Protokoll genommenes Geständniß — daß sich aus den Stellen, die ich getroffen, Blut ergoß, und glaube, daß der Körper meines Mannes sich unter diesen Hieben etwas nach vorn krümmte, so daß der Kopf wenig vom Kopfkissen herunter nach der Mitte der vorderen Bettseite sank. Hier lag er aber ganz regungslos. Ich warf nun das Oberbett, womit mein Mann sich bedeckt hatte, zurück, und stieg in der Mitte über ihn weg in das Bett, brachte dann den Körper durch Schieben und Heben unmittelbar an den Bettrand, indem ich den Kopf voraus brachte, der schlaff am Bette hinunter hing. Darauf

ließ ich den Körper, indem ich mit den Händen das Kamisol anfaßte, auf die Erde gleiten, so daß er vor das Bett, mit dem Gesicht nach der Thür gekehrt, zu liegen kam."

„Ich stieg hierauf aus dem Bette, nahm das Rasirmesser und brachte meinem Manne einen Schnitt in die vordere Halsseite bei, durch welchen, wie ich sah, die Kehle oder Luftröhre durchschnitten ward. Durch diese Schnittöffnung entstand nun ein Schnarchen, welches einige Zeit andauerte. Da ich sah, daß er sich sonst nicht mehr regte, so begab ich mich mit dem Licht aus der Kammer, und beschäftigte mich auf der Hausflur und in der Küche, horchte jedoch mehr an der Schlafkammerthür, ob das Schnarchen fortwähre. Es kann noch eine halbe oder ganze Viertelstunde gedauert haben, länger aber auf keinen Fall."

„Als ich nichts mehr hörte, ging ich mit dem Licht in die Wohnstube, sah aber nachher noch einmal in die Schlafstube und fand, daß der Leichnam sich in derselben Lage befand, in welcher ich ihn verlassen hatte. Den oberen Theil des Körpers hatte ich gleich nach dem Halsschnitte etwas unter das Bett geschoben, so daß nur der untere Theil des Körpers vor dem Bette, der Thür gegenüber, hervorsah."

Nach vollendeter That fühlte die Gattenmörderin das Bedürfniß, mit ihren Kindern zu sprechen; sie weckte daher das Aelteste, begab sich dann ohne Licht mit beiden Kindern in die Schlafkammer und brachte die Nacht in demselben Bette zu, unter welchem der noch wohl kaum erkaltete Leichnam des von ihr gemordeten Ehemannes lag, und dessen Blut seinen Dunst in dem kleinen Gemache verbreitete.

Schon vor Tagesanbruch brachte sie die Kinder in die Wohnstube und begab sich, als die Näherin eingetroffen, an die Arbeit des Zerstückelns der Leiche. Dazu bediente sie sich des Rasirmessers und einer Axt; als Unterlage aber gebrauchte sie einen früher zum Einmachen des Kohls benutzten großen Stein, der in der Kammer lag. Sie behauptete zwei Stunden mit der Zerstückelung zugebracht zu haben, indem sie erst den Kopf, darauf die Arme, dann den Leib und zuletzt die Unterbeine abgeschnitten und abgehauen habe. Nach ihrer späteren Aussage hat sie in

umgekehrter Reihenfolge verfahren, bei den Beinen begonnen und beim Kopf geendet.

Der also in sieben Theile zerlegte Körper blieb den Tag über in der Kammer liegen, nach eingetretener Dunkelheit schob die Mörderin zuerst das obere Rumpfstück in einen alten Sack, trug die Last weg und schüttelte den Sack an dem sehr steilen und ziemlich hohen Ufer der Emmer in den Fluß aus. Ebenso verfuhr sie mit dem unteren Rumpf- und Schenkeltheile, dem Kopfe und den Beinen, welche letzteren Theile sie beim dritten Gange mit dem Kopfe zusammen nahm. Die Arme, die noch mit den Aermeln des Hemdes und Kamisols bekleidet waren — sie hatte nämlich diese Kleidungsstücke an dem Leichnam gelassen und sie bei der Zerstücklung mit durchschnitten — warf sie unterhalb der Dorfmühle von der dort befindlichen steinernen Brücke in das Wasser.

Als sie also die Leiche stückweise aus dem Hause entfernt hatte, begab sie sich wieder nach der Wohnung, worin sich die Näherin noch befand, die bald darauf wegging.

Nun war sie allein mit den Kindern, und es fing an, sie zu grauen, weshalb sie sich, aber erfolglos, bemühte, eine ihrer weiblichen Bekannten aus der Nachbarschaft zu bewegen, ihr die Nacht Gesellschaft zu leisten. Bevor sie zu Bette ging, begab sie sich nochmals mit einer Laterne an die Emmer, sich zu überzeugen, daß die hineingeworfenen Körpertheile nicht etwa obenauf schwimmend wahrzunehmen seien. In der Frühe des folgenden Tages wurde dieser Gang zum selben Zweck wiederholt.

Von der Zeit ihres Geständnisses an trug sie in den Verhören meist Zeichen tiefer Zerknirschung und Scham zur Schau; aber der alte Haß und Groll gegen ihren ermordeten Ehemann loderte jedesmal wiederum auf, so oft die Rede auf die ihr von ihm widerfahrene Behandlung kam. Im Schlußverhöre, worin sie ihr Geständniß in allen Punkten wiederholte, erklärte sie auf Befragen, wie sie wohl gewußt, daß es strafbar sei, einen Menschen zu tödten, daß sie aber an das weltliche Gericht nicht gedacht habe, auch noch nicht wisse, welche Strafe sie zu erwarten habe.

Das am 14. September 1850 vom Gesammt-Kriminalgericht zu Detmold gesprochene Urtheil lautete:

„Es ist die Inquisitin Karoline Hötger wegen des an ihrem Ehemann Christian Hötger verübten Mordes zur Strafe mittelst Enthauptung vom Leben zum Tode zu bringen.“

Unter vielen Thränen hörte die zum Tode Verurtheilte das ihr vor versammelten Gericht verkündete Urtheil an. Als sie befragt wurde, ob sie sich gegen dasselbe vertheidigen lassen wolle, bat sie, ihr das Urtheil noch einmal vorzulesen, und bejahte dann, als dies geschehen, die Frage, obwohl ihr vom Gerichtsvorstande, der dazu eine höchste Autorisation erhalten hatte, eröffnet wurde, daß der Landesherr auf den Grund des Umstandes, daß er beabsichtige, ein Gesetz über die Abschaffung der Todesstrafe zu erlassen, und weil im Lande Lippe seit 58 Jahren kein Todesurtheil vollzogen worden, geneigt sei, ihr das Leben zu schenken und die Strafe in lebenswierige Kettenstrafe zu verwandeln.

Die Aburtheilung in zweiter Instanz erfolgte durch die Juristenfacultät zu Berlin, die in dritter Instanz durch das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der Herzogthümer Braunschweig und der Fürstenthümer Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck zu Wolfenbüttel. Beide bestätigten das Urtheil des Kriminalgerichts zu Detmold.

Vor Eröffnung des zweiten Urtheils war die Hötger inmittelst aus dem Untersuchungsgefängnisse in die Landesstrafanstalt abgeführt, um dort, ohne vorerst den Regeln einer bestimmten Gattung von Sträflingen unterworfen zu sein — mithin auch ohne die Zuchthauskleidung zu tragen — zweckmäßiger beschäftigt werden zu können.

Die hierdurch hervorgebrachte Zerstreuung hatte ihre früher sehr gedrückte Stimmung ersichtlich gehoben. Sie vernahm das Urtheil mit großer Fassung und fast ohne bemerkbaren Eindruck, berieth sich mit ihrem Vertheidiger über die ferneren Schritte sehr unbefangen und entschuldigte sich vor der Wiederzurückführung in

die Haft naiv genug bei bei dem Untersuchungsrichter, daß sie in so unordentlicher Kleidung erscheine, indem man sie unvorbereitet bei der Arbeit, der Wäsche, weggeholt habe.

Am 15. März 1851 wurde ihr das dritte Urtheil verkündet. Sie erschien diesmal im schönsten Putze, da man ihr zur Toilette Zeit gelassen hatte, und nahm somit die letzte Gelegenheit wahr, sich noch einmal mit den schönen Kleidern zu schmücken, die so wesentlich zu ihrem Unglück mit beigetragen hatten, da es, wie sie in einem Verhöre angab, ihr zum größten Kummer gereicht hatte, durch die Lieblosigkeit ihres Gatten an der Kommunion verhindert worden zu sein, und deshalb keine Veranlassung gehabt zu haben, den Dorfbewohnern ihre besten Kleider zu zeigen.

Sie vernahm auch diesmal die Vorlesung des Urtheils mit Fassung, nur eine Thräne im Auge zerdrückend, und erklärte auf Befragen, daß sie die Gnade des Landesherrn anrufen wolle. So wurde die Mörderin durch den Fürsten aus den oben angedeuteten Motiven begnadigt.

„Die schöne Karoline“ verließ dann das Gerichtsgebäude, um nun statt des Prunks das graue Kleid der Kettensträflinge und statt des glänzenden Bernsteinhalsbandes das eiserne Geschmeide mit Fußschellen anzulegen.

# XVII.

# Die Bäuerin und ihre Spießgesellen beim Giftmord.

Verhandelt am 21. bis 26. Januar 1858 vor dem Schwurgerichte zu Münster.

Das Verderbniß tritt in der Gegenwart von Tag zu Tag mehr in allen Klassen und Schichten der Bevölkerung auf, und findet nirgend mehr Grenze und Scheidung. Selbst der Giftmord, die bisherige Prärogative der Verbrecherwelt der „besseren Stände" greift um sich in den „niederen Kreisen" bis in die vielgerühmte „ländliche Unschuld", fern von dem gesteigerten Lebensgewirre und der moralischen Corruption großer Städte, hinab, und sie wird bald eine Tradition in der Geschichte des Menschengeschlechts sein; denn schon treten verbrecherische Handlungen in die Oeffentlichkeit und verfallen dem Arme der Gerechtigkeit, die auf dem Lande, in Dörfern verübt worden, welche dem großen Weltverkehre entrückt sind, und wetteifern mit den hervorragendsten Erscheinungen städtischer moralischer Versunkenheit und verbrecherischer Versumpfung. Was in den Städten aus den Tiefen des Lasters emporsteigt, ist meist Raffinement der Ueberlegung, Folge der Noth und des Elends, des Egoismus und der Verkettung widriger Lebensgeschicke, ungezügelter Leidenschaft, der Vergnügungssucht, des Schwindels, und maßlos gesteigerter sogenannter Bedürfnisse; daher Mord, Raub, Lug und Trug, Wechselfälschung und dergl. Auf dem Lande fehlen zum größten Theile alle diese Motive der sogenannten Civilisation, und sind hier Rohheit und Entsittlichung die Hauptquellen der scandalösen Verbrechen; man greift auch hier zu mörderischen Waffen, selbst zum Giftmischen zur Erreichung verbrecherischer Zwecke.

Ein solcher Giftmischerprozeß war vom 21. — 26. Januar 1858 der Gegenstand der Verhandlungen vor dem Schwurgerichte zu Münster; die scheußliche Unthat hatte sich in einem kleinen Dorfe Holthausen mit Namen im verflossenen Jahre zugetragen in einer bäuerlichen Familie. Die Ehefrau, die Magd und der Knecht standen, angeschuldigt, gegen das Leben des Ehemanns und Dienstherrn sich zum Giftmorde verbunden und den Tod desselben durch Gift herbeigeführt zu haben, vor den Gerichtsschranken; lebenswierige Kerkerstrafe traf Frau und Magd. Der Knecht wurde freigesprochen.

Liefern wir zunächst eine Charakteristik der drei betheiligten Personen und dann die Erzählung des giftmörderischen Vorganges, der, durch positive Beweise in seinem ganzen Sachverhalte zwar nicht aufgeklärt, dennoch dem vorurtheilsfreien, gesunden Auge den Fall in seinem wahren Zusammenhange vorführt.

Auf der Anklagebank sitzen die Wittwe des Kolonen Krämer, geborene Luise Sundermann, 31 jährigen Alters, seit dem Jahre 1850 mit dem Getödteten verheirathet, Mutter zweier Kinder, von welchen das Letztere noch nach dem Tode ihres Mannes von ihr im Gefängnisse geboren wurde; sie wird als eine Frau von roher Gemüthsart und grober Sinnlichkeit geschildert, und soll mit dem mitangeschuldigten Knecht Ernst Jakob Ridder in unerlaubtem Verhältnisse gelebt haben; ihn bezeichnet die Ortsbehörde als einen trunksüchtigen, boshaften und rohen Menschen, mit nicht geringer Verstellungskunst begabt, und schließlich die unverehlichte Friederike Schowengerd, 19 Jahre alt, zur Zeit der Mordthat Magd im Krämer'schen Hause, wie Ridder Knecht im Dienst der Eheleute Krämer. Sie ist von beschränkten Geisteskräften und nach dem Zeugnisse des Ortpfarrers zur Zeit ihres Schulbesuchs fast bildungsunfähig gewesen. Auch mit ihr soll Ridder in vertrautem Umgange gelebt haben.

Das Verbrechen, des alle Drei gemeinschaftlich beschuldigt werden, ist nach der Anklageakte des Staatsanwaltes folgendes:

Der Kolon Krämer zu Holzhausen, einem Dorfe im Kreise Tecklenburg, zur Zeit seines Todes 51 Jahre alt, Besitzer eines

ziemlichen Vermögens, übrigens ein wunderlicher, einfältiger, von Geiz und Sorgen um sein Durchkommen geplagter Mann, heirathete 1850 die Mitbeschuldigte Marie Sundermann. Die Ehe war von vorn herein eine unglückliche; denn alsbald brach Unfriede unter den Eheleuten aus. Besonders hatte die Ehefrau Krämer wegen großer Altersverschiedenheit nie Zuneigung zu ihrem Manne gehabt, will die Heirath nur auf Anderer Zureden eingegangen und mit einem jungen Manne verlobt gewesen sein. Auch darüber soll Zwist entstanden sein, daß ihr Ehemann sich weigerte, ihr das Kolonat auf den Fall seines Todes zu übertragen.

Im Jahre 1852 kam der Angeklagte Ridder als Knecht auf das Kolonat des Krämer. Sofort nach seinem Eintritte stieg der Unfriede zwischen den Eheleuten. Das vertraute Verhältniß, welches sich zwischen der Frau Krämer und dem Ridder bildete und bald offenkundig wurde, weckte die Eifersucht des alten Krämer, der im October 1852 bei dem gesteigerten Hausunfrieden die Hülfe der Polizei gegen Ridder in Anspruch nahm, indem er behauptete, er sei seines Lebens im eigenen Hause nicht mehr sicher. Auf polizeiliche Anordnung wurde nunmehr der Knecht aus dem Hause entfernt. Nach seiner Entfernung scheint sich das eheliche Verhältniß eine Zeit lang gebessert zu haben, indem der Umgang der Frau mit dem Knecht dadurch unterbrochen wurde.

Als aber später derselbe als Knecht bei dem Kolonen Alteholz zu Holzhausen in Dienst getreten, soll der Umgang auf's Neue stattgefunden haben. Dadurch wuchsen die Zerwürfnisse in der Krämer'schen Familie in einem solchen Grade, daß kein Tag ohne Zank und Streit im Hause verging; die Frau verfluchte ihren Mann und äußerte den Wunsch, daß er nicht gesund nach Hause kommen möge; er solle sich einen Strick um den Hals legen und sich erhängen.

Während der Dienstzeit des Ridder beim Kolonen Alteholz wohnte dort auch die Friederike Schowengerd als Dienstmädchen; mit ihr unterhielt Jener ein vertrautes Verhältniß. Im Januar 1856 verließ derselbe diesen Dienst, und jetzt nahm Krämer ihn zum zweitenmal als Knecht in's Haus. Neun Wochen darauf

verließ auch die Schowengerd ihren Dienst, bot sich dem Krämer an und wurde angenommen.

Sie trat — nach Behauptung der Anklage — bald auf die Seite der Frau Krämer und stand dem alten Krämer feindlich gegenüber; Krämer selbst klagte noch bei seinen Lebzeiten über sie, und das Verhältniß im Hause war zu der Zeit ein solches, daß man schon allgemein für das Leben des Alten fürchtete.

Am 25. November 1856 starb plötzlich derselbe; er war am 21. zum Kohlenberge gefahren, Tags darauf zurückgekehrt und hatte Abends über Schmerzen im Leibe geklagt, war angeblich am anderen Tage (Sonntag) wieder aufgestanden, hatte gegessen und getrunken, sich dann wiederum niedergelegt, am Montag besinnungslos geworden und am Dienstag gestorben, ohne daß ärztliche Hülfe eher als nach seinem Tode in Anspruch genommen ward

Der Verdacht gegen die drei Angeschuldigten veranlaßte die Leichenöffnung bereits am 28. November; sie ergab, daß der Verstorbene wahrscheinlich an einer Entzündung seinen Tod gefunden, die, von der Speiseröhre ausgehend, durch den Magen bis in den Darmkanal sich erstreckt hatte. Ob diese Entzündung in Folge von Giftgenuß stattgefunden, war nicht zu entscheiden, da giftige Stoffe bei der Leichenöffnung nicht nachgewiesen wurden, worüber nur eine chemische Prüfung Auskunft zu geben vermochte.

Diese wurde sofort an den Eingeweiden vorgenommen. Eigentliche Giftstoffe wurden nicht entdeckt, nur in einem Theile des Mageninhalts und der Gedärme wurden 2¼ Gran metallischen Quecksilbers gefunden, welches nach Erklärung der Sachverständigen bei Lebzeiten in den Körper des Krämer gekommen, dasselbe aber, wenn es nicht in zu großer Menge gegeben werde, nicht giftig wirke, wohl aber Quecksilber in Form von Oxyd eher als Sublimat, in nicht zu kleinen Gaben genommen. Bei der geringen Quantität des vorgefundenen Quecksilbers wagten die Sachverständigen keine bestimmte Entscheidung, in welcher Form dasselbe in den Körper gekommen, neigten sich aber der Ansicht zu, daß es als metallisches Quecksilber gegeben sei.

Mit Rücksicht auf diese chemische Untersuchung und den Leichenbefund gutachteten die Sachverständigen, daß der Kolon

Krämer in Folge Entzündung der Speiseröhre, des Magens und des Darmkanals unter Erscheinungen von Stick- und Schlagfluß gestorben, und daß eine Vergiftung nicht nachgewiesen werden könne.

Inmittelst war wegen der sich häufenden Verdachtsmomente gegen die Wittwe Krämer und den Ridder die Untersuchung eingeleitet, und dieselben am 20. Januar 1857 zur Haft gebracht. Gegen die Schowengerd hegte man keinen Verdacht, weshalb sie wiederholt als Zeugin über die Vorfälle im Krämer'schen Hause, namentlich während der Krankheit des Krämer, vernommen wurde. Da sie in ihren Aussagen schwankte, veranlaßte man die Zuziehung eines Geistlichen, welcher derselben dringend ans Herz legte, die Wahrheit in der damals noch so zweifelhaften Sache auszusagen. Nunmehr legte dieselbe ein Geständniß dahin ab, daß sie im Auftrage der Ehefrau Krämer für 4 Silbergroschen Quecksilber aus der Albers'schen Apotheke geholt und dieses der Ehefrau Krämer übergeben habe. In der Woche vor dem Tode des Krämer, und zwar am Donnerstage (20. Nov.), habe die Frau Krämer ihr das Quecksilber wiedergegeben, und sie aufgefordert, dasselbe dem Krämer in den Kaffee zu mischen; sie habe das im Beisein der Ehefrau Krämer gethan, und der Krämer habe nachher den Kaffee ausgetrunken. — Nunmehr wurde auch die Schowengerd zur Haft gebracht, und die Untersuchung auch auf sie ausgedehnt. Im Laufe derselben behauptete der Mitangeschuldigte Ridder, daß ihm die Schowengerd nach dem Tode des Krämer gestanden habe, daß sie demselben mehrfach Köpfchen von Zündhölzchen, 7 oder 9 Kästchen voll, ins Essen gegeben habe. Dieses bestritt die Schowengerd zwar fortwährend, da jedoch das Resultat der ganzen Beweisaufnahme einen dringenden Verdacht herausstellte, daß der alte Krämer am Genusse von Gift gestorben sein müsse, wurden die ganzen Verhandlungen an das dasige Medicinal-Kollegium abgegeben, um durch dasselbe feststellen zu lassen, ob der Tod des Krämer durch Gift und eventuell durch welche Art von Gift erfolgt sei; das Coll. med. sprach sich in seinem Gutachten dahin aus:

„daß der Tod des Krämer mit Rücksicht auf Art und Verlauf der Krankheit, auf die Ergebnisse der Leichenöffnung

und die sonstigen ermittelten Umstände wahrscheinlich durch ein ätzenden Gift bewirkt sei, und daß die Annahme der Vergiftung durch Phosphor durch viele Gründe unterstützt werde; — metallisches Quecksilber gehöre als solches nicht zu den Giften, nur in größeren Massen genommen, könne es in Folge der durch seine spezifische Schwere hervorgebrachten mechanischen Wirkung schädlich werden; im fein zertheilten Zustande könne es durch Eingehung chemischer Verbindungen im Magen giftige Eigenschaften erhalten; — der Genuß des angegebenen Quantums metallischen Quecksilbers habe eine schädliche Wirkung nicht gehabt."

Gestützt auf dieses Gutachten, und die anderweit ermittelten verdächtigenden Umstände, behauptet die Anklage, daß die Angeklagten Schowengerd und Ridder sich des Giftmordes an dem Kolon Krämer, die Wittwe Krämer der Theilnahme an diesem Verbrechen durch Anstiftung schuldig gemacht habe. Als Ueberführungsmomente hebt sie namentlich das Verhältniß der drei Angeklagten zu einander gegenüber dem verstorbenen Krämer hervor; sodann mehrfache Drohungen von dem Angeklagten Ridder und Wittwe Krämer; das Benehmen derselben kurz vor und nach dem Tode des Krämer; Aeußerungen über den erfolgten Tod u. s. w.

Alle drei Angeklagten, nach Verlesung der Anklage befragt, bekennen sich der That nicht für schuldig. Sie geben im wesentlichen Folgendes an:

1. Die Schowengerd, welche einräumt, mit dem Ridder in einem vertrauten Verhältnisse zu stehen, ist ohne weitere Veranlassung als die, daß sie einen neuen Dienst gesucht, nach ihrer Angabe bei Krämer Magd geworden. Der verstorbene Krämer war nach ihrer Behauptung ein eigener Mann, der viel schimpfte; sie hat sich daher auch wohl mit ihm gezankt und einmal mit einer Heugabel geschlagen; im Uebrigen will sie ihm aber nichts zu Leide gethan haben. In Betreff des demselben gegebenen Quecksilbers erzählt sie so: Etwa drei Wochen vor dem Tode des Krämer war Ridder bei dem Kolon Nehsker auf einige Zeit zur Hülfe bei der Cichorienfabrikation beschäftigt: die Frau Krämer sagte mir, ich solle zu dem Ridder gehen, und ihn bitten, mir

4 Sgr. zu geben; jedoch brauche ich nicht zu sagen wofür; dann solle ich aus der Apotheke in Lengerich, jedoch nicht aus der Albers'schen, für dieses Geld Quecksilber holen, und dabei sagen, daß es für die Läuse gebraucht werden solle. Ich wußte nicht, wozu die Frau Kr. dieses Quecksilber gebrauchen wollte, darauf bin ich dann auch zu Ridder gegangen, er hat mir 5 Sgr. gegeben, und nun ging ich nach Lengerich, dort kaufte ich aus der Apotheke des Albers, weil ich eine andere nicht wußte, für 4 Sgr. Quecksilber. Ich bekam vier Päckchen, welche in eine Düte gethan wurden. Dieses Quecksilber gab ich am Abende der Frau Kr. (Der anwesende Gutachter Albers erläuterte, daß auf solche Weise oftmals aus seiner Offizin Quecksilber geholt werde.)

Am Donnerstage vor dem Tode des Kr. gab mir die Frau Kr. dieses Quecksilber und sagte mir, ich solle es dem Kr. in den Kaffee thun; weßhalb ich dieses thun sollte, weiß ich nicht; die Frau Kr. versprach mir dafür einen Hut und ein Kleid. Ich habe dann das Quecksilber in eine Tasse gethan und Kaffee dazu, die Frau war dabei, dann wurde die Tasse dem Krämer hingestellt, er trank darauf auch alles aus, und die Frau lachte dabei vor sich hin; nachher sagte sie mir, er hat alles rein ausgetrunken.

Auf Vorhalt, ob sie nicht auch Köpfchen von Schwefelhölzern dem Krämer ins Essen gegeben, was Ridder gesagt habe, bleibt sie fortwährend dabei, daß es nicht wahr sei.

Ueber die letzte Krankheit des Kr. erzählt sie etwa Folgendes: Der Krämer war oft krank und klagte über seine Knochen. Als er am Sonnabend (22. Nov.) von dem Kohlenberge zurückkam, klagte er auch, daß ihm die Knochen so wehe thäten. Am Sonntage war ich nicht zu Hause, und weiß nicht, ob er etwas gegessen hat; am Montag Morgen hat er Brod mit Milch gegessen, des Mittags aßen wir Kartoffeln, Kappes und Speck, die Frau hat dem Kr. etwas zu essen gebracht, und hat Ridder ihm das Fleisch zerschnitten. Am Abend wurde Kr. sehr schlecht, er konnte nicht mehr sprechen; ich bin in der Nacht bei ihm aufgeblieben, und da ich meinte, daß er Durst hätte, gab ich ihm Milch zu trinken; wenn ich ihm diese geben wollte, so schien es mir, als ob er sich hätte erbrechen wollen. Das sagte ich der Frau und da meinte

diese, ich solle ihm Zuckerwasser geben, er konnte aber nicht mehr trinken, und da nahm ich eine Feder und habe ihm die Lippen bestrichen. Am Dienstage lag Kr. so stille vor sich hin, er sagte gar nichts mehr und des Nachmittags war er todt.

Die Antworten erfolgen von der Sch. fast alle auf längeres Befragen, und wiederholt lautet die Antwort: das weiß ich nicht oder das kann ich nicht mehr sagen.

2. Die Wittwe Krämer läßt sich in folgender Weise über das ihr zur Last gelegte Verbrechen vernehmen.

Ich habe im Jahre 1850 auf Zureden anderer Personen den Kolonen Krämer geheirathet, er war um 25 Jahre älter als ich. Schon gleich nach der Heirath fühlte ich mich unglücklich. Bereits am zweiten Tage nach der Hochzeit gerieth mein Mann mit mir in Streit und meinte, ich arbeitete nicht genug; auch gönnte er mir kein Essen, und als ich zum ersten Male in Wochen war, ließ er mir nicht einmal Pflege angedeihen. Sowohl mit mir, wie mit dem Hausgesinde schimpfte er häufig.

Mit Ridder habe ich nie in einem verbotenen Verhältnisse gelebt. Als er zuerst im Jahre 1852 in unserem Dienste war, mußte er allerdings denselben wieder verlassen, weil man es also wollte, jedoch hat er ihn selbst im Januar 1856 wieder als Knecht genommen, da er ein guter Arbeiter war, und mein Mann andere Dienstboten nicht bekommen konnte. Ich habe dabei nicht mitgewirkt.

Ueber den Gesundheitszustand ihres verstorbenen Mannes befragt, sagte sie:

Mein Mann litt oft und klagte über Knochenschmerzen; er blieb häufig des Abends auf dem Lande und da mußte er sich wohl erkälten. Einige Zeit vor seinem Tode war mein Mann auch krank, und klagte wieder über Knochenschmerzen, damals habe ich den Dr. Heitmann aus Lienen zu Rathe gezogen, und ist mein Mann dann wieder gesund geworden. — Der Schowengerd habe ich niemals den Auftrag gegeben, daß sie für mich Quecksilber holen sollte, auch habe ich ihr nicht gesagt, daß sie meinem Manne Quecksilber in den Kaffee geben solle. Sie lebte oft mit meinem Manne in Streit, und da mag sie ihn wohl selbst etwas gegeben

haben. Am Donnerstage (20. November) blieb mein Mann bis spät Abends auf dem Lande, um Rübensamen zu säen; Ridder war damals von Nehsker zu unserem Hause zurückgekehrt. Am Freitage fuhr mein Mann zum Kohlenberge, wo er noch gesund war. Als er am Sonnabend (22.) Abends zurückkehrte, sagte er, daß ihm die Knochen so wehe thäten und deshalb aß er auch nichts, auch in der Nacht klagte er; dagegen stand er am Sonntage wieder auf, trank mit uns Kaffee und blieb beim Ofen sitzen, nachher legte er sich wieder zu Bette; am Nachmittage hat er wieder mit uns Kaffee getrunken. Am Montage (24. Nov.) hat er wiederum Milch und Weißbrod genossen, er klagte sehr über Schmerzen, wollte jedoch nicht, daß ein Arzt gerufen werden solle, denn der, meinte er, könne ihm doch nicht helfen. An diesem Montage schlachteten wir ein Schwein, mein Mann stand auf und ist auch auf den Hof gegangen. Mittags brachte ich ihm von unserm Essen, und Ridder half ihm beim Essen. Als ich des Abends wieder bei ihm am Bette war, gab er mir auf meine Fragen keine Antwort; ich glaubte wohl, daß er recht krank sei, mochte aber doch keinen Arzt rufen, weil er das nicht hatte haben wollen. In der Nacht blieb die Schowengerd bei ihm auf; Ridder meinte, es sei gut, damit er keinen Durst leide. In dieser Nacht hat er erst Milch und dann Zuckerwasser bekommen. Am andern Morgen fuhr Ridder das Schwein, welches Tages vorher geschlachtet war, nach Lengerich zum Verkaufe; bei seinem Weggehen sagte er mir, er wolle bald zurückkommen und dann nach Glandorf reiten, um einen Arzt zu holen. Am Mittage war mein Mann sehr schlecht. Es kamen mehrere Nachbarn in unser Haus, und dann habe ich dieselben ersucht, doch zum Arzte zu gehen. Es ging dann auch Jemand, um den Doktor aus Lienen zu holen; als dieser kam, war mein Mann aber bereits todt. — — Sie bleibt auf wiederholtes Anfragen dabei, daß sie weder ihrem Manne etwas gegeben, noch daß sie die Schowengerd dazu beauftragt habe; wenn ihr einzelne, sie verdächtigende Aeußerungen vorgehalten werden, so bestreitet sie dieselben gemacht zu haben, meint auch mitunter, daß sie damals so verwirrt gewesen sei, daß sie nicht gewußt, was sie gethan.

3. Der Mitangeklagte Ridder, welcher im Allgemeinen noch am zusammenhängendsten die Vorfälle im Krämer'schen Hause erzählt, will auch völlig unschuldig an dem Tode des Krämer sein. Er bestreitet hartnäckig mit der Frau Krämer im vertrauten Verhältnisse gelebt zu haben, wenn ihm Zeugenaussagen vorgehalten werden, aus welchen mit unzweifelhafter Gewißheit hervorgeht, daß wirklich zwischen Beiden ein Verhältniß bestanden, so weiß er die von Zeugen bekundeten Thatsachen entweder vollständig zu leugnen, oder sie so darzustellen, als ob sie die unschuldigsten von der Welt gewesen. Nicht weniger leugnet er, mit der Schowengerd in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden zu haben. Die Ursache des Unfriedens im Krämer'schen Hause will er nicht gewesen sein, vielmehr soll der Grund desselben in dem wunderlichen Wesen des alten Krämer gelegen haben, der mit Niemanden habe Ruhe halten können. Der alte Krämer soll ihn im Januar 1856 veranlaßt haben, wieder zu ihm als Knecht zu ziehen; weshalb aber die Schowengerd den Dienst bei Alteholz verlassen und neun Wochen nach ihm zu Krämer gezogen, weiß er nicht. Er will im Krämer'schen Hause ordentlich seine Arbeit gethan und mitunter der Frau Krämer, welche von ihrem Manne nichts habe erhalten können, Geld geliehen haben. Auch Ridder erzählt, wie der Krämer häufiger krank gewesen, über Kolik geklagt, aber einen Arzt nicht habe brauchen wollen, weil derselbe zu viel fordere. Ueber die letzte Krankheit des Krämer erzählt er im Wesentlichen Folgendes:

Etwa drei Wochen vor Krämer's Tode ging ich zum Kolon Nehsker, um bei der Cichorienfabrikation behülflich zu sein. Eines Sonntags, ich meine am ersten meines Aufenthalts daselbst, kam die Schowengerd zu mir und forderte 5 Sgr., die ich ihr gab, und wofür, wie ich später gehört habe, Quecksilber gekauft sein soll. Am Donnerstage (den 20. Nov.) kam ich von Nehsker zu Krämers zurück; Krämer selbst war bis spät Abends auf dem Felde gewesen, als er zu Hause kam, wurde ihm sein Essen gegeben und bemerkte ich, daß er beim Essen so spütterte (ausspie) und die Schowengerd fragte, ob sie Pfeffer in's Essen gegeben habe, sie meinte, daß Zwiebeln darin seien,

und trug die Reste desselben weg. Am andern Morgen (Freitag) fuhr Krämer zum Kohlenberge, kehrte Sonnabend Abend zurück und klagte, daß er sich müsse erkältet haben, es thäten ihm die Knochen weh. Am Sonntag Morgen trank ich mit der Familie Krämer Kaffee, ging nach Lienen und kehrte erst am Abend spät zurück. An diesem Abend kochte mir die Frau Krämer Kaffee, wovon noch der Krämer mittrank. Am Montag Morgen wurde auf früheres Anordnen des Krämer ein Schwein geschlachtet. Krämer selbst blieb im Bette liegen und konnte beim Schlachten nicht behüflich sein, weil er sich sehr schlecht fühlte; jedoch genoß er am Morgen noch Milch und Brod. Später stand er auf und war ich ihm behüflich, daß er in den Hof kam; er klagte sehr und ging in gebückter Stellung, als wenn er Leibschmerzen gehabt hätte. Am Mittage brachte ihm die Frau Krämer Essen ans Bett, und ging ich noch hinzu und sagte, er möge doch essen; am Abend wurde Krämer sehr krank, er konnte anscheinend nicht mehr sprechen und hörte auch nicht, wenn wir ihn anriefen. Deshalb wachte die Schowengerd bei ihm, welche angewiesen wurde, ihm Milch zum Trinken zu geben. — Am folgenden Dienstag Morgen früh fuhr ich mit dem Wagen und dem geschlachteten Schweine nach Lengerich, um dasselbe dort zu verkaufen. Es war bis dahin zum Kr. ein Arzt nicht geholt, weil Kr. auf Befragen immer erklärt hatte, er wolle keinen Arzt. Als ich jedoch wegfuhr sagte ich zur Frau Kr., ich wolle bald wiederkommen und dann den Arzt von Glaudorf holen. In Lengerich habe ich mich länger aufgehalten und wurde sehr betrunken, so daß mich auf dem Rückwege noch mein Bruder begleiten mußte. Erst gegen Abend kamen wir nach Kr. Hause zurück und da erfuhr ich, daß Kr. bereits todt sei. Ich habe bei der Nachricht noch sehr geweint, und bin an das Bett des Todten gegangen, denn ich hatte in dem Kr. einen guten Herrn verloren. Ob Kr. Gift oder sonst etwas bekommen, kann ich nicht sagen, nur einige Zeit nach dem Tode, als die Eingeweide in Lengerich untersucht wurden, sagte mir die Schowengerd: „Junge, sollte das wohl was zu bedeuten haben, ich habe dem Konrad (alter Kr.) von den Schwefelstückenköpfchen ins Warmbier gegeben; die Köpfchen abgeschnitten und ins Süppchen gethan.“

Ich fragte sie, ob man denn daran sterben könne, worauf die Sch. antwortete, es wären mal Reisende gewesen, welche Milch getrunken hätten, worin solche Köpfchen gewesen, und die seien daran gestorben. Sie sagte mir auch, daß sie 7 oder 9 Kästchen mit Schwefelhölzern dem Kr. ins Essen gegeben habe u. s. w.

Die Schowengerd, nachdem ihr diese Aussage wieerdholt vorgehalten, läugnet dem Kr. jemals Schwefelhölzer gegeben zu haben, auch will sie dem Ridder so etwas niemals mitgetheilt haben.

An diese Vernehmung der Angeschuldigten schloß sich die Verlesung der Leichenobduktion und demnächst die Vernehmung des Sachverständigen Chemikers Albers, Apotheker zu Lengerich.

Er führt aus, wie er durch die Untersuchung eines Theiles des Kothes des verstorbenen Kr. erwa $2\frac{1}{4}$ Gran Quecksilber aufgefunden, welches aber als metallisches Quecksilber in den Körper des Krämer zu dessen Lebzeiten gekommen sein müsse, da, wenn es als Sublimat genossen sei, ein Theil desselben vom Blute resorbirt, sich in demselben, den Nieren rc. gefunden haben müsse, was jedoch nicht der Fall gewesen. Uebrigens sind giftige Stoffe bei der Analyse nicht aufgefunden; die Nieren enthielten nur Normalkupfer, ebenso das Blut. — Da die Frage, ob das Auffinden eines giftigen Stoffes im Körper, die Annahme, daß Jemand an Gift gestorben sei, bedinge, für den vorliegenden Fall von der größten Erheblichkeit war, führt der Sachverständige zu deren Erläuterung Folgendes aus: An sich werde in der Regel durch chemische Analyse das Vorhandensein von Giften im Körper eines Getödteten konstatirt, dieses namentlich fast immer bei metallischen (z. B. Arsenik), auch wohl bei Pflanzengiften (Strichnin, Morphin, Nikotin rc.). Anders dagegen verhalte es sich bei der Phosphorgiftung. Der Phosphor, in Verbindung mit Luft, verbrenne, wenngleich langsam und unscheinbar; durch diesen Verbrennungsprozeß bilde sich, durch Verbindung des Phosphors mit Sauerstoff, phosphorige Säure. Die Verbrennung erfolge aber um so rascher, je kleiner der Phosphor zertheilt sei. Die giftige Wirkung des Phosphor bestehe nun aber darin, daß er, genossen, sofort den Verbrennungsprozeß beginne und dadurch eine Entzündung der mit ihm in Berührung kommenden Eingeweide hervor-

rufe. Wenn der Tod nach Phosphorgenuß, insbesondere bei großer Gabe, schnell erfolge, so werde sich in der Regel noch ein Theil unverbrannten Phosphors im Körper finden, welcher aufzufinden sei; wenn aber der Tod erst mehrere Tage nach dem Genusse erfolge, so werde, da sich in der Regel Erbrechen einstelle, ein Theil der Phosphorsubstanz entleert sein, und der übrige sich im Körper schon in phosphorige Säure verwandelt haben, welche nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht aufzufinden sei. Neuere Beobachtungen hatten dieses unzweifelhaft nachgewiesen. — Wenn nun gleich die Analyse nicht nachgewiesen habe, daß Phosphorsubstanz noch im Körper des Krämer vorhanden gewesen, so dürfe man dennoch nicht sagen, daß eine solche Vergiftung nicht stattgefunden habe rc. Diesem Gutachten schloß sich der Experte Dr. Hoffbauer und der Medicinal-Assessor Wilms an.

Es wurde nunmehr zur Vernehmung der Zeugen, welche den Krämer in den letzten Tagen seines Lebens gesehen, geschritten. Aus ihren Depositionen ergab sich, daß Krämer vom Montag bis Dienstag besinnungslos gelegen, daß er anscheinend gewürgt habe, als ob er erbrechen wolle, sein Athem war beengt, und stieg wie ein weißer Dunst aus seinem Munde, den Kopf hatte er fortwährend krankhaft hin und her bewegt. Bezeichnend für diese ganze Untersuchung war die Deposition des Wundarztes Heitmann, welcher im August 1856 den Krämer auf Ansuchen der Frau ärztlich behandelt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte die Frau Krämer geäußert, an ihrem Manne sei nichts gelegen, er (der Doktor) könne wohl dazu beitragen, daß derselbe nicht wieder aufstehe. Auf dem Rückwege hatte Ridder den Heitmann begleitet und äußerte, an dem Krämer sei nichts gelegen, wenn der auch sterbe, er werde noch das ganze Kolonat ruiniren.

Nachdem durch diese Zeugen, in Verbindung mit den Aussagen der Angeschuldigten, die Krankheitsgeschichte des Verstorbenen, so weit möglich, festgestellt war, geben die Obduzenten und zwar der Dr. Hoffbauer sein Gutachten dahin ab: Aus dem Befunde an der Leiche, nämlich der eigenthümlichen linsenartigen Entzündung der Speiseröhre, Magen und Darmkanal, der Krankheitsgeschichte

des Verstorbenen, wie sie von den Zeugen dargestellt sei, komme er nunmehr zu dem Schlusse, daß die höchste, fast an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Krämer an dem Genusse von ätzendem Gifte, wahrscheinlich Phosphor, gestorben sei. Ganz ähnlich spricht sich der Kreiswundarzt Krummacher aus, der dabei noch bemerkt, daß er gleich Anfangs der Ueberzeugung gewesen, es habe eine Vergiftung durch ätzendes Gift stattgefunden.

Der Herr Medizinalrath Falger, als Beisitzer des Coll. med. zur Begründung des von diesem Kollegium erstatteten Gutachtens in Verbindung mit dem Herrn Medizinalassessor Wilms, zur Verhandlung zugezogen, schließt sich dem, von den Obduzenten jetzt abgegebenen Gutachten an, dasselbe noch wissenschaftlich begründend. Herr Wilms erklärte außerdem, daß Phosphor ein scharf ätzendes Gift sei, welches schon in kleiner Dosis tödtlich wirke; Fälle von Phosphorvergiftungen, theils durch den an den Zündhölzchen befindlichen Phosphor, theils durch Phosphorlatwerge (Rattengift), seien neuerdings mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen und die Fälle nicht selten, in welchen man den Phosphor selbst im Körper des Getödteten nicht habe auffinden können.

Nachdem hierdurch die Vernehmung der Sachverständigen allerseits als erschöpft erachtet, wendet sich der Vorsitzende an die Angeklagte Schowengerd, und macht ihr bemerklich, wie schwer das Gewicht der Anklage jetzt auf sie falle; der Mitangeklagte Ridder bezüchtige sie, dem Krämer Schwefelhölzchen gegeben zu haben, und durch die Sachverständigen werde bestätigt, daß derselbe an solchem Gifte gestorben sei, was sie denn darauf zu erwiedern habe.

Nach kurzem Bedenken legt nunmehr die Schowengerd folgendes Geständniß ab: Ja, es ist wahr, die Frau hat mir gesagt, ich sollte ihm (Krämer) Schwefelhölzchen geben, ich habe ihm auch welche gegeben, und zwar noch eher als ich ihm das Quecksilber gab; einmal gab ich ihm welche ins Warmbier. Die Frau sagte mir, ich solle den Schwefel von den Sticken abkneifen und ins Essen thun. Ein anderes Mal sagte sie mir, als Krämer

nach Lienen war, ich solle ihm entgegen gehen, ihren Mantel und Hut umthun, damit er mich nicht kenne, Branntwein in eine Flasche nehmen, und ihm davon zu trinken geben. Dieses aber habe ich nicht gethan.

Die Krämer zur Gegenäußerung aufgefordert, erklärt: Es ist nicht wahr, sie (Schowengerd) hat zu Ridder gesagt, sie wolle ihm (Krämer) was geben. Mir selbst sagte sie einmal im Garten, sie wolle ihm was geben, sie wisse wohl, was sie ihm geben müsse, sie wolle ihm Schwefelhölzchen geben. Ich habe das von ihr nicht verlangt. Mein Mann hat mir mehrmals gesagt, daß die Schowengerd ihm nachstelle. — Sie hat mir mehrmals gesagt, daß sie ihm Schwefelhölzchen geben wolle.

Schowengerd: Die Frau hat mir erzählt, daß die Leute daran stürben, wenn man Schwefelhölzchen in Kaffee gebe; damals hatte ich dem Krämer die Schwefelhölzchen schon gegeben. Ich habe für 3 Pfennige Schwefelhölzchen gekauft, und die Köpfchen von allen genommen; an welchem Tage ich sie ihm gegeben habe, weiß ich nicht, ich glaube, ich habe ihm zweimal welche gegeben. Die Frau sagte mir, als ich nach Lienen Butter brachte, ich solle Schwefelhölzchen mitbringen, ich wußte nicht wozu, dann sagte sie mir, ich solle die Köpfchen abkneifen und ins Essen thun. Sie versprach mir dafür ein Tuch und ein neues Kleid. — Mit Ridder habe ich nicht darüber gesprochen, daß die Schwefelhölzer ins Essen gethan werden sollten. — Auf wiederholten Vorhalt, wie sie doch habe wissen müssen, daß solche Substanzen schädlich für Krämer gewesen, erwidert sie, ich habe das nicht gewußt.

Auch der Frau Krämer wurde bedeutet, warum sie denn Niemanden etwas davon gesagt habe, wenn ihre Magd solche Anschläge gegen das Leben ihres Mannes gehegt, und ihr dieselben mitgetheilt habe. — Hierauf vermag sie eine genügende Antwort nicht zu geben.

Hieran schloß sich die Vernehmung der Zeugen, durch deren Aussage festgestellt wird, daß Ridder und die Angeklagte Krämer wirklich in einem sehr vertrauten Verhältnisse gestanden haben. Als besondere Ueberführungs-Momente geben dieselben unter andern an:

Ein früherer Knecht, Namens Schallenberg: Vor mehreren Jahren sei eines Nachts ein Kötter Mietekotte ins Krämer'sche Haus eingestiegen, um zu stehlen. Er sei herzugekommen, als der alte Krämer den Dieb gefaßt gehabt und von diesem auf die Erde geworfen sei. Der Dieb habe ein Messer gehabt und solches dem Krämer auf den Hals gesetzt, Zeuge sei hinzugesprungen, habe ein Gewehr ergriffen und dem Mietekotte die Knochen entzwei geschlagen. Als darauf Mietekotte in Folge der erhaltenen Verletzungen im Hause des Krämer gelegen habe, sei ihm, Zeugen, von demselben erzählt, daß die Frau Krämer schlecht handle, sie habe ihn gedungen, ihren Mann für 200 Thaler und einen neuen Anzug todt zu machen. Zeuge habe dieses der Frau Krämer vorgehalten, worauf diese gesagt, man könne wohl mal was mit einem tollen Kopfe sagen. — Ridder habe ihm mal bei der Arbeit gesagt, er, Ridder, wolle, daß er Jemanden für Geld kriegen könne, der den Krämer um die Ecke bringe.

Die Dienstmagd Lehmberg, welche bis Herbst 1856 bei Krämer wohnte: Das Verhältniß im Hause war sehr traurig, die Frau schimpfte sehr und fluchte häufig ihrem Manne. Mir sagte sie, ich solle den alten Krämer nur schlagen. Auch ihr vierjähriges Kind hetzte sie gegen ihren Mann und sagte, wenn das erst 14 Jahre alt sei, dann solle dies den Alten in die Ecke drücken. — Eines Sonntags war ich zu Hause, Krämer war unwohl und fragte mich, ob ich ihm was ins Essen gegeben habe, es habe ihm so schlecht geschmeckt. — Ich selbst habe einmal geglaubt, daß man mir was ins Essen gegeben habe, ich wurde unwohl, und als ich darauf die Frau Krämer fragte, ob sie mir etwas ins Essen gegeben habe, sagte diese zwar nein, die Schowengerd möge es wohl gethan haben, sie lachte aber dabei.

Der Kolon Finkener, Nachbar des Krämer, deponirt, wie eines Sonntags Mittags der Krämer zu seinem Kötter gekommen und gesagt habe, Ridder habe bei Tische Streit angefangen, und da habe er weglaufen müssen.

Kolon Alteholz, auch ein Nachbar des Krämer: Der Ridder diente bei mir als Knecht und war fleißig, nur verließ er

wohl mal Nachts mein Haus, und dann hieß es, der alte Krämer sei zum Kohlenberge gefahren. Um das nächtliche Fortgehen des Ridder zu verhindern, vernagelte ich die Kuhstallsthür, durch welche er sich entfernte, hierüber wurde er böse, verließ meinen Dienst im Januar 1856 und zog zu Krämer.

Der Krämer Appelbaum: Ich fuhr mal mit Krämer und seiner Frau nach Hilter; auf dem Wege sprach die letztere über ihren Mann und schimpfte auf ihn, sie sagte, er stehle und habe auch einen falschen Eid geschworen. Auf dem Rückwege nach Holzhausen sprach sie wieder über ihren Mann und meinte, wenn sie nur noch so lange lebe, daß sie einen anderen Mann bekomme. Dabei fragte sie auch, ob man sie auch wohl vom Hofe wegjagen könne, wenn ihr Mann mal plötzlich sterbe. — Nach dem Tode ihres Mannes sagte sie mir, jetzt wolle sie den Ridder heirathen, damit das Sprechen der Leute aufhöre. (Bei der Deposition dieses Zeugen wird die Wittwe Krämer heftig und wirft demselben vor, daß er immer schlecht von ihr gesprochen habe.)

Kolon Rehsker: Einige Wochen vor dem Tode des Krämer arbeitete Ridder in meiner Eichorienfabrik; einmal äußerte er, der Krämer ruinire den ganzen Hof, seine Pferde strenge er übermäßig an, und hierüber habe er ihm die Kur gemacht; ein anderes Mal erzählte er, der Krämer habe oft Kolik, sei gemüthskrank; solche Personen stürben wohl oft unvorhergesehen; dabei fragte er mich, ob die Frau auch wohl vom Hofe müsse, wenn ein solcher Fall eintrete.

Aehnlich bekunden mehrere Zeugen, die mit Ridder bei Rehsker arbeiteten, daß er gesagt, der Krämer leide an Kolik, Gemüthskrankheit, solche Personen thäten sich wohl ein Leides an; derselbe behandle seine Pferde schlecht und wäre er werth, daß man nach ihm statt nach der Scheibe schieße. — Sodann bekunden:

Die Frau des Kötters Grähler, Nachbarin des Krämer: Die Frau Krämer sagte mir, daß ihr Mann, als er am 22. Nov. nach Hause gekommen, sie noch ausgeschimpft habe, und doch habe sie ihm noch Kaffee gekocht. Ein anderes Mal sagte sie, wenn ihr Mann auch sterbe, bekomme sie doch die halbe Stätte. Am Beerdigungstage des Krämer sagte die Frau, sie habe so viel für

den Aasbalg über gehabt, der aber nichts für sie. — Einige Zeit nach der Obduction habe die Frau gesagt, das Abgefall werde wohl bald in Lengerich gar gekocht sein ꝛc.

Kötter Grähler: Er war stets Streit bei Krämer; noch in der letzten Zeit vor dem Tode des Krämer, sagte die Frau: Kördchen (Conrad) du ärgerst mich nicht lange mehr. — Nach Krämer's Tode war ich mal dort im Hause, die Frau Krämer und Ridder spotteten über die Untersuchung und sagten, sie müßten wohl bald nach Lengerich und das Abgefall, wenn es gahr sei, ausessen. — Ridder sagte einmal, sie würden wohl nichts in Lengerich auffinden, Krämer sei bange für sein Leben gewesen, und ein anderer habe ihm nichts gegeben. — Von der Schowengerd will Zeuge erfahren haben, daß Krämer schon am Sonntage (23. November) keinen Verstand mehr gehabt habe.

Der Kolon Striedelmeyer, Schwager des verstorbenen Krämer: Mein Schwager klagte mir häufig, daß er mit seiner Frau im Unfrieden lebte, mit seiner ersten Frau hatte er — glaubt der Zeuge — auch nicht ganz friedlich gelebt. Auch über die Schowengerd beklagte er sich; namentlich erzählte er mir mal folgenden Vorfall: er sei eines Tages von Lienen nach Hause gekommen, habe die Schowengerd allein im Hause getroffen und sie gebeten, ihm sein Essen zu geben, die Schowengerd habe ihm dasselbe verweigert, und nun sei Streit entstanden, wobei sie geäußert, wir wollen es dich alten Teufel jetzt wohl bald ablehren; die Schowengerd habe bei dieser Gelegenheit gesagt, seine, Krämer's, Frau habe verboten, ihm etwas zu essen zu geben. Auch hat mir mein Schwager erzählt, daß seine Frau so böse sei, weil er ihr das Kolonat auf den Todesfall nicht übertragen wolle. — Ich habe jetzt das 5 Jahr alte Kind des Krämer als Vormund bei mir, dasselbe sagte mir einmal, Mama sagte immer zu Papa, der jetzt auf dem Kirchhofe liegt: Geh' hin, du alter Teufel, thue dir einen Strick um den Hals und hänge dich auf. Das Kind war angelernt, den Vater „Donnerschlag" u. s. w. zu rufen.

Der Wilhelm Ridder, Bruder des Angeklagten: Am Todestage des Krämer kam mein Bruder mit dem Schweine vor meiner Wohnung hergefahren und erzählte mir, daß sein Bauer

so krank sei, der werde wohl sterben; er wolle erst nach Lengerich und dann zum Arzte nach Glandorf gehen. Erst gegen Abend kam mein Bruder von Lengerich zurück, er war so trunken, daß ich ihm beim Nachhausefahren behülflich war, warum er mich bat. Auf dem Wege ging mein Bruder nochmals in ein Wirthshaus. Als wir bei Krämer's ankamen, fragte er die Frau, wie es dem Krämer ginge; sie sagte, der sei seit einer halben Stunde todt. Darauf fing mein Bruder an zu weinen und sagte: O, Herr, ich armes Kind! Er wollte noch an das Bett des Krämer gehen, wobei er äußerte, ich hätte den Bauer doch noch gerne behalten. Die Frau Krämer äußerte darauf, er habe sich ja gerade wie ein Kind, zog ihn in die Stube und gab im Kaffee zu trinken.

Durch die Verlesung des Vernehmungs-Protokolles einer inzwischen verstorbenen Zeugin vom Holte wird konstatirt, daß Ridder am Sonntage (23. Nov.) bei derselben war, sich mehrere Vorhemdchen bestellte und auf die Frage, wie dieselben gezeichnet werden sollten, äußerte, man möge sie Ridder oder Krämer zeichnen, das sei einerlei. — Sodann deponirt noch ein Zeuge Möllers: Am Todestage des Krämer traf ich den Ridder in Lengerich, der theilte mir im Gespräche mit, unser Bauer muß sterben; ich fragte, wie er das wisse, worauf er erwiderte: Schlag der Donner, der hat seine Last. — Bei der Beerdigung des Krämer fragte ich Ridder, du hast ja wohl gewußt, daß der Bauer sterben müsse? er erwiderte, ja, der hatte auch seine Last, aber ich hätte nicht gedacht, daß er es so schnell gemacht hätte.

Mehrere andere Zeugenaussagen sind von geringer Erheblichkeit; nur eine Frau bekundet noch, daß der verstorbene Krämer am Sonnabend Abend (22. Nov.) noch an ihrem Hause gewesen und geklagt habe, daß er so unwohl sei, sein Urin sei wie Blut &c.

Hiermit war die Beweisaufnahme für dieses Verbrechen erschöpft. — Der Fall, die Anklage wegen Meineides gegen die Frau Krämer, hatte geringeres Interesse. Der Eid, ein Manifestationseid, ist von derselben in der Vormundschafts- und Nachlaßregulirung abgeleistet, und stellt die Beweisaufnahme fest, daß

sie mehrere Vermögensobjecte in dem von ihr eidlich manifestirten Inventare wissentlich ausgelassen hat.

Noch im Laufe der Verhandlung wurde Seitens des Vertheidigers der Schowengerd zur Kenntniß des Gerichtshofes gebracht, daß ein Sachverständiger geäußert habe, Krämer könne nicht füglich an dem Phosphor gestorben sein, welchen ihm die Schowengerd geständlich am Mittwoch oder Donnerstag gegeben habe; wahrscheinlich habe er noch am Sonnabend eine Dosis Phosphor erhalten. Ein anderer Sachverständiger erklärte, daß einzelne Fälle beobachtet seien, in welchen Krankheitserscheinung und Tod erst mehrere Tage nach dem Phosphorgenusse eingetreten seien; unter andern sei ein Fall bekannt, wo eine Mutter ihrem Kinde Phosphorlatwerge eingegeben, das Kind noch 2 Tage nachher die Schule besucht habe und erst am achten Tage gestorben sei.

Die Geschworenen verneinen die ihnen gestellte Frage, ob alle drei Angeklagte gemeinschaftlich mit Vorsatz und Ueberlegung den Krämer getödtet (Mord), bejahen aber gegen die Schowengerd die Frage dahin, daß sie vorsätzlich demselben Stoffe beigebracht, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet waren und den Tod des Krämer zur Folge hatte. Ebenso bejahen sie mit Rücksicht auf die Wittwe Krämer die Frage auf Theilnahme durch Anstiftung zu diesem Verbrechen und wegen Meineides.

Gegen Ridder wurde die Frage in Bezug seiner Theilnahme an dem Verbrechen mit 7 gegen 5 Stimmen von den Geschworenen bejaht, worauf aber der Gerichtshof bezüglich seiner der Minorität der Geschworenen beitrat.

Das Urtheil erkannte gegen die Wittwe Krämer und die Friederike Schowengerd auf lebenslängliche Zuchthausstrafe, gegen Ridder auf Freisprechung.

## XVIII.

# Er wurde gerädert.

Kriminalgeschichte aus dem Festungsgarnisonleben vor dem Jahre 1807.

---

Die nachfolgende Mittheilung führt in jene Zeit zurück, wo der große König noch das preußische Zepter mit kräftiger Hand hielt. Das Heer war nach Exercierreglement und Soldatenkatechismus erzogen. In einer großen Reihe von Kapiteln und Paragraphen handelten die Kriegsgesetze für „Seiner Königlichen Majestät in Preußen Armee" von Stockschlägen, Spießruthenlaufen und dergleichen. Dem angehenden Tambour wurde zu allererst der blutige Spießruthenmarsch mit seiner eintönigen Weise eingeübt, weil das Ruthenlaufen schier tagtäglich vorkam wie Kommisbrod. Das Regiment war streng, aber ehrlich, und „ausgediente Unteroffiziere" wurden Schulmeister und Erzieher der Jugend, die ihr mit dem Korporalstock en miniature das Abc einbläuten zum ewigen Gedächtniß, und auf „Kopf in die Höh'" und „Brust heraus" ein großes Stück hielten. Darum ging es dazumal auch in Preußen überall geradezu her.

Jene Zeit ist der Hintergrund, auf welchem uns das nachfolgende Bild aus dem Soldaten- und Werberleben entgegentritt; Zopf- und Kamaschenthum und „Ordrepariren" standen auf der einen Seite, musterhafte Manns- und Kriegszucht und Thaten des Muthes und Heldensinnes auf der anderen Seite; denn der gewaltige Geist des Königs waltete über dem Ganzen, Alles durchdringend, Alles belebend.

Der Zopf war damals die Hauptzierde des Soldaten, und es charakterisirt jene Periode, daß der damalige Kurfürst von

Hessen als preußischer General und Inhaber des zu Hamm garnisonirenden Regiments bei seiner jährlichen Inspection einen stets in der Rocktasche bereiten Maßstab hervorholte, die Bataillonsglieder durchschritt, und Zopf um Zopf genau nach Strich und Linie maß. Und wenn er dann alle Zöpfe von Bataillon zu Bataillon gemessen, war er mit der Parade zufrieden, und schloß seine Rede an die Offiziere des Regiments, die im geschlossenen Kreise um ihn standen, mit den Worten: Nichts schwerer als ein reglementsmäßiger Zopf! So trieb das damalige Heerwesen mit Haarbuckeln und Zöpfen Prunk. —

Die Kriegsmacht des heiligen römisch-deutschen Heeres war in der sogenannten Reichsarmee vereinigt, deren man seit den Tagen des alten Fritz mit manchem Witz und Reim spottete:

Die ganze heilige Reichsarmee —
Reißaus-Armee —
Läuft wie der Has' durch Klee und Schnee.

war unter andern einer der vielen Spottreime darauf. Und wahrlich! diese deutsche Kriegs- und Heeresmacht verdiente diesen Spott; denn sie war Alles, nur keine Armee, wie sie sein sollte. Friedrich der Große, der „Marquis von Brandenburg mit seiner Potsdamer Wachtparade" hatte ihren Ruf in zahllosen Schlachten für alle Zeiten vernichtet; dasselbe war der Armee der „großen französischen Nation" unter dem Marschall Soubise bei Roßbach widerfahren. Das französische Lager enthielt ganze Magazine von Galanteriewaaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Schminktöpfchen und Toiletten für die Helden und ihre Schönen, und Bälle, Concerte und Assemblées wurden gegeben. Es wimmelte im Roßbacher Lager von Läufern, Kammerdienern, Köchen, Zofen und dergl. Und gegenüber stand das Lager der Preußen, klein und fest, ohne Modebedürfnisse und Maitressen, aber mit bewährten Kriegern voll Muth und Ausdauer. Und Schlacht und Flucht begannen zu gleicher Zeit, und die besiegten Franzosen büßten 1500 Todte und an Gefangenen 8 Generale, 250 Offiziere und 6000 Gemeine, 63 Kanonen, 15 Standarten und 5 Fahnen ein, wogegen das preußische Heer nur 91 Todte und 274 Verwundete zählte.

Wenn zu jener Zeit dem lieben einigen Deutschland von einer auswärtigen Macht eine Kriegserklärung gemacht ward, oder der Kaiser als Oberhaupt des Reiches aus dynastischem Interesse dem guten Deutschland einen Feind über den Hals brachte, oder irgend ein Reichsstand feindlich bedroht wurde, so forderten die Reichsgesetze, daß ein Heer gerüstet und ins Feld gestellt werde, wozu „alle und jede Stände des Reichs" Mannschaft, Feldzeug und Geld beizutragen verpflichtet waren. Sobald es hieß: die Reichsarmee muß zusammen, so durchfuhr ein panischer Schrecken alle Kreise des heiligen römisch-deutschen Reiches, und Klagen und Jammer ertönten überall. Da fürchtete jede Mutter ihren Sohn, jede Bauerndirne ihren Hans zu verlieren, und die Burschen scheueten die Uniform, als wär's eine Züchtlingsjacke.

Es ward sodann auf Ausschreiben der Fürsten in allen Kreisen zur Ausbebung geschritten; und das „Reichscontingent" ward zusammengebracht. —

Gleichzeitig wurden Werbeoffiziere und Werbeunteroffiziere ausgesandt; und in besonders großer Zahl fanden sich preußische Werber in den übrigen deutschen Reichsländern ein.

In jener Zeit war auf dem Boden eines solchen Reichslandes, auf fürstlich Münster'schem Landesgebiete an der Landstraße, die zur preußischen Stadt Hamm an der Lippe führte, ein Wirthshaus gelegen, weit und breit bekannt. Es war Mittag, und der Wirth und das Wirthsmädchen mit Aufräumen der Wirthsstube beschäftigt.

Der Wirth trat ans Fenster und schaute die Landstraße hinunter. Tummle Dich, Mädchen! rief er alsogleich und schlug dabei freudig in die Hände — es kommen Gäste, dort biegen sie schon ein, um bei uns einzukehren. Es sind ungarische Doktoren, ich schau's an ihren blauen Mänteln, breitkämpigen Hüten und dem Medikamentenkasten auf dem Rücken. Die haben Geld, verdienen Geld und lassen Geld aufgehen, echte unbeschnittene Kremnitzer Ducaten. Dabei kann ein Wirth ehrlich bleiben und ehrlich mit doppelter Kreide anschreiben; 's geht nichts über die doppelte Kreide: das ist eine köstliche Erfindung. Der Himmel vergelte es reichlich dem Erfinder! Tummle dich, sag' ich, sie kommen! — Ehrlich währt am längsten. —

Und wie sie das Trinken verstehen! meinte das Wirthsmädchen.

Das eben ist's, entgegnete der Wirth. Die haben eine Gurgel, die zieht wie ein Magnet. Und die Dukaten — die schönen Kremnitzer! Still! ich höre sie schon auf der Hausflur. Die Stubenthür öffnete sich und herein traten zwei Männer in ungarischer Quacksalbertracht, wie sie damals durch's heilige römisch-deutsche Reich zu ziehen pflegten mit Kräutern, Pflastern, Pillen, Latwergen, Mixturen und anderen Heilmitteln gegen Alles und für Alles. Heut zu Tage sind sie sammt ihrer Arzneikunde ausgestorben; denn die deutsche Medicinalpolizei hat sie längst mit Gensdarmen über die Grenze in ihre Heimath transportirt, und so sind auch diese poetischen Gestalten der Vorzeit vor den Maßnahmen unserer nüchternen Zeit gewichen.

Die beiden Gäste in genanntem Kostüm machten sichs bequem; sie warfen die Mäntel ab, lösten die Tragriemen ihrer Medicamentenkasten, setzten die Hüte ab und schritten einigemal auf und ab durch die Stube, während Wirth und Wirthsmädchen zu ihrer Bedienung hinauseilten. Beide waren stattliche Männer, groß und kräftig und maßen wenigstens 6 Fuß, vielleicht noch einige Zoll darüber. Eine hellblaue Jacke mit gelben Schnüren, weite Pumphosen von gleicher Farbe, über den Knöcheln zusammengebunden, Schnürstiefeln an den Füßen, waren ihre Kleidung; ihr Gesicht schmückte ein martialischer Schnurrbart, und ein langer Zopf schlug den Rücken. Ein breiter Gurt, darin ein Paar Pistolen steckten, umgab die Hüften; kurz an der ungarischen Quacksalbertracht fehlte keine Nadel.

Und dennoch waren Beide — weder Ungarn, noch Quacksalber, sondern Königlich preußische Werber, wie sie dazumal das Reich durchzogen, um, gleichviel auf welche Weise, durch Handgeld, List und Gewalt, Rekruten zu werben für das Heer des großen Königs; denn die Zeit, in welcher sich die Geschichte begab, die ich hier erzähle, war viele Jahre nach dem siebenjährigen Kriege, nach der Schlacht oder richtiger nach der denkwürdigen Flucht der Franzosen bei Roßbach.

Der Wirth hatte Weinflasche und Gläser gebracht und sich ehrerbietig wieder entfernt; und die beiden Werber saßen am Tische und ließen sichs wohl schmecken.

Fuchtel und Spießruthen! begann der Aeltere, indem er den Schnauzbart strich, ich bin des Werbehandwerks müde. In dieser Quacksalbertracht stecke ich nicht lange mehr. Hier im Münsterlande versuche ich zum letztenmal mein Glück; es hat guten ergiebigen Rekrutenboden, den besten nächst den Universitätsstädten.

Gellendes Peitschengeklatsche drang durch das offene Fenster herein, als er kaum diese Worte gesprochen hatte. Ein Paar hochbeladene schwere Frachtwagen mit stattlichem Gespann hielten vor dem Wirthshause zum goldenen Stern. Alsbald trat ein Kärrner in die Wirthsstube, grüßte und machte sichs bequem, indem er seine kurze Maserholzpfeife sammt Tabackspäckchen unter dem blauen Fuhrmannskittel hervorholte, das darüber geschlagene Halstuch ablegte und seine Pfeife mit dem köstlichen Taback von „Hermanus Oldenkott en Zoonen tot Amsterdam" stopfte, dann aus der Tasche seiner kurzen gelbledernen Beinkleider Stahl, Schwamm und Stein nahm und ein lebhaftes Funkenpelotonfeuer unterhielt, bis der Schwamm brannte.

Während draußen das Halsglockengeläute seiner Pferde, Holsteiner Race, ertönte — denn der Kärrner war ein Bremer Fuhrmann — und das Gespann ungeduldig stampfend das schmucke mit Messingzierrathen reich versehene Geschirr schüttelte, ließ sich der Kärrner Taback und echt Münsterischen sogenannten alten Klaren wohlschmecken, und unterhielt sich mit den beiden verkappten preußischen Werbeunteroffizieren.

Da haben soeben wieder, erzählte der Kärrner im Verlauf des Gesprächs, die preußischen Werberhunde einen guten fetten Bissen geschnappt.

Dem alten Werbeunteroffizier ward's bei diesen Worten heiß unter der Weste, als er von Hunden und Bissen hörte; doch mußte ers ruhig hinnehmen, denn er befand sich ja auf Münsterischem Grund und Boden, und mußte zu Manchem schweigen, wozu er im Schutze der Grenzpfähle mit den preußischen Landesfarben nicht geschwiegen hätte. Zudem hatte die Münster'sche

Regierung geschärfte Befehle wider die preußische Werberei erlassen, da man seit Kurzem ohne Glimpf wahre Werbzüge durch das Münsterland gethan und Leute, besonders großen Schlages, förmlich geraubt hatte.

So? entgegnete der alte Schnurrbart, seinen Grimm verbeißend. — Und worin bestand der fette Bissen?

In drei Bauerburschen, erwiderte der Fuhrmann, wahre Goliaths an Wuchs und Knochen. Gebunden schleppten sie den Fang eben über die Grenze. Einige Münster'sche Dragoner waren hart hinter ihnen her; aber der Grenzpfahl schützte die Seelenverkäufer vor ferneren Verfolgungen. Unverrichteter Dinge mußten die Berittenen zurückkehren. Es thut mir leid um die Burschen, denn wie sie behandelt werden, übersteigt Alles. War ich doch jüngst Zeuge eines Schauspiels, daß man in Preußen Spießruthenlaufen heißt. Zwischen zwei Reihen Soldaten, die alle, gewaltige Prügel in den Händen, aufgestellt waren, wurde das Opfer langsam geführt; ein Unteroffizier, die Spitze des Spontons ihm zukehrend, schritt voran. Schlagt auf den Kerl! schrie der Feldwebel, weil er so dumm gewesen und sich wieder hat fangen lassen. Noch seh' ich, wie ihm das Blut vom zerfetzten Rücken floß, noch gellt mir der Spießruthenmarsch in den Ohren wieder:

Warum bist Du weggelaufen?
Darum mußt Du Spießruthen laufen,
Darum kriegst Du was.

Na, fiel der Alte ein, wußte der Esel denn nicht voraus, daß, wenn er desertire, und man ihn wieder packe, man ihm den Rücken streichen würde? Warum lief er weg! Ist doch so Mancher preußischer Soldat geworden und nicht weggelaufen, hat vielmehr treu ausgehalten und tapfer gefochten, und ist avancirt zum Lieutenant, Hauptmann, Oberst, Feldmarschall. Wer war der große Feldmarschall Dörfflinger? Nichts anders als ein windiger Ziegenbock von Haus aus; ein Schneidergeselle mit Bügel und Scheere fing er an und hörte auf als Feldmarschall mit Schwert und Kommandostab. Jeder ist seines Glückes Schmied; wer Reißaus nimmt, sei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, vom

Schlachtfelde oder aus der Garnison, verdient Strafe, er ist ein Wort- und Eidbrüchiger. Ist der mehr werth als Spießruthenlaufen?

Da fielen plötzlich draußen zwei Pistolenschüsse.

Fuchtel und Spießruthen! rief, sich vergessend, der alte Werbeunteroffizier, was ist das?

Er stürzte an's Fenster, sein Kamerad folgte ihm, und kaum hatten sie hinausgeschaut, als sie in Hast die Stube verließen.

Kuriose Kerls — die ungrischen Quacksalber! — sagte der Kärrner, der auch an's Fenster getreten. Was sich die um die Geschichte da kümmern. Alle Wetter! Münster'sche Dragoner setzen dort im schnellsten Trabe wiederum über die Heide; die sind wiederum preußischen Werbefüchsen auf der Spur und brennen ihnen auf den Pelz, damit sie die geraubte Beute los lassen.

Als der Kärrner also am Fenster stand, trat der Wirth ein; der war des Lobes der ungrischen Doktoren voll und übervoll, und wähnte, sie seien hinaus geeilt, um den etwa Verwundeten Hülfe zu leisten.

Da würden sie ihre Pflasterkasten mitgenommen haben, meinte der Kärrner. Ohne Salbe kein Pflaster und ohne Pflaster keine Hülfe. — Ne, Freundchen, ich habe andere Ansicht, denn ich habe eine feine Nase, die zu Zeiten Lunte riecht, noch ehe sie angezündet ist. Unter uns gesagt, Freund Wirth, die Kerle kommen mir verdächtig vor; in den ungrischen Jacken stecken — und dabei zog er den Wirth an sich heran und raunte ihm in's Ohr — preußische Werber!

Der Wirth stand da, wie aus den Wolken gefallen. Fuhrmann, flüsterte er dem Kärrner ins Ohr, das wären ja preußische Pfiffe! Alle Hagel und Korkstöpsel, wär's möglich? Na, dann begreif' ich, daß sie unseren Münster'schen Dragonern zu gelehrt sind, und sie nichts gegen diese vermaledeiten Kerle ausrichten können. —

Der Wirth zum goldenen Stern und der Bremer Frachtkärrner hatten geraume Zeit sich über diesen Gegenstand geheim und leise unterhalten, als die beiden Gäste in den ungrischen Quacksalber-

jacken wieder in die Wirthsstube traten. Sie schienen an starkem Durst zu leiden und forderten zwei Flaschen Wein auf einmal. Das gefiel dem Wirthe gar gut; doch betrachtete er im Hinausgehen Beide gar aufmerksam, so daß es ihm nicht entging, wie der Alte vor der Stirn und auf der linken Wange Blutflecken habe. Wer aber darüber still schwieg und nichts sagte, war Niemand anders als der kluge Wirth zum goldenen Stern, der es bei seinen Gästen nie verdarb, besonders bei solchen nicht, die zwei Flaschen auf einmal forderten.

Schnell wie ein Läufer vor der Gallakarosse des Fürstbischofs von Münster, kam er gleich darauf wieder mit den verlangten Flaschen in die Stube gerannt und wünschte mit allem Respect: Wohl bekomm's, meine Herren Doktoren!

Ist's nicht Kirmeß im Dorfe, Herr Wirth? fragte der jüngere vermeintliche Ungar.

Zu dienen, Herr Doktor! lautete die Antwort des Wirthes.

Giebt's nichts zu tanzen im Dorfe? fragte Jener.

Aufzuwarten, Herr Doktor! erwiderte der Wirth.

Da kommen wir wie gerufen, sprach der Alte halblaut zu seinem Kameraden; 's kann Kanonenfutter geben. Im Dunkel des Abends benutzt man den rechten Augenblick, und ein Paar Burschen sind unser, wenn's gut geht.

Und nachdem die Gäste die Flaschen geleert, bezahlten sie die Zeche und gingen fürbaß in's Dorf, wo es herrlich herging und in Freuden. Buden reihten sich an Buden mit Nürnberger Spielzeug und Kuchen, Band und Putz für die Dorfmädchen, Bier und Schnaps für die Burschen. Aus den Fenstern des Wirthshauses im Dorfe schallte Tanzmusik.

Die lockte unsere ungrischen Preußen, und sie traten in den Tanzsaal, wo die Dorfmusici lustige Walzer auf Baß und Geigen strichen, und die Paare durch den Saal sprangen. Ueppige Dirnen und schlanke kräftige Burschen gab's dort in Menge; der kundige Blick der Werber hatte bald in beider Sorte die Besten herausgespürt. Bald scherzten sie mit den Dirnen, bald tranken sie mit

den Burschen; ihr Augenmerk auf Jene war ein heiteres, auf diese ein ernstes; obwohl der Alte auch mit den Burschen manchen munteren Schnack und lustige Kurzweil trieb, und aus dem reichen Schatze seiner Soldatenabenteuer im Frieden wie im Kriege manch Stückchen zum Besten gab. Auch manches heitere, wie ernste Soldatenlied sang er mit seiner tönenden, vollen Baßstimme. Vor allen Liedern gefiel aber der jungen Burschenschaft sein Säbellied, welches er öfter wiederholen mußte. Dann hörte selbst der rascheste Walzer auf, und der Musik ward von männiglich ein Schweigen geboten, wenn der Alte seine Lieblingslieder anstimmte und mit seiner sonoren Baßstimme vortrug. Dann ward den Burschen ganz soldatisch um's Herz; und sie hätten gern gleich mit dem Säbel in den Feind gehauen.

Da ertönte wieder die Walzermusik, und die Paare stürmten durch den Saal; denn von Ernst zu Lust ists nur ein Schritt in der Brust des Menschen.

Unterdessen hatten sich mehrere preußische Werber in allerlei Verkappungen und Verkleidungen im Dorfe eingefunden. Als Tyroler Murmelthierführer, als Orgeldreher, Kesselflicker, Mäusefallenkrämer wandelten sie durch die dichtgedrängte Menge der Landleute im Dorfe umher, nur nach günstiger Gelegenheit spähend, im Guten oder Bösen, mit List oder Gewalt einen guten Fang zu thun.

Ein Wagen, in welchem sie gekommen, hielt mit vorgespannten Pferden in der Nähe des Wirthshauses, um vorkommenden Falls gleich bereit zu sein, die Beute aufzunehmen und fortzubringen. Die preußische Grenze war zudem in der Nähe, und so konnte ein solcher Streich schnell und ohne große Gefahr ausgeführt werden.

Die beiden Werbeunteroffiziere, die in der ungrischen Quacksalbertracht steckten, hatten sich bald verständigt und einen gemeinsamen gewaltsamen Werbecoup verabredet. Sie hatten die kräftigsten größten Bauernburschen aufs Korn genommen, und ließen sie nicht aus den Augen. Sobald es dunkel geworden — so war die Abrede — sollten die Unteroffiziere sie unter irgend einem

Vorwande vom Tanzsaale locken, wo dann die übrigen Werber gesammt auf der Lauer stehend in der Nähe des geschirrten Wagens sie in Empfang nehmen, ihnen ein warmes Pechpflaster auf den Mund drücken und schnell auf die Räder schleppen sollten.

Wirklich bot auch der alte Unteroffizier sammt seinem Kameraden Alles auf, um zum Ziele zu gelangen. Er hatte sich schier heiser erzählt und gesungen, die tollsten Schnurren und lustigsten Lieder aufgetischt, bis der Abend hereingebrochen war. Da suchte er sie auf andere Weise an sich zu fesseln, und es gelang ihm dermaßen, daß sie des Tanzes gar nicht mehr gedachten, noch der Dirnen, die darüber in Groll und Grimm wider den alten vermeinten Ungar entbrannten. Karten und Würfel wurden hervorgeholt, ein Tisch in die eine Ecke des Saales gerückt, und zwischen den darauf stehenden brennenden Lichtern rollten die Würfel, flogen die Karten, daß es eine Lust war. Dabei machte der Alte den Wirth, und sein Kamerad kredenzte den Burschen ein Glas nach dem andern, um sie zur Ausführung ihres Planes reif zu machen. Und sie waren ganz und gar — reif, als es spät Abends geworden, und der Hauptcoup ausgeführt werden sollte. Der ging denn auch ganz glücklich von Statten, die Burschen wurden in die Wagen geschroten, und spornstreichs ging es über die Grenze aufs preußische Gebiet hinüber.

Bald war „der rothe Kragen“ angethan, und die Eingekleideten waren Angehörige „der Armee Seiner Königlichen Majestät in Preußen“ und lernten Exerciren, Marschiren u. dergl.

Aus jener Zeit, wo die Werber durch ihre „Kniffe und Pfiffe“ Ausländer für das Heer warben, theile ich eine Mittheilung eines alten Freundes mit, die ein düsteres Bild aus dem Werbe- und Festungsgarnisonleben vor dem Jahre **1807** vor Augen führt.

In der Festung .... — so lautet die Aufzeichnung meines alten Freundes über ein Begebniß seiner Knabenzeit — stand eines Tages ein Soldat vor dem Posthause Schildwacht. Sein schönes, offenes Gesicht flößte Zutrauen ein, aber sein ruhiger Ernst nahm mir den Muth, ihn anzureden. Um seine Aufmerk-

samkeit auf mich zu lenken, machte ich einige in der Nähe seines Postens von ihm nicht zuzulassende Kinderstreiche, die er mir sehr liebevoll, doch fest verbot, und dann wiederum vor dem Schilderhause auf- und abschritt. Zum Unterhalten mit mir vermochte ich ihn nicht, was dem munteren Knaben bei Anderen sonst so leicht ward.

Indeß gelang es mir durch Bekanntschaft des in meinem elterlichen Hause im Quartier liegenden Unteroffiziers folgende Auskunft über ihn zu erhalten. Er erzählte mir:

Der bezeichnete Soldat heiße Schmidt, und solle, wie man munkelte, eines Predigers Sohn sein. Ob er schon ganz seine akademischen Studien beendigt oder nicht, wisse er nicht; es wäre ein stiller, ordentlicher Mensch, spräche aber mit Niemandem, und hielte mit Keinem Kameradschaft. Sein Feldwebel, Erdmann, sei ihm sehr auffässig, weil er ihn nicht dazu bringen könne, bei ihm zu schreiben, wie er verlangte, da er eine sehr schöne Hand schrieb. Schmidt solle ihm geantwortet haben, er sei Soldat des Königs von Preußen auf sechs Jahre, aber kein Schreiber. Ferner erzählte der Unteroffizier:

Schmidt wäre in demselben Gasthofe abgestiegen, wo ein angeblicher junger Kaufmann logirte, der sich ihm angeschmiegt und am andern Tage eingeladen hatte, mit ihm eine Flasche Wein in einem angenehm gelegenen Wirthshause vor der Stadt zu trinken, wo er ihm tapfer zugetrunken, dann Händel mit ihm angefangen und zur Stadt gelaufen sei, um ihn arretiren zu lassen. Ein dabei gegenwärtig gewesener, anständig gekleideter Mann hätte sich des Schmidt liebevoll angenommen, ihm bemerkt, daß die Sache gefährlich für ihn ablaufen könne, und dabei den Vorschlag gemacht, ob er mit ihm eine kleine Reise nach Holland machen wolle, wozu er jeden Augenblick seinen Wagen erwarte. Auf Schmidt's Einwendungen, daß er seinen Koffer in dem Gasthofe der Stadt nicht zurücklassen könne, daß er zu wenig Geld bei sich habe, erwiderte sein neuer Freund, daß dieses nur Kleinigkeiten wären, daß er solches durch ein Billet abmachen könne, welches der ihm langjährig bekannte ehrliche Wirth gern besorgen würde, und was den Mangel an Geld beträfe, so solle ihm die Reise nichts kosten, auch wolle er ihm für die kurze Zeit

des Ausbleibens gern mit einem halben Dutzend Dukaten zu kleinen Bedürfnissen aushelfen, wofür er ihm einen Schein geben, und wenn sie zurückkämen, das Geld zurückgeben sollte.

In der Angst nahm Schmidt den freundschaftlichen Vorschlag an; es wurde der Wirth gerufen, der natürlich, als Komplice des Werbe-Offiziers und des Werbe-Unteroffiziers, zu Allem Ja sagte, das Vorfahren seiner zweiräderigen Chaise besorgte, die nun für die Equipage des Fremden galt und den Werbe-Unteroffizier mit seinem Rekruten nach Wesel brachte, wo er ihn im Ordonnanzhause absetzte. Am andern Morgen, wo Schmidt eingekleidet werden sollte, protestirte der junge Mensch, man zeigte ihm den Empfangschein von sechs Dukaten, nannte es Handgeld, und als er fortfuhr zu widersprechen, bekam er Prügel und wurde eingekleidet. Nun ist er zwar noch sehr betrübt, das giebt sich aber mit der Zeit, bemerkte der Unteroffizier.

Zu „alten preußischen Zeiten" war der Feldwebel die Seele der Kompagnie; man nannte ihn den Vater. Der Kapitain bekümmerte sich eigentlich um Nichts, daher stand sich ein solcher nach dem Kapitain in pekuniärer Hinsicht auch am Besten in der ganzen Kompagnie; denn bei Offizieren machte er den Banquier, die Beurlaubten brachten ihm Schinken, Speck, Würste, versorgten sein Haus wie seine Tasche, wofür sie sich Nachsicht und Schonung verschafften. Dagegen hatten es die „Garnisöner" um so schlimmer. Die bei den Bürgern arbeitenden „Freiwächter" konnten ebenfalls noch etwas für den Herrn Feldwebel aufbringen, den sogenannten „Unvertrauten" (Eingesperrten) aber, ohne weitere Freiheit als bis an den Wall, war dieses unmöglich, und da der Feldwebel zum eigenen, wie zum Vortheile des Kapitains so viele Beurlaubte und Freiwächter als möglich ernannte, so waren die Unvertrauten in stetem Dienste.

Da der Schmidt nun nicht die Schreiberstelle bei dem Feldwebel Erdmann annehmen wollte, zeigte ihm dieser mit einem Herzen voll Rache seine Allmacht. Nicht Tag noch Nacht hatte er Ruhe, die schwierigsten Dienstleistungen, alle nur zu ersinnenden Chicanen erdrückten den schweigenden Dulder, der sich die sechs Dienstjahre ruhig auszuharren vorgenommen, wähnend, daß man

sein Wort halten und ihn in seinem dreißigsten Jahre entlassen würde.

Da der Feldwebel Erdmann den „Kerl", wie er sagte, auf diesem Wege nicht zahm zu machen vermochte, griff er zu einer andern Prozedur: er ließ ihm nämlich auf Wachen und Posten auflauern und ihn überraschen; war er einen Augenblick nicht aufmerksam, zog vor einem ihn vorsätzlich überraschenden Portepeeträger — wozu schon damals die Feldwebel gehörten — nicht rasch genug das Gewehr an, worauf man bei Andern gar nicht achtete, so wurde er abgelöst, eingesperrt, oder erhielt Prügel.

Ein halbes Jahr, vielleicht etwas länger, mochte Schmidt dieses Höllenleben mit aller Resignation erduldet haben, als es ihm deutlich wurde, daß solches sechs Jahre zu überstehen über seine Kräfte ging. Schon damals hatte er sich vorgenommen, sich zu entleiben, und zu diesem Behuf schon einen Schuß Pulver vorräthig, nur konnte er noch zu keiner Kugel gelangen. Da aber sein Feldwebel seine Anstrengungen verdoppelte und Schmidt auf die empörendste Art ungerechter Weise wieder zerprügelt worden war, faßte er den Vorsatz, den Wütherich Erdmann nieder zu schießen, wodurch er sich, wie er glaubte, denselben Tod durch die Kugel zuziehen würde. Mit diesem festen Vorsatze ging er in sein Quartier.

Der Kasernen gab es damals zu wenige in der Stadt, als daß sie die Garnison von drei Regimentern und einiger Artillerie hätten fassen können, daher waren die Soldaten bei den Bürgern einquartiert. Auch Schmidt hatte sein Quartier bei einem Bürger, und zum Beobachter seiner Schritte einen Vertrauten, einen Freiwächter mit einem Thorpasse, welcher den Tag über in Arbeit war. Hierauf gründete Schmidt seine Ausführung; denn der Feldwebel kam jeden Tag vor der gewöhnlichen Visitation selbst, und bestellte ihn zum andern Tag zu irgend einem Dienste. Schmidt lud sein Militairgewehr, setzte auf das Pulver, anstatt der mangelnden Kugel, den Gewehrkrätzer, und erwartete so den wohlbeleibten Feldwebel. Gegen Abend wurde sein Name vor seinem Quartier gerufen; in der höchsten Gemüthsbewegung mochte er die ihm sonst so kennbare Stimme verkannt haben; er

antwortete nicht, stellte sich aber zum Schuß bereit. Nach wiederholtem Rufen, als der Rufende keine Antwort erhielt, stieg er, wie Schmidt erwartet hatte, die Treppe hinauf; so wie er die Thür öffnet, fällt der Schuß, und — Schmidt hatte nicht den verhaßten Feldwebel, sondern den von ihm geschätzten visitirenden Unteroffizier erschossen. Einen zweiten Schuß besaß er nicht, sonst hätte er aus Schmerz, daß er den braven Unteroffizier statt des verruchten Feldwebels getroffen, wie er im Verhöre sagte, auch seinem Leben gleich ein Ende gemacht.

In natürlicher Folge wurde Schmidt sogleich auf die Hauptwache gebracht, und da Veranlassung und Vorfall mit allen Nebenumständen in der Stadt von Mund zu Munde gingen, und keine Bemäntelungen Seitens der Militairbehörde die klare Absicht der Einwohner zu mildern im Stande waren, so machte dieser Vorfall daselbst mehr Sensation, als alles Spießruthenlaufen und Baumhängen bisher gethan.

Das Verhör des Schmidt war kurz; er bekannte mit seltener Ruhe und Gleichmuth seine That und bedauerte nur, daß er sich in seiner Gemüthsstimmung übereilt und nicht abgewartet hatte, bis er den Feldwebel gesehen, dem sein Schuß allein gegolten habe. Er erwartete, daß eine Kugel sein Leben enden würde; aber er wurde getäuscht, daß Erkenntniß lautete auf Rädern; doch sollte er „aus besonderer Gnade“ zuerst einen Gnadenschlag erhalten, bevor ihm alle Glieder am Leibe zerschlagen würden.

Ein unwissender Henker erschien mit einem eisernen Kolben und einem Gehülfen; ein unabsehbarer Zug begleitete den ruhig und heiter blickenden Delinquenten. An der Richtstätte angekommen, woselbst eine grausenerregende Stille herrschte, drängte ich Knabe mich bis zu der Stelle, wo der Kreuzblock stand. Schmidt wurde davor gebracht, und das unselige Holz betrachtend, fragte er den Scharfrichter mit fester Stimme: „Wie muß ich mich legen?“

Er legte sich darauf und ward festgebunden. Mit der furchtbaren Keule stellte sich der Henker statt zur rechten, zur linken Seite des zwei Fuß hohen Kreuzblocks, und schlug von dieser Seite natürlich nicht auf's Herz, sondern auf die rechte

Brusthälfte den sogenannten Gnadenschlag. Hierbei gab der Unglückliche den ersten Schmerzenslaut von sich und rief: „O, mein Gott!“ welche Worte bei der beispiellosen Stille von Jedem der zahlreichen Versammlung gehört und in tiefster Brust gefühlt wurden. Nun trat der Gehülfe mit einem Fuß in den Strick, der um Schmidt's Hals durch ein Loch des Blocks gezogen war, um ihn zu erwürgen, während der Scharfrichter selbst im Zerhacken der Glieder fortfuhr. Wann das Opfer geendet, weiß ich nicht, da ich gleich nach dem sogenannten Gnadenschlage ins Freie hinaus mich durchdrängte.

## XIX.

# Opfer der Civilisation.

## Nachtstück aus der Gegenwart.

Aus den Papieren eines Arztes.

---

### Ein Fremder.

Als ich um Ostern des Jahres . . . . die Universität zu . . . . . bezogen, um mich dem ärztlichen Studium zu widmen, erging ich mich zur bestimmten Zeit bald allein, bald in Gesellschaft einiger näheren akademischen Freunde in der grünenden stattlichen Lindenallee, welche nach . . . . . führt, um der jungen Reize der Natur in ihrem Wiedererwachen zu genießen, und erheitert und gestärkt meinem Studium, der Arzneiwissenschaft, wiederum obzuliegen.

Da geschah es denn, daß mir jedesmal auf diesem Spaziergange ein großer, hagerer Mann begegnete, bleich und mit schwarzem Bart und Lockenhaar. Die tiefen Furchen auf der hochgewölbten Stirn schienen vom Kummer gegraben, und in den großen dunklen Augenhöhlen hatte der Gram seine Wohnung. Mit tiefgebücktem Kopfe schritt er langsamen Ganges einher, unbekümmert um die jugendlich erwachende Umgebung wie um Alles, was ihm auf seinem Wege entgegenkam. Selten erhob er das Haupt; selten ließ er seine Augen frei und ungehemmt in der reichen Natur rings um sich umherschweifen; fast immer hafteten sie am Boden, der zu beiden Seiten des Weges nichts als eben frisch aufkeimendes Gras, und hie und da ein Maiblümchen, welches sich erschloß, darbot. Das war Alles, was der in sich gekehrte Wanderer aus der reichen Quelle der ver-

jüngten Natur schöpfend, hätte genießen können, wenn seine Aufmerksamkeit nicht Erinnerungen zugewandt gewesen wäre, welche trübe, düstere Bilder aus seinem früheren Leben ihm auf's Neue vor Augen führten.

Leidtragend und duldend zugleich schien er auf seinen einsamen Gängen nur dieser trüb und freudenlos entflohenen Zeit zu leben, und dadurch die Stunden der Gegenwart abermals zu trüben. Ein ungeheurer Schmerz mußte, einer giftigen Natter gleich, an seinem Herzen und Leben nagen. Je freundlicher die Natur ward, je grüner die Auen und Bäume, je lachender die Fluren, desto trüber wurde sein Auge, desto mehr bleichten seine Wangen, als zehrte mit ewigem Durste ein Vampyr, der seine Brust zum Sitze erkoren, von seinem Herzblute.

Lange Zeit blieb ich in gänzlicher Unkunde über diesen Bedauernswürdigen; selbst sein Name war mir noch unbekannt. Ich hatte nur vernommen, daß er bereits im verflossenen Winterhalbjahre hier auf der Universität gewesen, und daß die Arzneiwissenschaft sein Studium sei. Außer auf meinen Spaziergängen durch die Lindenallee nach . . . . . . . war er mir sonst noch nirgend zu Gesicht gekommen, und nur einmal hatte es der Zufall gefügt, daß ich ihn Abends in dem Gasthofe zum goldenen . . . . . . . . antraf.

Er war dort schon zugegen, als ich in das Billardzimmer eintrat. Ein munteres, reges Treiben vieler Studenten bewegte sich innerhalb der vier Wände. Viele Spieltische waren besetzt; Karten, Würfel und Schachbrett waren in Bewegung; Andere saßen an langen Tischen, heiter und fröhlich bei Wein, Bier und Taback. Laute Freude erfüllte den großen Saal, den lichte Hängelampen erhellten; es ward gescherzt und gelacht, Gläser klangen, wurden angestoßen und geleert — kurz ein munteres, von den Sorgen des Philisters ungetrübtes Burschenleben that sich überall kund.

Unberührt von dieser allgemeinen Heiterkeit und Freude, saß zu meiner Verwunderung der Geheimnißvolle in einem Winkel des Saales an einem Ecktischchen. Sein Blick starrte zu Boden, die Stirn von der Rechten unterstützt, und ein Glas Wein nach

dem andern stürzte er schnell hinunter. Ich betrachtete ihn längere Zeit aus der Ferne; mancher Seufzer rang sich laut aus seiner Brust, während seine Hand oftmals über die Stirn fuhr.

Jetzt schenkte er das letzte Glas ein, stürzte es ebenso schnell wie die früheren hinunter, griff nach seiner Kopfbedeckung und verließ den Saal. —

Eine eigene Erscheinung! murmelte es hinter mir.

Ich sah mich um, und ein ältlicher Herr mit graugebleichtem Haar stand hinter mir, der wie ich dem stillen Treiben des Unbekannten beobachtend zugesehn zu haben schien.

Kennen Sie vielleicht den eben Hinausgegangenen? fragte ich hastig, in der Erwartung, endlich einen nähern Aufschluß über denselben zu erhalten.

Er hat sich hier das verflossene Wintersemester bereits aufgehalten, war die Antwort.

Wissen Sie vielleicht Näheres über ihn? fragte ich weiter.

In der ganzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes, lautete die Antwort, habe ich ihn beobachtet. Er kommt häufig hierher, aber jedesmal erneuert er sein altes Benehmen, wie sie es so eben gesehen haben. Gerade so wie vor einem Augenblicke sitzt er stets in jener Ecke, seufzt, fährt die Stirn auf und ab, leert hastig seine Flasche und eilt hinaus.

Sie sprachen ihn niemals? redeten ihn nie an? fragte ich.

Er nähert sich Niemandem, erwiderte der alte Herr, ist Misanthrop, darum hab' ich mich auch ihm nicht genähert. Kein Wort kommt über seine Lippen. Dem Kellner, der ihm den Wein bringt, wirft er schweigend die Bezahlung auf den Tisch und steckt schweigend das etwa Zurückgewechselte ein. Entweder, setzte der Herr hinzu, leidet er an Blödsinn, oder schwere Leiden drücken ihn, oder Gram lastet auf seiner Seele.

Gewiß das Letztere, stimmte ich ihm bei, denn in seinen Gesichtszügen liegt unverkennbar der Gram; sein Blick ist düster, und nie sah ich um seine Mundwinkel jenes seltsame Lächeln spielen, welches den Blödsinn charakterisirt, oder jenes plötzliche Uebergehen von langsamer Bewegung zu schnellerem Gange, das

bei einem Geisteskranken den Uebergang von einer Vorstellung zu einer neuen andeutet.

Der fremde Herr stimmte mir zu, und, nachdem ich mich mit ihm noch kurze Zeit unterhalten, kehrte ich aus der „Studentenkneipe“ heim, da die Zeit schon der Mitternacht zueilte.

Ich legte mich nieder, aber das Bild des gepeinigten Räthselhaften schwebte mir unablässig vor Augen, und auf keine Weise vermochte ich dasselbe meinen Blicken zu entrücken. Dazu stiegen manche düstere Gedanken in mir auf, bis mich endlich der Schlummer unerwartet überfallen hatte. Als ich wieder erwachte, schien die Morgensonne schon hell in mein Schlafgemach hinein.

Die Glocke rief zur Vorlesung, welche heute zum erstenmale begann. Ich nahm Mappe und Hefte und eilte zum Universitätsgebäude. Kaum hatte ich dieses im Gesicht, als ich den Fremdling aus der gerade gegenüberliegenden Straße seinen Weg gleichfalls zum Universitätsgebäude hin nehmen sah. Als ich in den Hörsaal trat, saß er schon da.

Ich suchte meinen Platz und fand ihn gerade neben dem Seinigen. Eine seltsame geheime Lust, aber auch zugleich ein unheimlicher tiefer Schmerz bemächtigten sich meiner, als ich mich mit dem üblichen Morgengruße neben ihm niederließ, den er leise erwiderte.

Neigung und Abneigung erwachten zugleich in mir; Neigung, mich einem Leidenden zu nähern, mit der Ursache seiner Qual vertraut zu werden, und durch Trost und innige Theilnahme seinen Schmerz vielleicht lindern zu können; Abneigung, vielleicht mit einem neuen menschlichen Elend bekannt zu werden und dennoch nicht helfen zu können, oder gar einem unglücklichen Schuldbeladenen, der vergeblich die Schuld bereute, näher zu treten.

Stumm und mit abgewandtem Gesichte saß er neben mir. Ich konnte mich nicht überwinden ihn anzureden. Die Vorlesung war zu Ende, und ich, ohne ein Wort weiter als die Morgenbegrüßung aus seinem Munde vernommen zu haben, ging heim.

Mehrere Tage hindurch kamen wir im anatomischen Hörsaale trotz unser fortdauernden Nachbarschaft in keine nähere Berührung zu einander, bis endlich die öftere Wiederkehr eine Annäherung

zur Folge hatte. Anfänglich sich nur über Gleichgültiges, über Vortrag und Vortragsweise des Professors und unser gemeinschaftliches Studium verbreitend, wurden oberflächliche Rede und Gegenrede allmälig zum vertrauteren Gedankentausche. Eine eben erschienene Sammlung anatomischer Zeichnungen, von deren Besitz er mir erzählte, veranlaßte mich auf seine Einladung, sie bei ihm in seiner Wohnung in Augenschein zu nehmen, eines Tages zu ihm zu gehen.

Ein seltsames Staunen ergriff mich gleich beim Eintritt in sein Zimmer. Ich hatte als Mediciner Menschenschädel, Gebeine, anatomische Präparate und dergleichen in meiner Wohnung, und beschäftigte mich damit bei meinem Studium alltäglich; aber einen solchen Apparat, wie ich hier vorfand, und zwar — wie sich von vorn herein zu erkennen gab — nicht im Interesse des Fachstudiums, sondern mehr zur Zimmerdecoration dienend, hatte ich nie gesehn.

Das Zimmer, nicht groß und geräumig, war von einem seltsamen Lichte erhellt, indem das Eindringen der hellen Strahlen der Sonne durch blutrothe Vorhänge vor den Fenstern verhindert und dadurch eine zauberhaft magische Beleuchtung hervorgebracht ward. Vor einem grünüberzogenen Sopha zur rechten Seite der Thür stand sein Arbeitstisch. Auf demselben standen neben Büchern, Heften und Dintenfaß, in symetrischer Ordnung viele menschliche Todtenschädel. Ein Hirnschädel mit Wasser angefüllt schien ihm als Trinkgefäß zu dienen, und Fingerknöchlein eines Kindes waren seine Pfeifenräumer. Zwei Menschengerippe waren zu beiden Seiten des Tisches aufgerichtet, streckten, das Eine die Rechte, das Andere die Linke aus, jedes einen Leuchter mit Kerze haltend. In der Mitte zwischen diesen beiden Menschenscelett-Kandelabern saß er, auf das Polster des Sophas ausgestreckt, lesend, im weiten dunklen Hausrock, mit häufigen raschen Zügen die Tabackspfeife im Glimmen haltend.

Ich setzte mich zu ihm nieder, und wie er aus meinen Blicken meine Verwunderung erkannte, über die seltsame Ausschmückung seines Zimmers mit Skeletten und Gebeinen, begann er mir gleich von einem der beiden Gerippe, worauf er hinwies, zu erzählen,

das, obgleich kaum dreißig Jahre hindurch beseelt gewesen, hier schon leblos stehe.

Und ich werde bald sein Genosse sein! schloß er mit leis-dumpfem Tone der Stimme.

Ich staunte, er staunte nicht minder, denn jene Worte waren unversehens ohne seinen Willen seinen Lippen entflohen. Ich fragte, drang in ihn — der anatomische Atlas, die Ursache meines Besuches, war vergessen, und er genügte nach einigem herzlichen Zudringen meinen Fragen, mich in das Geheimniß seines Lebens einzuweihen.

Es geschah in der ausführlichsten Weise. Als er geendet, verkündete der Thurmwächter schon die Mitternachtsstunde. Erschöpft sank er in das Sopha zurück, raffte sich dann wie mit Wahnsinnskraft auf; seine Blicke kündeten Vernichtung, alle seine Glieder bebten. Er stand auf, drückte mir die Hand zum Abschied. Ich entfernte mich, meiner nicht mehr mächtig. Wie ich durch das mitternächtliche Dunkel, welches lichtes Blitzeszucken erhellte, durch Regenguß und Schlossensturz zu meiner Wohnung gelangte, weiß ich nicht zu berichten.

Den Fremden habe ich seit jener grauenhaften Mitternachtsstunde nicht wieder gesehen. Die Revolution wüthete gerade mit all ihrem Grausen und Schrecken im Nachbarlande. Er soll — wie ich später in Erfahrung gebracht habe — dort den Tod gefunden haben, den er wahrscheinlich gesucht hatte, seine Leiden schneller zu enden. Am Fuße einer Barrikade ward seine Leiche gefunden, die Todeskugel im Herzen; es hatte ausgeschlagen.

Seine Mittheilung in jener Nacht, meinem Gedächtnisse unvergeßlich, habe ich treu niedergeschrieben; die nachfolgenden Blätter enthalten sie, und schildern das Opfer der socialen Zustände der Gegenwart, die man statt mit ihrem wahren Namen: Corruption mit „Civilisation“ bezeichnet.

---

## Eine Lohnschreiberfamilie.

Zaudre nicht, geneigter Leser, der du so oft an der Hand eines Romanschreibers oder eines Novellendichters unserer Tage

durch die prunkvollen Salons der vornehmen Welt mit ihren „noblen Passionen“ gewandert bist, und folge mir in ein Gemach, daß nicht von überreichem Meublement strotzt, dessen Wände nie Seidentapeten getragen, das statt Tanzmusik nur Seufzer gehört, statt freudiger Lust nur Kummer, Sorge und Noth beherbergt hat — in das dürftige Dachkämmerlein eines Lohnschreibers, der alt und grau geworden ist bei der Feder. Mit dem emsigsten Fleiße, in rastloser Thätigkeit vom ersten Tagesdämmern bis tief in die Mitternacht hinein, vermag er nicht mehr zu gewinnen als zur nothwendigen Lebensfristung seiner Familie erforderlich ist, die außer ihm aus Weib und zwei Kindern besteht. Ein alter Tisch, vier geflickte Binsenstühle, ein kleiner Eckschrank und ein Spinnrocken ist der ganze ärmliche Inhalt des Stübchens, wie in der Nebenkammer, dem Schlafgemache der Lohnschreiberfamilie zwei wurmstichige Bettstellen nebst ärmlichen Bettzeuge das ganze Mobiliar bilden.

Der alte Zacharias — so nannte er den alten Lohnschreiber — sitzt mit seinen beiden Kindern schreibend am Tische, deren ältestes siebenzehn Jahr, ein Mädchen, schön und blühend, mit allen Zauberreizen gleich einer aufknospenden Rose ausgestattet, das jüngste ein Knabe von vierzehn Jahren war. Seine Ehehälfte sitzt eifrig spinnend am Rocken, in der Nähe des Mansardenfensters. Ein schwüler Sommertag neigt sich seinem Ende, eine brennende Hitze durchglüht die enge Dachkammer. Der Alte hat in Hemdsärmeln mit seinen Kindern den ganzen Tag am Schreibtisch geschwitzt, und sich nur mit einem Glase Wasser als einzigem Labsal erfrischt, eine Schüssel Kartoffelbrei war das Familien-Mittagsgericht gewesen, und zum Abendinbiß wird's Kommißbrotschnitten mit Salz geben.

Vorgelesen — genehmigt — unterschrieben — dictirt der Alte selbst schreibend den Kindern. Die drei Worte stehen kaum auf dem Papiere, als er die Feder hinlegt. Die Kinder thun desgleichen.

So wären die Abschriften des Protokolls fertig, unterbricht der alte Zacharias die Stille; denn, weil die fleißige Spinnerin eben hinausgegangen, schnurrte augenblicklich das Spinnrad nicht.

Das heißt gefuchtelt, fuhr er fort, um 26 Sechser für das heutige Brod. Und dennoch muß man zufrieden sein, denn so eine dreimalige Abschrift ist eine gebratene Taube, die einem armen Lohnschreiber nicht alle Tage ins Maul geflogen kommt. Daran können die beiden Rangen helfen; sie schreiben mit, und so geht's vom Fleck. An einer einmaligen Abschrift muß er allein fuchteln wie der Schneider an einem Paar Hosen.

Murre nur nicht immer so! Ein jeder Stand hat seinen Frieden und seine Last, sprach eintretend Frau Zacharias.

Die Last habe ich jetzt, versetzte der Alte, den Frieden, wenn ich die Augen schließe auf immer, und man sagen wird: da trägt man den alten Zacharias hinaus; er war einst ein tüchtiger Soldat, kannte kein Kanonenfieber, sondern schlug wacker drein mit dem Kolben. Statt des Kolbens gab man ihm die Feder in die Hand. Da hat er sich zu Tode gemausert, der alte Gimpel! Das ist die Leichenrede, die man mir ins Grab hineinpredigt und dann die schwarze Erde auf den Sarg wirft.

Die Alte erwiderte nichts, seufzte und wischte mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge.

Du weinst? fragte Zacharias, es bemerkend. Schaff' Dir ein anderes Herz an, Weib, ein Herz, wie es der Präsident hat, hart, kalt und spröde wie ein Kiesel. So ein Präsidentenherz gehört in ein Kuriositäten-Kabinet neben Mißgeburten und Kröten, in Spiritus gesetzt, neben Stricken von Erhängten und Knochen von Geräderten; es gehört zu den Marterwerkzeugen und Folterapparaten. Ich kenne so eine verknöcherte Präsidentenherzmißgeburt; ein Brite gäbe in seinem Spleen für diese deutsche Kuriosität 100 Pfund Sterling und mehr sammt dem Orden, der darüber hängt. So ein Präsident und Ritter, wie man's nennt —

Vater, fiel der kleine Bursche ein, warum heißen die denn Ritter? Sie sehen ja gar nicht aus wie die alten Ritter, und wissen nicht einmal mit Pferden umzugehen.

Die Orden sind ihre Steckenpferde, versetzte bitter der Alte; darum heißen sie Ritter. Sie tummeln keine Pferde, sondern quälen Menschen, die Untergebene heißen. So ein Untergebener

ist ein Stück Menschenfleisch — oft nur etwas Menschenhaut und Knochen, das nach Präsidentenansicht nicht wie er aus dem Paradiese stammt. Ein sogenannter Lohnschreiber, der darnach einen alten Klepper im Paradiese zum Ahn hat, muß kurz gehalten werden, so ist in ihrer Zigeunersprache der Präsidialkunstausdruck.

Halbe Portion, Viertelsportion macht unbändige Rosse zahm, damit der Herr sie ohne Gefahr zügeln kann und keinen Sandritt macht. Es lebe die Kunst, kurz zu halten! darauf trinken sie mittäglich ihren Wein.

Ein guter Haushalter ist seines Lohnes werth. Der Lohnschreiber hat kaum, wohin er sein müdes Haupt legt; der Chef aber kauft Landgüter und ruht aus von des Tages Last und Hitze in seinen kühlen Parkanlagen. Es lebe die Gerechtigkeit! sie ist blind, und die Blindheit ist ein göttliches Uebel für die Obrigkeit; und wo eine Obrigkeit ist, da ist sie von Gott verordnet.

Gehe hin und trinke ein Glas Bier; das bringt dich auf andere Gedanken, mahnte die Alte.

An der Stubenmiethe fehlen noch fünf Thaler, wie kann ich da Bier trinken? entgegnete Zacharias. Du bist ein Finanzminister, der mich zum Staatsbankerott bringen würde, wenn ich Dich wirthschaften ließe wie die Fürsten ihre Finanzminister.

Und Du bringst Dich auch auf keinen grünen Zweig! — wandte die Frau ein.

Weib, reize mich nicht zum Zorn! fuhr Zacharias auf. Du kennst mich. Ist's meine Schuld, daß ich auf keinen grünen Zweig komme? Kann ich dafür, daß das Brod so theuer ist, und meine Arbeit im Schweiße des Angesichts so schlecht bezahlt wird? Wer wider den Strom schwimmen will, dem strömt das Wasser über den Kopf.

Geht, Kinder, begann Sibilla, die Frau des Lohnschreibers, zu den Kindern, eh's ganz dunkelt, schon dämmert's stark. Geht, ihr habt den ganzen Tag gesessen. Ich mache unterdeß die Butterbrode. Bis dahin geht ein wenig auf die Gasse, an die Luft! Hört Ihr, Mignon und Albert?

Die Kinder gingen, der Alte aber fuhr fort:

Nie und nimmer vergesse ich den Augenblick, wo der Chef in das Kanzleizimmer trat, drin ich mit den übrigen Sechser-Staatsdienern sitze und mit ihnen um die Wette fuchtelte mit der Feder. Er schritt auf mich zu; ich erhob mich, schnitt einen Bückling und er eine grinzende Fratze. Nun, Zacharias, sprach er mit seiner leichhuhnartig krächzenden Stimme, die das Herz durchschneidet — nun wird Er mit seiner Stellung zufrieden sein. Täglich 20 — 30 Sechser sind nicht zu verachten, davon lebt sich's schon! —

Herr Präsident, halten zu Gnaden, entgegnete ich, ich habe Frau und Kinder, mich mit eingerechnet, sind's acht Reihen Zähne, vier Gebisse, die zu beißen haben wollen. Zum Verhungern ist's zuviel, zum Sattwerden zu wenig.

Er wandte mir rasch den Rücken, schlug die Thüre hinter sich zu, und seit jener Stunde bin und bleibe ich — Lohnschreiber. Hätte eine Kugel mir das Bein zerschmettert auf dem Schlachtfelde, so hätte ich Anspruch auf ein Drehorgelpatent; ich könnte mit hölzernem Stelzfuße, die Orgel auf dem Rücken, durch Stadt und Land stelzen. Die frische Luft kräftigte mindestens meine alten Glieder, während ich jetzt in der Stubenluft hinsieche.

Soweit hatte der alte Lohnschreiber Zacharias seine Jeremiade angestimmt, als man draußen eine Stimme lustig trällern hörte:

Da komm' ich grade zum Wirthshaus hinaus
u. s. w.

Da kommt der Jakob Lustig, der Einarmige, begann Sibille, ihn an der Stimme erkennend. Das ist noch ein Kerl, der sich über Sorg' und Kummer hinweg zu setzen vermag.

Immer das alte widrige Lied, daß Du heulst, versetzte Zacharias. Hat er Weib und Kinder? Er ist los und ledig, hungert allein, wenn er nichts hat, ißt allein, wenn er was hat, und hat allein seinen Magen zu beschwichtigen. An meinem Tische sitzen vier Magen, die bellen und belfern; das ist der Unterschied. Verstanden?

Da trat Jakob Lustig, etwas angetrunken und schwankenden Ganges herein. Es war ein alter Kriegskamerad von Zacharias, ein geriebener Kerl, hatte den Göthe gelesen wie Wenige, war

dabei ein „fideles Haus", das „Fünf gerade sein ließ", und dem Sorgen „polnische Dörfer" waren, ein Springinsfeld ins Leben und seine Dornenwege hinein, auf denen er oftmal gestolpert, Rock und Schuhe zerrissen, aber immer doch noch leidlich mit heiler Haut sich durchgearbeitet hatte.

Guten Abend Brüderlein Zacharias! meckerte er, und stimmte dann gleich das Lied an:

Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.

Na, Bruder Liederlich, herrschte Zacharias ihn an, Du lebst so lange lustig, bis Dir der Teufel die Rechnung verdirbt, und man Dich zum Teufel jagt.

Hat nichts zu bedeuten, krähte Jakob Lustig, das wäre mir längst passirt, wenn ich nicht dem Präsidenten 50 Thaler abgeborgt hätte, die ich mit 2 Thalern monatlich abtragen muß; die werden mir von meinem Schreiberlohn zurückbehalten.

Werde ich zum Teufel gejagt, so kann ich nichts verdienen, und er ist um sein Geld geprellt. Jetzt hofft der alte Wucherer sein Geld zu retten. Drum — ich kann's treiben, wie ich will. Man — er machte die Pantomime des durch die Finger-Sehens — versteht Ihr? Und ich werde nicht gejagt, sondern erhalte schriftlich in bester Form Rechtens mit Siegel und Unterschrift einen Verweis, den leg' ich zu den sechs Dutzend übrigen. Das giebt eine schöne Sammlung, für Liebhaber ein gefundenes Fressen, das beste Stück in meinem Nachlasse, wenn Freund Knochenfinger mir dereinst die Augenlieder zudrückt, ein wahrer Fund für Autographensammler; für den Erlös dafür kann man mein letztes Haus bezahlen, die Gebühr für Küster und Pfarrer obenein.

Bruder — entgegnete Zacharias — du hast dem Teufel ins Kartenspiel geguckt; aber am Ende bricht er Dir doch den Hals. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Teufel hin und Teufel her! Krug hin und Krug her! — er mag mich holen, er mag brechen, versetzte der Einarmige.

Dann ist mein einziger Arm mein treuer Genosse, der mir durch die Welt hilft. Ich singe auf den Straßen patriotische Lieder und sammle mein Honorar auf vergilbtem Notenblatte von

Hausthür zu Hausthür ein. Es lebe der Straßenvirtuose Lustig! der schlägt der Hölle ein Schnippchen.

Könntest Du Dich auch etwas über Plack und Qual hinwegsetzen? meinte Sibille zu Zacharias gewandt, es wäre besser für uns Alle.

Ist der Groschen ein Goldfritz und der Sechser ein Thaler? fiel Zacharias ein. Ein falscher Thaler täuscht die Leute so lange, bis die Backen des Fürsten darauf roth werden, solche Scham verräth den Werth.

Brüderlein — ich halt's mit Thalern und Groschen, die sich nicht schämen, entgegnete Jakob Einarm, und obenein Roth auf Fürstenbacken, sei's aufsteigende Zornesröthe oder Roth aus anderen Ursachen mag und lieb ich nicht. Komm, Bruder Zacharias, zum Bierhause!

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, so pochte es von draußen an die Thür, und alsobald trat ein Bedienter in Livree, den Hut auf dem Kopfe ins Stüblein und fragte nach dem Lohnschreiber Zacharias.

Hat er eine Vogelhecke unter dem Tressenhute, Mosje, und fürchtet er, daß ihm die ganze Brut ausfliegt? fuhr den Bedienten Bruder Lustig an.

Was kümmert ihn mein Hut? fragte der Bediente.

Glaubt er, fuhr Lustig fort, er wäre der Riese Goliath, der auch Tressen am Hute trug sammt einem Klunker? Ein eben so entsetzlich großes Maul wie jener hat er, das hören wir; und mit dem Hirn wird's auch nicht besser bestellt sein bei ihm, wie bei dem großen Juden; darum flunkert und prahlt er so.

Grobian! schallt der Livreebediente. Ich frage, ob hier der Lohnschreiber Zacharias wohnt.

Und ich frage, begann Lustig.

Sei er doch stille! flüsterte ihm Sibille zu, es ist der Bediente des Präsidenten.

Und wäre er der Livreebediente des Satans, versetzte Lustig, und käme geraden Weges aus der Hölle.

Ja — der Lohnschreiber Zacharias wohnt hier, sagte Sibille, zu dem Fragenden gewandt. Was soll er?

Sofort zum Präsidenten kommen, lautete die Antwort.

Der Bediente verließ die Stube.

Gut, daß er Beine gemacht, sagte Lustig, sonst hätte ich sie ihm gemacht. Die Bedientenseele glaubt auf die Tressen, die seines Herren sind, pochen zu können.

Unterdessen hat Sibille ihres Mannes Hut und Rock vom Mantelstock genommen und ihm den Letzteren angezogen, den Ersteren aufgesetzt.

Nun, spute Dich, daß Du zum Präsidenten kommst!

Präsident hin, Präsident her! rief Lustig. Was ist ein Präsident? Wie wird man Präsident? Wer wird Präsident? — Ein adlicher Schlingel ist durch alle sieben Gymnasialklassen gelaufen, und ist ihm gar verteufelt wenig vom gelehrten Schulstaub am Rocke hängen geblieben. Er wird examinirt, fällt durch, geht zur Universität, reitet, ficht, renommirt, kehrt mit einem großen Bullenbeißer heim, schlüpft auf dem Connexionswege durchs Examen, besitzt ein Landgut, wird Kreisrath, Geheimrath, Präsident. Probatum est! 's in ein Kunststück, nichts als Geschwindigkeit. Hier, meine Herren, sehen Sie einen adlichen Schlingel! ich stülpe den Becher darüber — drei Kreuze mit meinem Zauberstab — und der Präsident ist fertig. Komm, Zacharias, ich begleite Dich zu dem fertigen Präsidenten!

Und Arm in Arm gingen die beiden Lohnschreiber die Treppen hinunter.

---

In seiner Arbeitsstube vor dem grünen Tische saß im rothblumigen Schlafrocke und altväterischem Polstersessel der Präsident, Akten und Papierstöße vor sich. Indem er die Brille von der Nase nahm und ein Papier, das er gelesen, hinlegte, sprach er vor sich hin: Abgewiesen! dieser Querulant bringt mich noch zur Verzweiflung, aber ich werde ihm das Handwerk legen!

Er steht auf und wandelt im Zimmer auf und ab.

Die Gaben sind seltsam vertheilt auf Erden, so lautete sein Selbstgespräch. Ich bin Präsident, Gott des Departements; ich kann, was ich will; ich bin allmächtig. Jenem armen Teufel, der eine hübsche Tochter hat, gab ich ein Aemtchen,

jenem Beamten, dessen schöne Frau nicht spröde ist, lohne ich die Bereitwilligkeit mit einer Gehaltszulage; jenem federgewandten Secretair, der vortheilhafte Zeitungsartikel über meine Amtsverwaltung schreibt, mein Talent, meine Capacität rühmt und preist aus vollen Backen, bewillige ich Remunerationen; eine Hand wäscht die andere, das ist ein altes deutsches Sprüchwort, das einen alten deutschen Präsidenten selbst doch nicht Lügen strafen darf. Ich muß es in Ehren halten; so hält's auch mich in Ehren.

Jenem Pasquillanten, der mich darstellte, wie ich bin, schwor ich Verderben; ich trug auf seine Versetzung nach Polen an, und — er ist aus meiner Nähe verschwunden. Was kümmern mich die Neider, die Kläffer, die Scheelblicker? Was kümmert sich der Mond um den Hund, der ihn anbellt? Ich lasse sie bellen und wandele ruhig meine Bahn.

Da trat der Bediente ins Zimmer und meldete, daß der Lohnschreiber Zacharias, den er zu dem Präsidenten beschieden, im Vorzimmer warte.

Er komme! befahl der Präsident. Und der Bediente ging hinaus.

Ich werde den alten Murrkopf, so begann der Präsident, als er seitwärts blickte und durch die Glasthüre die Kammerjungfer seiner Gemahlin mit einem Theeservice vorbeigehen sah.

Käthchen! Käthchen! rief er mit gedämpfter Stimme. Ich bin noch ihr Schuldner.

Käthchen trat durch die Glasthüre in das Arbeitszimmer des Präsidenten und fragte: Was befehlen Herr Präsident?

Befehlen? fragte der alte Herr. Nichts, wer wollte Dir befehlen? Die Schönheit gebietet, besiehlt, und ihr wird nicht befohlen.

Der alte Narr, sprach das Kammermädchen zur Seite gewandt für sich. Aber, Herr Präsident, begann sie laut.

Das leidige Aber, fiel er ein, wenn Du damit beginnst, weiß ich, ohne Prophet zu sein, zum Voraus, was Du willst.

Das wissen Sie? —

Freilich weiß ich's, lautete die Antwort, Du lose Schelmin! Du willst mich mahnen.

Ich will sie mahnen? dann müßte ich ja Ihre Gläubigerin sein, versetzte schalkhaft das Mädchen. Nein, Herr Präsident, das bin ich nicht; ich gehöre nicht zu Jenen, die so ungestüm und oft an die Thüre klopfen und —

Stille! stille! Käthchen, fiel der Präsident ein, erinnere mich nicht an solche fatale Klopfgeschichten. Sie bringen zwar einen Mann nicht außer Fassung, besonders nicht in meiner Stellung; aber die Fingerknöchel dieser Plagegeister, dieser mahnenden Gläubiger, haben, wenn sie mit der Thür in Rapport gesetzt werden, einen so fatalen Ton, einen so leidigen Klang; — doch schweigen wir davon. — Ich meine: ich stände noch in einer anderen Schuld bei Dir.

Nun kommt's, sprach das Mädchen abgewandt, und darauf sich wiederum dem Präsidenten zuwendend: Sie scherzen und necken mich, Herr Präsident!

Nimmermehr! fiel Dieser ein. Ich habe Deinem Karl —

Ach ja, Herr Präsident, — er ist auch ein so guter Junge; Sie können's nicht glauben.

Ich glaub's, ich glaube Alles, was Du sagst, selbst wenn Du sagtest, daß Du mich liebtest.

Während dessen ist der Lohnschreiber Zacharias auf dem Corridor bis an die Glasthüre getreten.

Dann würde ich lügen, versetzte Käthe, denn ich liebe nur meinen Karl; aber — Ihnen will ich auch wohl. —

Wirklich? Nun — das ist schön: — Für Dich und Deinen Karl werde ich sorgen. Bis heute fehlte mir aber die Gelegenheit; die ist eben gefunden. Ich habe da so einen alten abgängigen Lohnschreiber, bei dem es mit der Feder nicht mehr recht fort und vorwärts will. Seine Stelle wäre —

Bei diesen Worten fährt Zacharias, der fortwährend an der Thür gehorcht hat, entsetzt zurück.

Für Karl? fragte das Mädchen mit freudeverklärtem Gesicht. Ach! das wäre vortrefflich, Herr Präsident. O, wie sorgen Sie väterlich für mich!

Käthe faßt des Präsidenten Hand und will sie küssen. —

Nicht doch, mein Käthchen! — Und damit zog der Präsident seine Hand zurück, umschlang das Mädchen, sie zu küssen, das, sich seiner Umarmung entziehend, das Theeservice fallen läßt, welches mit lautem Getöse in tausend Scherben zerspringt.

Ach, lieber Himmel! ruft erblassend das Mädchen und stürzt aus dem Zimmer.

Gleich einem Nürnberger Nußknacker stand der Präsident noch verdutzt da, als die Präsidentin und Fräulein Bertha, ihre Tochter, hastig ins Zimmer stürzten.

Das fehlte noch! sprach abgewandt der Präsident, als er sie erblickte.

Was ist geschehen? riefen in einem Tone die beiden Hereinstürzenden. Und wie sie das schöne Theeservice in Scherben am Boden liegen sahen: Himmel, das schöne Theeservice! — Wer that das? — Wer war so unvorsichtig? — Das schöne, kostbare, alte Erb- und Familienstück! —

I — ich, stammelte der Präsident in äußerster Verlegenheit.

Du? fragte die Präsidentin. Wie kamst Du zu dem Service?

I — ich, i — ich, stotterte der Gefragte. Was soll ich sagen? sprach er abgewandt. I — ich wollte es hinaustragen.

Du wolltest es hinaustragen? —

Ja — i — ich; da fuhr mir urplötzlich das Podagra ins Bein — oder vielmehr Chiragra durch die Finger, und — in tausend Stücken lag der ganze Plunder.

Das schöne Service! — Das wertheste Familienerbstück! Der Großmutter Lieblingsschatz! Das Geschenk der Königin an die Urgroßmutter! Also jammerten Mutter und Tochter.

Nun, fiel der Präsident ein, Glück und Glas, wie bald bricht das! ist ein altes Sprüchwort.

Aber, Herr Präsident, bemerkte der Bediente, der die Scherben auflas, es ist kein Glas, und kein Glück, sondern Porzellan.

Da trat der Lohnschreiber Zacharias durch die Glasthür mit vielen steifen Verbeugungen vor dem Präsidenten und werther Familie herein, die noch ganz über den plötzlichen Verlust des Familienerb- und Heiligthums verdutzt dastanden.

Der kommt wie gerufen zur besten Stunde, im glücklichsten Augenblick, ein wahrer **Deus ex machina**! sprach der Präsident für sich, als er den alten Lohnschreiber gewahrte.

Gut, daß Er kommt, Lohnschreiber Zacharias! sprach er ihn hurtig an. Geht, Kinder, geht! fuhr er zu seiner Frau und Tochter gewandt fort, ich habe dringende Geschäfte, die allerdringendsten mit dem Lohnschreiber Zacharias. Es sind wichtige Arbeiten, die allerwichtigsten, als da sind: ein Bericht an den König, worauf eine Gehaltszulage für mich folgt, zwei Berichte an den Minister, worin ich Remunerationen und Gratificationen vorschlage, ein Circulair an sämmtliche Unterbehörden meines Departements, worin ich Verweise austheile. — Alles muß in einer Stunde fertig sein. Ihr seht, wie ich in Arbeit stecke: Darum geht, geht! — Setze Er sich, liebster Zacharias, dort an meinen Arbeitstisch! Spitze Er die Feder! Nehme Er Papier, ich werde Ihm diktiren! Zuerst an den Allerdurchlauchtigsten!

Aber noch stehen Frau Mutter und Fräulein Tochter in Betrachtung der Porzellanscherben wie festgewurzelt, als Käthchen mit einem Körbchen eintritt, um darin die Trümmer des Porzellan-Kunstwerks einsammeln zu helfen.

Nein — das schöne Service! Es ist entsetzlich! beginnt aufs Neue die Jeremiade aus dem Munde der Präsidentin.

Gnädige Frau! halten zu Gnaden! begann, rasch vom Stuhle aufspringend, der Lohnschreiber Zacharias, ich war Zeuge des unglücklichen Falles. Der Herr Präsident haben — halten zu Gnaden! — in väterlicher Liebe dem Fräulein Töchterlein, so das Service trug, einen Vaterkuß geben wollen — halten zu Gnaden! und — —

's Maul gehalten, Kerl! herrschte ihm halblaut der Präsident zu. — Ich bin verloren! setzte er leise vor sich hin hinzu.

Dem Töchterlein? fragte verwundert die gnädige Frau, welchem Töchterlein?

Dem dort! versetzte Zacharias, auf Käthchen zeigend. Halten zu Gnaden! Und damit verneigte er sich vor dem Kammermädchen.

Der Käthe einen Kuß! rief außer sich die Präsidentin. Und damit stürzte sie hinaus, ihr nach das Fräulein Tochter.

Der Schurke lügt wie gedruckt! rief ihnen der Präsident nach, bleich vor Wuth.

Widerrufe, Schurke! fuhr er den Lohnschreiber an — oder ich lasse ihn disciplinarisch behandeln und dreimal vier- und zwanzig Stunden bei Wasser und Brod sitzen.

Wasser und Brod — halten zu Gnaden, versetzte Zacharias, das sind alte tägliche Bekannte. Und — ich hab's gesehn, mit meinen beiden Augen. Und warum sollte der Vater die Tochter nicht küssen? Halten zu Gnaden!

Der Kuß war ein Verräther der Hölle, fuhr der Chef aus, und Er, vorlauter Schwätzer, Er ist sein Höllenbruder! Scheer' Er sich aus meinen Augen, und trete Er mir nie wieder über die Schwelle, oder ich werde Ihm mit der Hetzpeitsche und von meinen Bullenbeißern den Weg zeigen lassen. Hinaus! sage ich — Er ist seiner Lohnschreiberstelle hiermit entsetzt!

Jetzt komm' ich hinter die Schliche, murmelte Zacharias vor sich hin. Darauf wandte er sich zu dem Präsidenten.

Wohl, Herr Präsident, begann er. Der Heirathskandidat Herr Karl wird in meinen Hungerposten eintreten, wird das Kammerkätzchen unter die Haube bringen, das ich — halten zu Gnaden! — für Dero Fräulein Tochter hielt. Das kommt unter die Haube, und der alte Invalide Zacharias von wegen seiner Dummheit, und weil er geschwatzt, also von Rechtswegen mit Weib und Kindern an den Bettelstab. — Doch nein — ich habe etwas — was man so nennt — poetische Ader; ich alter Narr drechsle Verse und mache Reime zu Zeiten; wenn mich der Teufel der Verzweiflung ganz mit seinen Krallen packt, fließt sie am stärksten; je weniger ich zu beißen habe, desto bißiger bin ich und meine Knittelverse. Da veröffentliche und verewige ich den Herrn Departementschef und die Geheimnisse seines Amtes, Hauses und Herzens in niedlichen Reimlein. Das wird die Provinzialhauptstadt und die Provinz erfreuen, und der „Pasquillant“ kommt nicht an den Bettelstab, sondern ins Zuchthaus. Dort hat er zu beißen und zu brechen, und braucht nicht mehr zu hungern. Heil dem väterlichen Gesetze, das verzweifelnden Pasquillanten und hungernden Lohnschreibern den Tisch deckt!

Und damit rannte der Lohnschreiber hinaus.

Der Kerl wird interessant in seiner Dummheit! sprach der Präsident, mit raschen Schritten das Zimmer durchschreitend, die Verzweiflung macht ihn genial. Aber seine Genialität wird mir gefährlich, sie könnte mich an den Pranger stellen vor der Stadt, vor der Provinz, vor dem ganzen Lande.

Das wäre eine pitoyable Stellung und Ausstellung für den „Gott des Departements"; da würde mir der Heiligenschein des Präsidententhums wie ein welker Kranz vom Kopfe gerissen, und ich stände da in meiner ganzen Jammerblöße. —

Was beginnen? begann er aufs Neue, nachdem er lange Zeit hindurch sinnend da gestanden. Feder, Sekretair, Kanzleirath, mein Faktotum, mein Gedanke, mein Hirn, das für mich denkt und sinnt und grübelt, muß helfen und diese Schmach von mir abwenden!

Er greift zur Tischklingel. Johann, der Bediente tritt ein.

Der Kanzleirath Feder komme! herrschte der Präsident den Bedienten an.

Er hat so eben geschickt und sein Unwohlsein melden lassen, entgegnete Johann.

Unwohlsein? Ich werde zu ihm gehen. Woran leidet er?

An einem hitzigen Fieber. —

Dann ist's gefährlich hinzugehen. Vielleicht ist's eine anstekkende Krankheit. Und das Leben aufs Spiel setzen — das geht nicht; lieber die Ehre! Das Leben ist etwas Wirkliches, die Ehre eine Idee, ein Phantom, ein Dunst, ein Irrwisch, der Manchen in Sumpf und Moor verlockt, wofür mancher Narr Leben und Vermögen in die Schanze geschlagen hat. Solch ein Thor bin ich nicht. Es ist Narrenweisheit, die da lehrt: Ehre verloren, Alles verloren!

Während dieser Worte hatte der Präsident unbeweglich mit verschränkten Armen dagestanden, die Blicke auf den Boden geheftet. Indem er jetzt den Fuß vorwärts setzte, stieß er auf Johann. Du hier? fragte er verwundert, ihn im Zimmer anzutreffen. Was stehst Du da? Wer hieß Dich stehen bleiben? Hinaus! Fort! An Dein Tagewerk!

Der Bediente gehorchte dem Befehle und ging hinaus.

Eine mißliche Situation in der ich mich befinde — begann der Präsident! Ein fatales Begebniß, wenn ein Präsident und Geheimrath also wie ich urplötzlich in die Oeffentlichkeit und — was noch schlimmer ist — in die Mündlichkeit, besonders der Weiber, treten sollte!

Geheimrath und Oeffentlichkeit sind einander schroff gegenüberstehende Begriffe. — Was beginnen? Präsident, Präsident! dein Hirn ist alt; wer wird dir helfen? —

Indem er sinnend auf- und niederschreitet, läßt er seinen Gedanken freien Lauf. Ich müßte einlenken, sprach er vor sich hin, den alten Lohnschreiber wieder gewinnen — ihm einige Pfennige Schreibgebühr mehr für den Bogen bewilligen, als bisher. Sie fließen ja nicht aus meiner Tasche, sondern Alles kommt aus dem großen unerschöpflichen Staatsbeutel.

Er setzt sich mit Hast an seinen Schreibtisch und schreibt:

**Decretum ex officio.** Dem Lohnschreiber Zacharias werden in Anbetracht seines Fleißes, seiner Treue und Verschwiegenheit — das letzte Wort unterstrichen, das wird er begreifen — von heute an für den ordnungsmäßig geschriebenen Kanzleibogen 1½ Sechser Abschreibegebühr bewilligt. So! —

Er erhebt sich aus dem Polsterstuhl und klingelt. Johann tritt ein.

Dieses Decret sofort in die Kanzlei gebracht!

Johann nimmt das Papier und eilt hinaus.

Die drei Mehrpfennige — denk ich — werden dem Verrath das Maul stopfen und meine Reputation retten. — Pasquill, Erfindung der Hölle, vergreife dich nicht! Laß mich ungeschoren!

Nach diesen Worten trat der Präsident in das Toilettezimmer.

---

## Par nobile fratrum.

Im Chambregarni des Kanzleiraths Feder herrschte Todesstille, obwohl der Kanzleirath anwesend war. Aber er lag ausgestreckt auf dem Sopha, im Schlafrock und Pantoffeln, ein

buntseidenes Tuch um den Kopf gebunden. Die Tafeluhr auf dem Mahagonisecretair schlug zwölf Uhr und die Mittagssonne schien licht durch die rothen Fenstervorhänge in das Zimmer hinein.

Schon Mittag? begann Feder, sich auf dem Sopha umwerfend. Da wird's nach gerade Zeit aufzustehen. — Es ist doch immer eine unerwartete Ueberraschung, wenn nach durchwachter Nacht einem am Spieltische die liebe Sonne: Guten Morgen! sagt. Solchen nicht geahnten Morgengruß fühlt man den ganzen Tag schwer wie Blei in den Gliedern, zählt man, wie ich, ihn auch nicht zu den seltenen Begrüßungen. Auf, Feder, mache deine Toilette!

Schnell sprang er vom Sopha auf, setzte sich an den kleinen Toilettetisch, warf das Tuch vom Kopfe, schwang die Haartour darauf, und griff dann zum Schminktopf.

Die Kunst der Toilette ersetzt die Mängel der Natur, sprach er, während er Roth und Blau auflegte, die Perücke das eigene Haar, die Schminke die Naturfarbe. Und — Kleider machen Leute, ist das wahrste Sprüchwort unter allen. Der Kanzleirath Feder im Schlafrock und der Kanzleirath Feder á quatre epingles — welch ein Unterschied! Eine Ovid'sche Metamorphose, ein anderer neuer Mensch! — Ein starker Teint, wie ich ihn mir auflege, ist der Repräsentant strotzender Gesundheit, markiger Kraft; bei mir ist's mit Beiden schlecht bestellt. — Feder, welch' ein Kerl von Eisen und Stahl warst du vor 20 Jahren! Und was bist du jetzt? Kaum ein Schatten deiner Größe. Die Strapatzen der convenablen Welt sind Schuld daran. Die Umwandlungen der Nächte in Tage, das Pharao und Roulette, der Champagner und die zärtlichen Amusements der Nacht unter vier Augen reiben die Kraft auf; das Haar schwindet und die Ueberreste, die stehen bleiben, wechseln die Farbe. Fertig ist der Held, jugendlich wie Apoll! schloß er, sich wohlgefällig im Spiegel betrachtend.

Draußen pocht's an die Stubenthür. Gut, daß ich fertig bin. — Herein!

Der Geheimsecretair Ratte trat ein.

Guten Morgen, lieber Kanzleirath!

Sie sind's, lieber Ratte? Guten Morgen.

Noch bei der Toilette?

Ich verspätete mich. — Platz genommen im Sopha!

Ich bring' ein Evangelium — begann Ratte, sich nachlässig in die rechte Ecke des Sopha's werfend.

Sind Sie auf dem Wege der Bekehrung begriffen, um etwa in den Hafen des christlichen Muckerthums einzulaufen? fragte Feder. Dann, Freundchen, sind Sie auf dem Wege schnellsten Avancements. Es geht heut zu Tage nichts über Frömmigkeit, Kirchlichkeit, aufhimmelnde Blicke, und als Lectüre: die Kirchenzeitung, wenn man will Karriére machen, dann geht's mit Dampf.

Ich meine — eine frohe Botschaft: die Weihnachtsbescheerung der Gratifikationen und Remunerationen ist angekommen. Zweihundert Thälerchen haben Sie einzusäckeln.

Trefflich, lieber Ratte, trefflich! Was fingen wir ohne diese feste jährliche Einkommenszulage an, die wir der Gnade des Präsidenten verdanken, wir Gehaltsabzugsschufte? Zweihundert Thaler vom Gehalte sind frei für uns, das Noli me tangere für unsere Manichäer und von dem Ueberschusse des Gehalts die Hälfte; so bestimmt es das väterlich-weise Gesetz in unserem Interesse, während jeder andere ehrliche Lump bis aufs letzte Hemd seinen Gläubigern verfallen ist.

Wahr, liebster Kanzleirath, versetzte Ratte. Die Sonne und das Gehaltsabzugsgesetz sind zwei Wahrheiten, die uns freundlich lächeln und warm auf den Pelz scheinen. Unsere Zeit ist undankbar. Dem raffinirten Erfinder dieser legislatorischen Monstrosität gebührte längst ein Denkmal mit der goldenen Inschrift: „Dem großen Gesetzgeber — die dankbaren Gehaltsabzügler!"

Und trotzdem, Freundchen, meinte Feder, was wären wir zum Gehaltsabzug verurtheilten Sünder, gäb's keine Gratifikationen und Remunerationen, sie sind die Anker und Rettungsboote im Sturmgeheul der mahnenden Manichäer. Denn Gläubiger sind wie die Meereswogen; wie diese an die Klippen schlagen, so klopfen jene an die Thür.

Aber ich liebe das Wogengebrause, den Wellenschlag mehr als das Thürgeklopfe solcher mahnenden Ankömmlinge; das ist ein Ton, der durch Mark und Bein dringt.

Eine Flasche auf die freudige Nachricht! — Dort steht eine mit unverletztem Siegel nebst Gläsern auf dem Tische. Zugegriffen Ratte! Ich entpuppe mich unterdeß aus dem Schlafrock und der Schmetterling wird bald zu neuen abenteuerlichen Flügen gerüstet sein. Indem er sich ankleidet: Zunächst gilt es, dem Präsidenten einige schöne Worte für die 200 Thälerchen ins Gesicht zu werfen; der alte Narr hört nichts lieber als dergleichen, sieht nichts lieber als devotgekrümmte Rücken, katzenbuckelige Attitüden.

Es geht nichts über einen Chef, der seinen Untergebenen mit gutem Beispiele vorangeht. Drei Weiber hat er gehabt, und jetzt hat er die vierte. Und wir, lieber Kanzleirath, haben's noch nicht bis zur ersten Frau gebracht.

Jedweder nach seinem Geschmack — chacun á son gôut, sagt der Pariser. Die Erste wurde dem Chef so halb und halb aufgeknetet von dem Herrn Schwiegerpapa; er war damals noch unerfahren und tölpisch in der Liebe, noch blutjunger Assessor. Als der Alte das Zeitliche gesegnet, stand er bald zum zweitenmale vor dem Altar und ließ sich — segnen.

Dieser zweite Segen brachte aber noch geringeren Segen ins eheliche Haus; aber er bedurfte dringend des Segens, das heißt — des klingenden, denn er war total derangirt, obwohl er zum jüngsten Rath mit zweihundert Thalern Gehaltszulage aufgerückt war. Die waren aber nur Tropfen ins Meer für ihn. Ein Grund zur Ehescheidung war bald gefunden; er nahm ihn selbst auf sich, und — fertig war der Scheidebrief.

Nummero 3 war ein steinreiches, aber altes Weibsbild, dessen Vermögen zu verschleudern er nicht mehr als drei Jahre bedurfte, und der Rettungsengel floh leicht wie ein Engel, des irdischen Sündentandes baar aus dem Hause des Herrn Gemahls, der gleich darauf den glücklichen Wurf that und Präsident ward. An seinem jetzigen vierten Weibe ist er — ich weiß nicht wie — hängen geblieben. Häusliche Differenzen bahnen bereits den Weg

zur fünften Scheidung; und ahnt mir recht, so kommt sie ihm am Ende mit der Ehescheidungsklage zuvor.

Die Lebens- und Ehe-Erfahrnisse, die der Präsident privatissime für sich macht, bemerkte Ratte, nutzen dem allgemeinen Besten, und können ihm nur ersprießlich sein als Präsidenten des Ehegerichts, die Scheideurtheile werden gediegen, selbst in den delikatesten Fällen. Wenn man alt wird, hat man Erfahrung. Es lebe Methusalem, vor Allen aber Noah, der Weinerfinder! Und damit hob er das gefüllte Glas vom Tische und leerte es bis zur Nagelprobe.

Der Altvater Noah, begann Feder, ist mein Patron, aber ein sehr theurer. Es hat mir viel Geld gekostet, ehe ich dieses edle Roth — man nennt's unrichtig: Kupferroth — auf dem Nasenhöcker herausgebracht habe. Brüderchen, dieses Glas auf das Wohlsein des Präsidenten, der unsere Faulheit mit Gratifikationen lohnt, während die Anderen, die für uns arbeiten und uns durchschleppen, das leere Nachsehen haben!

Nein, fiel Ratte ein, auf unser Wohlsein! Unser gründliches Menschenstudium, nicht der Chef hat uns die jährlichen Sümmchen zugewandt. Kennten wir ihn nicht durch und durch, wie wir ihn kennen, hätten wir ihn nicht studirt wie ein Buch, mit allen seinen Schwächen, denen er fröhnt, mit allen seinen Eitelkeiten, denen wir schmeicheln und seinen Erbärmlichkeiten, denen wir — als seien's Tugenden — huldigen, wir wären jämmerliche Kerle, und führten ein Leben voll Entbehrungen wie Kirchenmäuse. —

Es pochte an die Thür, und auf den Ruf: Herein! aus des Kanzleiraths Munde, trat Johann, des Präsidenten Bedienter, herein, sich nach dem Befinden des Herrn Kanzleiraths „im Namen des Herrn Präsidenten und Geheimraths" erkundigend.

Trefflich, trefflich, lieber Johann! entgegnete der Kanzleirath. Laß den Herrn Chef des Departements wissen, daß ich Kopfkrampf, Fieber, Alles überwunden, und sofort vor ihm erscheinen würde. Sage ihm zugleich, der Lohnschreiber Zacharias sei bei mir gewesen und habe statt der dröhnenden Baßsaiten klagende, jammernde Geigensaiten aufgezogen, und mir ein Lamentoso von Leidthun, Bedauern, Verzeihung u. dergl. vorgegeigt.

Der Bediente entfernte sich. Der Kanzleirath machte Sonntagstoilette, und ging, als sie beendet, von seinem Intimus Ratte begleitet, zum Präsidenten. — —

Am Eingange in den Hofraum der Amtswohnung desselben verließ der Begleiter den Kanzleirath, und dieser schritt auf die Hausthür zu. Auf seinen Klingelzug öffnete ein Portier die Thür, und der Kanzleirath Feder trat ein, sich bei dem Präsidenten anmelden zu lassen. —

Der Präsident saß in seiner Arbeitsstube am Schreibtische. Gewaltige Aktenstöße lagerten um ihn her, und Haufen von Eingaben, Gesuchen und Papieren füllten den Tisch.

Da meldete der Bediente den Kanzleirath Feder an.

Er komme! entgegnete der Präsident auf die Meldung Feder's durch den Bedienten.

Und alsbald trat der Kanzleirath ein, dem nur der Satz vorschwebte als Motto seines Lebens und Richt- und Mittelpunkt seines ganzen Strebens:

Ich bin nur, was ich bin, durch meinen Posten,
Und mit dem Posten hör' ich auf zu sein;
Ich steh' und fall' mit ihm.

Gut, daß Sie kommen, begann der Präsident, ihm entgegentretend. Ich habe so eben eine schleunige Verfügung in die Kanzlei gegeben. Tragen Sie dafür Sorge, daß sie sofort gefertigt werde und abgehe. Sie ist an den Lohnschreiber Zacharias gerichtet und hat die größte Eile; sie enthält eine Erhöhung der Lohnschreibergebühren für ihn. Ich rechne auf ihren Diensteifer und ihre Amtsbereitwilligkeit, daß mein Befehl auf das Pünktlichste erfüllt werde.

Rechnen Sie, Herr Präsident, auf mich, entgegnete Feder. Ich, wollte er fortfahren.

Indeß schnitt der Präsident in seiner augenblicklichen Mißstimmung über den stattgehabten häuslichen Vorgang die Fortsetzung durch die Worte ab:

Morgen früh acht Uhr trete ich meine Visitationsreise an, eine Stunde vor meiner Abreise sehe ich Sie, bester Feder, bei mir!

Damit wandte er sich von ihm und verließ, ins Kabinet tretend, sein Arbeitszimmer.

So kurz bin ich noch nie abgefertigt — sprach der Kanzleirath für sich, indem er dem abtretenden Präsidenten nachsah, drauf vor den Spiegel trat, der Toilette nachhalf, und dann das Zimmer verließ.

Es scheint Schwüle oder Sturm im präsidentlichen Hauskalender zu stehen; Beide sind stehende Rubriken darin mit rother Schrift gleich den Sonn- und Feiertagen gedruckt. Jedenfalls hat's heute Morgen schon eine schwüle oder stürmische häusliche Scene abgesetzt, irgend ein persönliches oder Familien-Geheimniß ist enthüllt worden, wodurch die Hauselemente aus dem Gleichgewicht gerathen sind, und es gestürmt und gewettert haben mag.

Das waren die Gedanken Feders, als er die Treppe hinunterschritt; die Hausthür ward von Bedientenhand geöffnet und Feder stand auf dem Hofraum vor der Amtswohnung des Präsidenten, von wo er in die nahebelegene Conditorei schritt, ein Gläschen Eis zu sich zu nehmen, denn es war ihm außen und innen heiß, und eine Abkühlung bei also doppelt gesteigerter Temperatur erschien ihm um so nothwendiger, als er noch den weiten Weg zum Kanzleilokale zurückzulegen hatte, um dem Befehle des Chefs nachzuleben und die Präsidialverfügung an den Lohnschreiber Zacharias zu fördern.

Durch diese Verfügung glaubte der Präsident dem drohenden Unwetter entgangen zu sein. Er erging sich, ruhiger geworden, in dem schönen Park, der sich hinter seiner Dienstwohnung weithin erstreckte, versehen mit allen Reizen, welche eine solche Anlage nur bieten konnte, woran Nichts gespart wurde. Die schönsten Rasenpartien gleich hinter dem Hause wechselten mit den kräftigsten Holzpflanzungen, in deren Zweigen Nachtigal und Hänfling sangen; ein spiegelheller Teich bot in seiner Mitte einen Springbrunnen zur Schau, und Gold- und Silberfische spielten im Wasser. Aber trotz alle dem wurde der Präsident nicht froh; düstere Wolken des Unmuths lagerten sich auf seiner Stirn. Der Präsident und Geheimrath fürchtete nichts mehr, als die Oeffentlichkeit.

## Das Pasquill und seine Folgen.

Haben Sie das Pasquill auf den Präsidenten schon gelesen? — Diese Frage war in aller Munde, in der ganzen Residenz. Das Pasquill im Unterhaltungsblatte bildete den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung. Alle anderen drängenden und dringenden Fragen des Tages verstummten und traten in den Hintergrund bis zur Brod- und Theuerungsfrage hinunter. In Form einer Fabel, in Vers und Reim, mit der unscheinbaren Ueberschrift: Bock und Esel, ward die häusliche Scene in der Familie des Präsidenten in Folge des zerbrochenen Theeservices öffentliches Geheimniß in Stadt und Land. Also hatte sich die periodische Presse im Lande noch nie zuvor an einen so hochstehenden Amts- und Würdenträger vergriffen, und ihn gleichsam nach Staupenschlag und Brandmark an den Pranger gestellt zum allgemeinen Gelächter und Skandal.

Der Präsident glaubte jedem burlesk-satyrischem Gelüst des Lohnschreibers durch die von ihm verfügte Erhöhung seiner Schreibgebühren zuvorgekommen zu sein; das Schicksal fügte es indeß wider Erwarten anders. Die Verfügung, schleunigst ausgefertigt, war auf unbegreifliche Weise in Concept wie Reinschrift verloren gegangen, spurlos verschwunden, und deshalb nicht zu des alten Lohnschreibers Händen gelangt.

Dieser, alsbald zu seinem Dachstübchen aus des Präsidenten Wohnung heimgekehrt, hatte sich Papier, Feder und Dinte allsogleich zu Verbündeten gewählt zur Ausübung seiner Rache; der Redakteur nahm keinen Anstand, die kleine „Fabel" in die Spalten der nächsten Nummer seines Unterhaltungsblattes aufzunehmen, und am nächsten Morgen erschien dieselbe, die verhängnißvolle Geschichte aus der Thierwelt auf der Titelseite zu jedermänniglicher Ansicht und Lekture zur Schau tragend.

In der ganzen Residenz herrschte darüber nur eine Stimme, daß die Satyre lange nicht die Geißel auf so eindringliche Weise geschwungen habe, und man den Verfasser dieses Spottgedichts auch nur zu vermuthen ganz außer Stande zu sein allgemein erklärte. Ob es ein Erstlingsprodukt der satyrischen Muse eines

jungen unbekannten Dichters, war ebenso sehr Geheimniß, als jede andere Ursprungsquelle. Alle Nachfragen, womit der Redakteur des Blattes überströmt und überstürmt wurde, blieben erfolglos; denn er beobachtete ein Grabesstillschweigen über den Verfasser, und gab als Entgegnung auf jede an ihn gerichtete Frage ein stummes Achselzucken.

Wie ein Lauffeuer durchlief die Kunde von diesem Pasquill die ganze Residenz; wo Jemand an einer Straßenecke mit einem Papierblatte in der Hand stand und las, da konnte man gewiß sein, daß es die berüchtigte Nummer des Residenzstädtischen Unterhaltungsblattes war, die zerknittert und zerlesen in vielen Tausenden von Exemplaren von Hand zu Hand ging; denn in solcher Weise hatte die periodische Presse der Hauptstadt noch nicht sich bis in die höchste Schicht der Bevölkerung hinauf gewagt.

Der Kanzleirath Feder, das Faktotum des Präsidenten war soeben — es war zehn Uhr Morgens nach seiner Stubenuhr — in Schlafrock und Pantoffeln gefahren, und streckte seine noch schlafmüden Glieder dehnend im Sopha aus, als der Geheimsekretair Ratte spornstreichs ins Zimmer stürzte: Anklopfen, Morgengruß — Alles war vergessen. Athemlos, unfähig ein Wort zu sprechen, riß er eine Journalnummer aus der Tasche, und reichte sie ungestüm dem erstaunten Kanzleirath hin, indem er mit dem Finger mehrmals hintereinander auf die Titelseite tupfte.

Lesen Sie! stöhnte er. Das war Alles, was er hervorzubringen vermochte.

Ein Pasquill auf den Präsidenten! waren die nächsten Worte, die er, sich in einen Sessel werfend, schier klang- und lautlos folgen zu lassen vermochte.

Und in stoßweisen Zwischenräumen setzte er glühroth und schweißtriefend noch hinzu: Abscheulich! — Nichtswürdig! Noch nicht dagewesen! —

Die Leserin wird mir den ferneren Hergang zwischen dem Kanzleirath und dem Geheimsekretair zu schildern erlassen; ich vertraue ihrer bewährten Phantasie, daß sie in treffender Aus-

malung der Situation das Gelungendste leisten und ein lebendiges Bild sich selbst vor Augen führen wird.

Was thun? Das war die Frage, wichtiger als Hamlets hochberühmte Frage: Sein oder Nichtsein, die Beide, nachdem der Kanzleirath die „Fabel vom Bock und Esel" gelesen, nach allen Seiten hin erwogen, und endlich dahin beantworteten, daß es Nothwendigkeit, Pflicht und Schuldigkeit unabweisbar erheischten, dem Präsidenten sofort Mittheilung davon zu machen.

Der Kanzleirath schritt sonder Verzug zur beschleunigten Toilette und nach Ablauf einer Viertelstunde stand er da, fix und fertig, die unselige Botschoft dem Chef zu überbringen.

Leider war der Ausgang vergeblich; der Präsident war nicht zu Hause; er war bereits um sieben Uhr zum Schlosse gefahren, indem er von dem Fürsten zur Saujagd befohlen war, die heute unter Theilnahme des ganzen Hofes und der höheren Beamten und Militairpersonen im nahe gelegenen Wildgehege stattfand.

Rasch eilte der Kanzleirath heim, setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen nieder, denen er das Journalexemplar, worin das Pasquill enthalten war, beischloß, ein Couvert umlegte, dasselbe neben der Adresse an den Chef mit den Worten: „Citissime!" und „Sofort nach Rückkunft dem Herrn Präsidenten zur eigenhändigen Eröffnung vorzulegen!" versah und sonder Verzug nach der Dienstwohnung des Präsidenten befördern ließ.

Die Jagdpartie im fürstlichen Wildgehege währte bis zum Anbruch des Abends; man war munter und guter Dinge. Der Fürst war wie immer voll Huld und munterer Scherze, und der Präsident ahnte nicht die höchst unangenehme Ueberraschung, die seiner harrte, als er in seinem Jagdwagen vor seinem Palais hielt. —

An der Schwelle des Portals desselben harrte der Kammerdiener bereits, und überreichte dem eben ausgestiegenen Herrn das mit den bekannten Beschleunigungsvermerken versehene Briefcouvert von des Kanzleiraths Händen, bereits am Morgen abgegeben. Der Präsident begab sich damit allsogleich in sein Arbeitszimmer. Bald darauf vernahm man im Salon der Präsidentin mehrmals hinter einander das Läuten der Tischklingel aus

jenem Zimmer heftig durch das ganze Gebäude schellen, die Dienerschaft flog hastig hin und her, Treppe auf, Treppe ab.

Am andern Morgen eilte das Gerücht durch die Residenz: Spät am Abende des vorigen Tages sei die Presse in der Druckerei, worin das Unterhaltungsblatt erschien, unter amtliche Siegel gelegt, die vorgefundenen Exemplare der gestrigen Nummer confiscirt und strengste Untersuchung zur Ermittelung des Verfassers des Pasquills angeordnet. —

Es würde unerquicklich sein, dem Gange der Untersuchung in allen ihren Richtungen zu folgen: eine Untersuchung wegen „Uebertretung der Preßgesetze" ist in unseren Tagen ein so alltägliches Begebniß, daß es nicht der Mühe lohnt, ausführlich darüber zu berichten. Es genügt daher die Anführung, daß der alte Lohnschreiber Zacharias der Verfasserschaft rücksichtlich des Pasquills im Unterhaltungsblatte der Residenz überführt, und bei beschleunigtem Verfahren, trotz aller Beredtsamkeit seines Vertheidigers, zu einjähriger Haft im Spinnhause verurtheilt ward.

Die Härte des Urtheils überraschte; sie galt mehrere Tage hindurch als ausschließlicher Stoff des Stadtgesprächs, bis es verstummte, und Urtheil, Pasquill und Pasquillant der Vergessenheit anheim fielen. Das ist der Lauf der Welt. —

Im Dachkämmerlein der Lohnschreiberfamilie hatte, nach Abführung ihres Ernährers zur Abbüßung seiner Strafe, das Unglück seinen Wohnsitz genommen. Die schöne Mignon suchte Arbeit; aber Jeder wandte sich von ihr, Jeder fürchtete, durch Arbeitgeben oder Mitleidsgaben für die schwergetroffene Familie den Haß und Zorn des allmächtigen Präsidenten auf sich zu laden, obwohl hier gerade Mitleid und Hülfe am rechten Orte waren. Aber die bange Welt, die lügnerisch heuchelnd den Heiligenschein der Frömmigkeit zur Schau trägt, kennt egoistisch keine Menschenliebe; sie wandte sich von der darbenden Familie dessen, der durch seine „gottvergessene Feder" sich eine Freistätte im Spinnhause erschrieben hatte.

Die alte Mutter tödteten Gram und Kummer; der Knabe erkrankte schwer aus Mangel und Noth und ward ins Hospital gebracht. Einsam in der Welt stand die Tochter des „Wolle-

spinnenden Pasquillanten" da. Verzweiflung erfaßte sie: alle, selbst die angestrengteste Mühe zum ehrlichen Broderwerbe zu gelangen, schlug fehl. Da griff sie zum äußersten Mittel ihre Zuflucht.

Ein Haus des Lasters in einer nahegelegenen großen Stadt ward ihre Zufluchtsstätte.

Eine Schulgespielin früherer Jahre, welche seit lange in moralischer Verderbniß zu dieser „Stellung im Leben" hinabgesunken, war die Vermittlerin ihrer Aufnahme darin.

Als die von der Nächstenliebe Verlassene die Thürschwelle dieses Hauses an ihrer Hand zum ersten Male betrat, sank sie ohnmächtig hin. Mehrere Stunden lang blieb sie in diesem bewußtlosen Zustande; starkwirkende Essenzen waren fruchtlos, und erst herbeigerufene ärztliche Hülfe brachte sie nach langer Dauer wiederum zum Bewußtsein.

Ihrer Jugend Anmuth und ihrer Schönheit Reize, womit sie in so reichem Maße ausgestattet war, hatten ihr sonnenheitere Tage des Glückes für ihr Leben zu verheißen geschienen; aber düster zogen die Wolken einher und verhüllten diese Sonne. Um sie her brausete das Gewoge der Verderbniß, und sie stürzte in ihre Strudel.

Dahin führen die seltsamen Verwickelungen des Lebens, deren Fäden zu erkennen und aufzufinden im wirr durcheinandergeschlungenen Knäuel der Verhältnisse oft eine schwierige Aufgabe ist.

Dem winzigen, unter der Asche unbemerkt glimmenden Feuerfunken gleich, der aufgestockert in hohe Flammen aufschlägt und in zügelloser, unlöschbarer Feuersbrunst verheerend sich fortwälzt, so führt oft das geringste Begegniß zur größten Entscheidung im Menschenleben.

Die schöne Ankömmlingin war alsbald, dem Laster überantwortet, in seinen Schlupfwinkeln eine Epoche machende Erscheinung. Sie verließ nicht lange darauf Deutschland und begab sich nach Paris, die Lebensweise fortzusetzen, zu deren Wahl sie die unselige Gestaltung ihres Lebens in ihrer Heimath gezwungen hatte.

Dort war es, wo sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus hochgestellter Familie machte, des Sohnes eines Marquis von altem Adel, der im wilden Taumel — ein Sklave aller Ausschweifungen — das große väterliche Erbthum vergeudete und verpraßte. Seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu bessern, warf er sich zuletzt der Glücksgöttin hoffend und hoffnungslos zugleich in die Arme: er besuchte die Spielhöllen der Residenz. Seine Frau hatte sich von ihm und seinem verrufenen Leben gewandt; ihr Aufenthalt war ihm unbekannt; wie es hieß, hatten ihre Verwandten in der Provinz ihr ein Asyl eröffnet. Heimlich und schnell hatte sie in dunkler Nacht fliehen müssen, den rohesten Mißhandlungen ihres Mannes zu entrinnen, der nach spieldurchwachter Nacht ohne einen Franc in der Börse vor der wetterwindigen Glücksgöttin geborgen zu haben, in leidenschaftlichster Aufregung beim ersten Morgendämmern heimgekehrt war.

Schon hatte er nach vorhergegangenen rohen Ausbrüchen seiner leidenschaftlichen Wuth ihr langes Haar um seine rechte Hand geschlungen, mit der linken ihre Kehle gefaßt, als es ihr nichtsdestoweniger gelang, seiner Gewalt sich zu entwinden und durch das offene Fenster ihre Flucht zu nehmen. Also war es gekommen, daß sie nicht auch ihre beiden Kinder ihm hatte entreißen können; sie waren ihm überantwortet.

Wir näheren uns dem Schlusse der Aufzeichnung aus den „Papieren eines Arztes" und mit ihr der Geschichte Mignons, die also dort schließt:

Am Abend vor meiner Abreise von Paris, wo ich die Herbstferien des Jahres . . . zugebracht, und mich in diesem reichbelebten Weltpanorama von Morgengrauen, bis in tiefster Mitternacht umgesehen hatte, wollte es der Zufall, daß ich noch im Theater des Variétes einen Freund, den Major Clermont vom ersten Garderegiment antraf.

Gut, Freundchen, daß ich Sie treffe! — rief er mir entgegen, der, beim Ausgange aus dem Schauspielhause im Pelzmantel gehüllt, aus welchem nur das Gesicht mit dem gewaltigen Schnauzbarte hervorguckte, mir plötzlich zur Seite stand. Zum Abschied werde ich Sie heute Abend nach einem Orte geleiten,

wohin ich Sie noch nicht führte, und den ich bald vergessen hätte.

Und wohin denn? fragte ich neugierig.

Begleiten Sie mich nur! lautete die Antwort.

Wir gingen, bogen rechts um das Theatergebäude und standen nach einigen Minuten vor einem großen, pallaſtähnlichen Bau.

Es war ein Spielhaus.

Mein Freund faßte mich bei der Hand. Wir traten in ein Vorzimmer.

Mehrere Marqueure beeilten sich, uns Hüte, Pelz und Mantel abzunehmen.

Eine Flügelthür ward darauf geöffnet, und ein großer Salon, prachtvoll bis in seine äußersten Winkel erhellt, nahm uns auf.

Eine bedeutende Anzahl Spieler umringte den grünen Tisch. Todesstille herrschte ringsum, nur von den monotonen Worten des Banquiers: Jeu fait! Rien ne va plus! Gagne! Perd! in Zwischenräumen unterbrochen.

Nichts wurde genossen; kein Tropfen labte die dürre Zunge der Spielenden; nur hie und da dampfte eine Cigarre: der Durst nach Gold forderte allein Befriedigung — Löschung. Man wußte sich beim Verlust am Spieltische zu beherrschen; nur ein unwillkürliches Zucken irgend eines Gesichtsmuskels, ein Einbeißen in die Oberlippe, ingrimmiges Lächeln oder ein wilder Blick des Auges waren Verräther des Innern.

Nachdem mein Freund einen Napoleond'or gesetzt hatte, den alsbald die Kelle des Croupiers an sich gezogen, entfernten wir uns vom Spieltische, die Länge des Saales langsam auf und abwandelnd.

In einer Ecke desselben stand ein saffiangepolsterter Sessel. Die Stelle, begann mein Freund, auf diesen Sessel hinzeigend, ist mir stets merkwürdig.

Hören Sie! Der Marquis . . ., ein junger, bildungsreicher Mann, gerieth in das Garn eines Abenteurers, der sein Vermögen im Spiel eingebüßt hatte, und nachdem nur noch darauf bedacht war, es durch fremdes Geld wieder zu gewinnen.

Der Glücksritter warf sein Netz aus, und bald ward er des jungen Marquis Meister, der in seinem Garne zappelte. Beide besuchten regelmäßig diesen Spielsalon.

Sie spielten, erst gering, dann wagten sie höhere Points. Das Glück war ihnen günstig, und es schien, als wolle es dem Abenteuerer durch des Spielgenossen Gold wieder in Besitz seines verlorenen Vermögens setzen, denn schon am zweiten Spielabend theilten sie sich brüderlich den Gewinnst von 20,000 Francs, und Jener meinte, des Marquis Debütrolle am Spieltische sei nicht ganz verwerflich.

Mit dem Gewinne kehrte der Marquis heim, und beschloß, seine Geliebte, mit der er lebte, zu überraschen. Deshalb legte er seinen Gewinn unter ihre Serviette.

Sie erstaunte, als sie ihren Teller aufdeckte. Da er ihr sein Glück entdeckte, erglühte sie, aber gleich darauf ward sie bleich wie der Tod.

Erfülle, begann sie, eine Bitte! Versprich mir die Erfüllung dieses Wunsches.

Herzlich gern, erwiderte er, wenn ich's vermag.

Versprich mir — nie wieder zu spielen! —

Ich verspreche Dir's, war die Antwort.

Und mit einem Kusse besiegelte er das Versprechen.

Zwei Tage hielt er, was er versprochen hatte. Er widerstand dem Zureden seines Spielgenossen, der längst wieder seinen Antheil am jüngsten Gewinne verspielt hatte. Aber am dritten Abende war's um den Marquis geschehen.

Der Abenteurer hatte Alles verloren; kein Heller hatte Quartier mehr in seiner Börse. Er sprach seinen Compagnon, den Marquis, um einige hundert Francs an, die er, da er sie ihm zu geben versprach, aber nur unter der Bedingung annehmen zu können erklärte, daß er mit ihm wiederum gemeinschaftliche Sache mache.

Da er an den beiden Abenden, wo er allein gespielt, stets verloren hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß sein Spieleraberglauben dem Marquis einen Glücksstern zuschrieb, der auch ihm aufgehe, wenn er mit jenem gemeinschaftlich weiter spiele.

Der Abend des dritten Tages dunkelte herein, und Beide waren alsbald am Spieltisch; aber des Ersteren Glücksstern war nicht aufgegangen. Alles ward eine Beute der Kellen der scharrenden Croupiers.

Der nächste Abend lächelte nicht holder; der Gewinn war bald dahin, ihm folgte der größte Theil des Vermögens des Marquis, und nach einem Monate ging er am Bettelstabe.

Er hatte Paris verlassen, sich von seiner Geliebten getrennt, die stets tiefer in den Abgrund der Verderbniß sank. In einem Gehölze, unweit Versailles, war eine armselige Hütte sein und seiner beiden Kinder Aufenthaltsort und — Betteln ihr Handwerk.

Von höchster Noth gedrängt, jeden Bissen erbettelnd, erlebten sie schreckliche Tage.

Dennoch war die Leidenschaft des Spieles nicht in seiner Brust erstorben; sie glich einem Wahnsinn, der sein Gehirn unwiderstehlich ergriffen hatte, der jede Kraft seiner Seele beherrschte, den die größte Armuth, der Mangel aller Mittel zum Lebensunterhalte nicht zu heilen vermochten.

Aber noch blinkte ihm ein Hoffnungsstern.

Sein Bruder lebte in glücklichen Verhältnissen fern in England, war indeß nach Amerika übergesiedelt und hatte lange Zeit nichts von sich hören lassen.

Der, also dachte er in seiner bis zum Aeußersten gesteigerten Noth, wird dein Retter sein. Reich und begütert kehrt er heim, und du kannst wiederum spielen. —

Mit solchen Hoffnungsgedanken beschäftigt, saß er eines Abends vor der Hütte allein. Drinnen schliefen schon seine Kinder.

Da wurden Rossestritte laut. Ein reisender Kaufmann, wie es schien, hielt auf seinem Pferde stille vor der Thür der Hütte, und fragte ihn, ob er ihn, der sich, vom Dunkel der Nacht überrascht, vom Wege verirrt habe, wohl auf den rechten Pfad geleiten wolle.

Gern, sprach der Gefragte und sprang auf.

Aber zugleich erwachten in ihm, beim Anblick des hochgefüllten Mantelsackes des Fremden Gedanken, welche ihm bis dahin fremd gewesen waren.



Der Brüdermord.

Er eilte in die Hütte, ergriff die Holzart, barg sie unter den Lumpen, die seines Leibes Blöße deckten, und führte des Kaufmanns Pferd am Zügel vorwärts.

Kaum einige hundert Schritte von der Hütte waren sie entfernt, als er, wie im Wahnsinn, den Fremden vom Pferde zu Boden riß. Drei schreckliche Schläge der Art trafen seinen Schädel. —

Das Verbrechen war geschehen. —

Hastig schnallte er den Mantelsack vom Pferde und packte ihn auf die Schulter.

Da trat der Mond hinter den Wolken hervor, die ihn bis dahin verhüllt hatten, seine Strahlen fielen auf das blasse Gesicht der Leiche.

Starres Entsetzen erfaßte den Mörder. Wie vom Schlage getroffen, stürzte er zu Boden — der Ermordete war sein Bruder.

Die Geister seines Lebens kehrten wieder zurück. In seiner ganzen Größe stand das Verbrechen vor ihm, der Henker auf der Guillotine im Hintergrunde vor seiner Fantasie.

Da trieb's ihn, als würde er fortgerissen von unsichtbaren Furienhänden. Vor der Hütte brannte ein Feuer, das durch mehrere auf einander geworfene Baumzweige und Strauchwerk hoch empor schlug. Der Marquis ergriff ein noch brennendes Holzscheit und stürzte in die Strohhütte. Wahnsinnig lachend, schleuderte er den Holzbrand wider die Strohwand der Hütte, und bald flackerten die Flammen lichterloh empor.

Brudermörder! heulte er, stürzte in die Gluth, die sein und seiner Kinder Grab ward. Man fand am anderen Morgen ihre Gebeine verkohlt unter Schutt und Asche.

Dort auf dem Sessel saß der Marquis, als er im Spiele Alles verloren hatte, und raufte das Haar. Ich habe ihn dort sitzen gesehen.

Nicht weit von der Mordstätte war ein Dörfchen gelegen. Dort fand, ich weiß nichts Näheres darüber, ein Fest für die Bewohner des Dorfes nicht lange darauf statt. Ueberall herrschten Lust und Jubel; man sah nur heitere Gesichter bei Musik und Tanz.

Da schlich unversehens in den Kreis der Freude und des Jubels ein hageres, bleiches Weib, in abgetragenen Kleidern. Krank, bis auf den Tod ermattet, gleich einem gehezten Wilde, wankte sie einher. Mitleidig gab ihr die Dorfwirthin einen Platz am Küchenheerde und Trank und Speise zur Labung. Kaum lieh ihr Fuß ihr diesen letzten Dienst, sie bis zu jener Ruhestätte zu tragen; nach dem Teller aber, den die Wirthin für sie auf den Tisch gesetzt hatte, reichte die Hand der Erschöpften nicht mehr.

Nach einer Stunde saß sie da — eine Leiche. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Entseelte die unglückliche Tochter des Lohnschreibers war. Ihre sterblichen Reste wurden auf dem Dorfkirchhofe beigesetzt; ich rettete sie, indem ich, unterrichtet von ihrer Ruhestätte, in nächtlicher Zeit sie aufgraben ließ. Ich habe sie im Leben gekannt, sie stand mir vor ihrem Unglück nahe, denn sie war meine erste Jugendneigung von der Schule her; sie ist im Tode die Genossin meines Lebens; das weibliche Gerippe auf meiner Stube ist das Ihrige, mein Seciermesser versuchte daran seinen ersten und einzigen Versuch. So endete Mignon!

---

Also schließt die Aufzeichnung in der Handschrift des Arztes, dessen Papieren sie entnommen ist, mit dem Motto an der Stirn: „Wandelbar sind die Geschicke des Menschen.“

## XX.

# Drei Tage vor dem Tode durch Henkershand.

## Ein Meuchelmörder seiner Geliebten.

### Zu Frisoithe vom Leben zum Tode gebracht am 5. August 1842.

---

Am 29. Januar 1841 wurde unweit Frisoithe im Großherzogthum Oldenburg die Leiche der 24jährigen Margarethe Janßen-Lucas, mit dem Gesichte im Schnee, unfern des über ein Feld führenden Fußweges, gefunden. Außer blutigen Fußspuren im Schnee, fand man eine große klaffende Schnittwunde am Halse des Leichnams, welche durch beide Halsmuskeln ging und ebenso Luft- und Speiseröhre fast ganz durchschnitt. Diese tödtliche Verwundung hatte der Lebenden ein fühlloses Ungeheuer beigebracht, Ahlrich Eilers. Die Gemordete war die geschwängerte Geliebte dieses Scheusals, die er mit der vorbedachten Mordabsicht spät Abends über das Feld geleitet, dort ihr zunächst mit der Ecke seines noch nicht geöffneten Taschenmessers einen Schlag an die linke Seite des Kopfes versetzt hatte, darauf sie zu Boden geworfen, sich mit den Knien über sie gesetzt, so daß er ihren Leib zwischen seinen Beinen gehalten, während dessen er ihr Gesicht mit der einen Hand fest in den Schnee drückte, nunmehr dem also bis zur Regungslosigkeit überwältigten Schlachtopfer mit dem, inzwischen mit den Zähnen und der linken Hand geöffneten Taschenmesser zwei starke Schnitte in den Hals beibrachte, und nach der That die Leiche an den Röcken einige Schritte

weiter vom Fußpfade wegzog, damit sie nicht noch am selben Abend gefunden werden sollte.

Also das Geständniß des Meuchelmörders. —

Und weshalb verübte er diese grauenvolle Mordthat? —

„Weil er sich nicht entschließen konnte, das Mädchen wider seiner Eltern Willen zu heirathen," und so faßte er, weil „er sich nicht anders helfen konnte," den Entschluß, durch heimlichen Mord alle Verlegenheiten auf einmal für sich zu beseitigen, obwohl er das unglückliche Opfer, wie sie ihm ihren Zustand entdeckte, tröstete und sie nicht zu verlassen gelobte.

Die Justizkanzlei zu Oldenburg verurtheilte ihn zur geschärften Todesstrafe; das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt und der Großherzog fand sich nicht bewogen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und ließ der Gerechtigkeit ungehinderten Fortgang unter Aufhebung der Schärfung der Todesstrafe.

Am 2. August 1842 wurde dem Inquisiten das bestätigende Urtheil des Oberappellationsgerichts eröffnet, zugleich das die Aussicht auf Begnadigung ausschließende landesherrliche Rescript. Demselben ward alsbald eine geräumige, helle Gefängnißzelle zum Aufenthalt angewiesen, und um eine etwaige Selbstentleibung zu verhüten, ein Wächter im Zimmer ihm zugesellt, während zugleich draußen vor der Thür zu größerer Sicherheit noch eine Mannschaft gestellt war.

Der Referent und Urtheilsfasser, Hofrath von Buttel, besuchte ihn in diesem Gefängnisse. Ich traf ihn, erzählt er, kaum verlassen von seinem Beichtvater, in tiefer innerer Bewegung. In ergreifender Weise händigte er mir ein Buch wieder ein, das ich ihm geliehen. Ein ernster Kampf mit dem Zeitlichen wühlte läuternd in seiner Seele. Mit Kraft hörte er die Ankündigungen, daß er bis nach Frisoithe, dem Schauplatze seiner That näher, geführt werden würde, sowie auf seine hastige Frage: Wann? — zwar schmerzlich zuckend, aber fest — die Antwort, daß er den kommenden Freitag nicht überleben werde.

Dann fragte er, ob ihm ein Aufschub gewährt werden könne, und auf meine Gegenfrage: Warum? erwiderte er: er fürchte, nicht so schnell mit dem Himmel fertig werden zu können.

Meine Antwort war, sich durch den Gedanken an eine Frist nicht weiter mit dem Weltlichen zu verwickeln; er habe sich jetzt mit Ergebung in sein Schicksal zu fügen, und hange nur von der Stärke und Vollendung dieser Ergebung seine alsbaldige und an die Länge der Zeit nicht gebundene Versöhnung mit dem Himmel ab.

Der ihm beigegebene militairische Wächter, ein Sergeant, erwarb seine Zuneigung und verweilte aus freien Stücken zwei Nächte hindurch bei ihm. Nach des Ersteren Bericht las ihm derselbe viel aus der Bibel vor, womit jener aber schon bekannt gewesen, namentlich aus der Passionsgeschichte, während dessen der Verurtheilte eifrig gebetet und sich zu Gott gewendet habe; dabei sei ihm aufgefallen, wie leicht und schnell derselbe sich aber unmittelbar darauf wiederum habe zusammenfassen und einer anderen Gemüthsstimmung ergeben können.

Derselbe habe über die begangene That sich nicht mitgetheilt, sei leicht mißtrauisch und gereizt gewesen, so daß etwaige Mittheilungen an die anderen Wächter nur in verstohlener Weise durch Winke hätten geschehen dürfen. Essen und Trinken hätten ihn besonders angezogen, auch habe er die beiden Nächte über stets mehrere Stunden ruhig geschlafen.

Einmal habe der Verurtheilte ihn dringend aufgefordert, sich's bequem zu machen und sein Seitengewehr abzulegen.

Dies habe er ihm zu Gefallen auch gethan, indessen den Säbel draußen hingehangen, aus Vorsorge, der Verurtheilte möge sich die Gelegenheit zu einer Selbstentleibung dadurch herbeiführen wollen.

Wie ein anderer Sergeant den Verurtheilten etwas scharf angeblickt, habe Letzterer sich gegen einen Soldaten geäußert, wenn Jener ihn wieder so ansehe, so schlage er ihm auf's Maul; denn einen Tod könne er doch nur sterben.

Ueberhaupt hätten die Soldaten der Wache vor dem schon durch seine Figur Eindruck machenden Verurtheilten sich sehr gefürchtet und ihm nicht getraut. Reue sei an ihn gekommen, aber er habe auch leicht wieder einem anderen Eindrucke sich hingegeben.

Der fünfte August war zur Hinrichtung zu Frisoithe bestimmt. Das darüber vorliegende amtliche Protokoll giebt darüber nachstehend ausführliche Auskunft.

Nachdem von der Justizkanzlei — also sein Inhalt — auf den ihr deshalb erstatteten Bericht des Referenten, Hofraths von Buttel, die Stadt Frisoithe resp. ein freier Platz in deren nächster Umgebung zum Ort der Hinrichtung und der Tag derselben auf heute bestimmt war, so hatten sich gestern der Referent und der unterzeichnete Secretair, in Begleitung des Pfarrers Kleikamp, Seelsorgers des Inquisiten und des Boten der Justiz-Kanzlei nach Frisoithe begeben, um die erforderlichen letzten Anordnungen zu treffen. Es wurde deshalb zunächst den Beamten des Amts Frisoithe, dem gewesenen Untersuchungsrichter und dem Gerichtsarzte, dann dem die Truppenabtheilung von 150 Mann kommandirenden Offizier und zuletzt den beiden, zur Begleitung des Inquisiten auf seinem letzten Gange erwählten Geistlichen über die Morgen zu beobachtende Ordnung das Nöthige mitgetheilt, auch denselben Abschriften des darüber verfaßten Programms eingehändigt.

Von dem Amtmann zu Frisoithe wurde dabei bemerkt, daß von den Eingesessenen die Vollstreckung des Todesurtheils entschieden gebilligt würde, sowie, daß die Einwohner von Strücklingen ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, daß die erkannte Strafe nicht in ihrem, durch die Last des Verbrechens schon so sehr gedrückten Kirchspiels vollzogen werden solle.

Abends um 7 Uhr war der Verurtheilte unter sicherer Bedeckung zu Frisoithe eingetroffen und in das Amtsgefängniß abgeführt, wo er durch einen in seiner Zelle anwesenden und zwei vor derselben aufgestellten Dragonern bewacht wurde.

Da der Verurtheilte schon in Oldenburg den Wunsch zu erkennen gegeben, noch einmal seine Eltern zu sehen, so hatte man durch das Amt Frisoithe diesen Wunsch denselben bekannt werden lassen.

Der Aufforderung des Pfarrers, sich zusammen zu nehmen, während der Anwesenheit seiner Eltern, entsprach er; er unterdrückte sein anfängliches Schluchzen und war selbst bemüht, seine

tiefbewegte Mutter zu trösten. Sodann mahnte er selbst zum Aufbruch und nahm mit den Worten: Lebe wohl, Mutter! auf fröhliches Wiedersehen! Abschied. Eine Thränenfluth folgte dem Scheiden. Nach halbstündigem Beisammensein verließen ihn Vater und Mutter.

Um 8 Uhr Abends begannen Zimmerleute auf dem Markte zu Frisoithe das Gerüst aufzuschlagen, auf welchem am andern Morgen das Gericht gehegt werden sollte.

Das Schaffot ward während der Nacht an dem dazu bestimmten Orte unweit der Stadt aufgebaut.

Gegen 9 Uhr Abends meldete auch der Scharfrichter aus Hannover seine Ankunft mit den Halbmeistern aus Oldenburg und Cloppenburg.

Von 6 Uhr Morgens an wurden die Estrade auf dem Markte und das Schaffot vor der Stadt durch berittene Posten und Infanterie bewacht.

Um 8½ Uhr versammelte sich zum „feierlichen" Zuge zum Richtplatze das Beamtenpersonal im Amthause zu Frisoithe und begab sich zum Gefangnenhause, in das Gefängniß des Verurtheilten, dem angekündigt wurde, daß seine letzte Stunde gekommen sei, und er den Weg des Gerichts nunmehr anzutreten habe.

Schweigend und gefaßt nahm der Verurtheilte die Worte auf.

Er wurde sodann vom Gefangnenwärter mit einem grauen Kittel bekleidet und mit einer schwarzen Tafel, (1 Fuß breit und 8 Zoll hoch) worauf mit weißen Buchstaben das Wort: Mörder zu lesen war, auf Brust und Rücken behangen. Eine leichte Eisenkette ging von der Hand zum Fuß; sein Haupt blieb unbedeckt.

Nachdem der Verurtheilte inmitten zweier Geistlichen und unter Bedeckung der ihn bewachenden Dragoner aus dem Gefängnisse geführt worden, schritt der Zug in nachfolgender Ordnung voran:

Voran marschirte die Hälfte der Militärabtheilung, (25 Mann Infanterie). Nach einem kleinen Zwischenraum folgte der Justiz-Kanzleibote auf einem schwarzen Kissen das weiße Stäbchen tragend, dann die Deputation der Justizkanzlei in Amtstracht, hinter derselben der Amtsbote, die Akten in einer Tasche tragend.

Nach einem kleinen Zwischenraume folgten der gewesene Untersuchungrichter, der Gerichtsarzt, mit medicinischen Mitteln gegen Ohnmacht und zur etwaigen Stärkung des Verurtheilten versehen, die Beamten des Amts Frisoithe, der Bürgermeister der Stadt und der landesherrliche Vogt im Sauterlande; hierauf unter Vortritt von zwei Polizei-Dragonern zu Fuß der Verurtheilte in Mitte der Geistlichen.

Der Zug setzte sich gemessenen Schrittes nach dem Markt in Bewegung, der Estrade zu.

Auf derselben standen ein mit schwarzem Tuche behangener Tisch und zwei ebenso behangene Stühle.

Von der rechten Seite auftretend, legte der Kanzleibote das Kissen mit dem Stäbchen in die Mitte des Tisches, der Amtsbote, von der linken Seite das Gerüst betretend, die Aktentasche auf den für den Sekretair bestimmten Platz.

Die Deputation des Kriminalgerichts betrat die Estrade und stellte sich vor den Stühlen an den Tisch, der Hofrath von Buttel vor denselben, der Sekretair links zur Seite; der Kanzleibote blieb links, der Amtsbote rechts neben dem Gerüste stehen; die übrigen Personen verweilten im Rücken desselben.

Der Verurtheilte, unter Aufsicht des Gefangnenwärters und der begleitenden Dragoner, wurde auf einen vor die Estrade gestellten Stuhl gesetzt. Hinter ihm die Geistlichen, links etwas weiter zurück der Scharfrichter. Das Militair schloß um das Ganze einen Kreis; hinter demselben hielten berittene Dragoner, erforderlichen Falls dem Drängen des zahlreich versammelten Volkes zu wehren.

Da erhob der Deputirte der Justizkanzlei stehend die Hand zum Zeichen allgemeiner Stille und sprach:

Kraft meines Amtes als Abgeordneter der Großherzoglichen Justizkanzlei des Kriminalgerichts zu Oldenburg, befehle und gebiete ich Frieden und Stille. Als verordneter Diener der Gerechtigkeit, die da richtet über Leben und Tod, erscheine ich hier zur Vollstreckung eines Urtheilsspruches, damit nicht minder dem Gesetze, dem wir Alle unterthan sind, über das Verbrechen seine siegende Macht bewahrt bleibe, als auch damit einem Frevler, der ihm

gebührende Lohn zu Theil werde. Sehet hier den Schuldigen, dem es gilt, und Ihr leset auf Brust und Rücken das Verbrechen, das also heute den letzten vollen Ernst des Gesetzes wider ihn bewaffnet hat. Sein schwerer Name ist Mord.

Damit aber ein Jeder sichere Kunde erlange von der That und zugleich Allen die Gerechtigkeit des erfolgten Spruches im Innern klar werde, so vernehmet in Kurzem die Geschichte.

Nachdem die Deputation, die bis dahin gestanden, sich niedergelassen, verlas der Justizkanzlei-Abgeordnete dieselbe, und fuhr dann fort:

Jede That aber soll ihren Lohn empfangen nach ihrem Werthe. Vernehmt daher jetzt, welches Urtheil dem Inquisiten gesprochen worden.

Hierauf erhob sich der Sekretair und verlas, während das Militair auf erfolgtes Kommando das Gewehr präsentirte, das Urtheil der Justizkanzlei, worauf der Deputirte wieder das Wort nahm:

Bei so schwerer Strafe besiehlt das Gesetz eine abermalige Prüfung, und so ist nach abermaliger Vertheidigung vom Großherzoglichen Oberappellationsgericht das letzte Urtheil ergangen.

Der Sekretair verlas hierauf das bestätigende Erkenntniß jenes Gerichtshofes.

Aber auch dieses letzte Urtheil, fuhr der Hofrath von Buttel fort, das den Tod verhängt, bedarf zuvor noch, ehe es vollstreckt wird, der Landesherrlichen Erklärung, ob nach Maßgabe des Falles etwa Gnade vor Recht ergehen soll, und sind demnach auch die Akten zu solchem Zweck dem Landesfürstlichen Kabinet vorgelegt worden. Vernehmt die erfolgte höchste Entschließung!

Hierauf erhob sich der Commissar von seinem Sitze, und der Sekretair verlas das Rescript des Großherzogs.

Auf einen gegebenen Wink wurde hierauf der Verurtheilte vom Amtsschließer auf die Estrade geführt, und, nachdem das Militair auf Kommando des Offiziers das Gewehr wieder in Arm genommen, von dem Kommissar also angeredet:

Demnach also, Alrich Eilers, ist und bleibt für die That, die du begangen, dein Leben verwirkt; jedoch ist die von den Gerichten erkannte Schärfung (vorherige Ausstellung am Pranger) in Gnaden dir erlassen werden.

Der Gerichtsbote überreichte sodann den Stab auf dem Kissen dem Kommissar, der, den Stab erhebend, also fortfuhr:

Und wie ich daher gegenwärtig diesen Stab zerbreche, so zerreiße ich das Band der Berechtigung, das dich an das Leben knüpft, in Anerkennung und Vollführung der strenge richtenden unverbrüchlichen Gerechtigkeit, welche durch Aufopferung deines verbrecherischen Daseins zu versöhnen, auch du selbst nach deinem besseren Theile wirst wünschen müssen. Möge sonach Gottes innerer Friede in dir aufgehen, dich geleiten und dich stärken.

Als der Stab in drei Stücke gebrochen ward, wurde gleichzeitig die ganz in der Nähe befindliche große Kirchenglocke in langsamen Pausen angeschlagen.

Hierauf trat auf vorgängigen Wink der Scharfrichter vor, und der Kommissar sprach weiter:

Somit habe ich gethan, was meines Amtes. Jetzt, Nachrichter, verrichte das Deinige; denn Dir übergebe ich nunmehr diesen Schuldigen, damit derselbe in Vollstreckung des Urtheils mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werde. —

Also geschehe es! — —

Jetzt bildete sich der Zug in der Richtung, der nach dem Santerlande führenden Straße, worauf die halbe Militairabtheilung, dann der Verurtheilte in der beiden Geistlichen Mitte, worauf zwei Dragoner zu Fuß, hinter ihm der Scharfrichter mit seinen Leuten und zwei Fußdragonern, hierauf die Gerichtsdeputation. Demnächst schlossen sich die übrigen Beamten an. Die zweite Hälfte der Truppen schloß den Zug, dem ein bereit gehaltener Leiterwagen folgte, falls der Verurtheilte sich außer Stande befinden sollte, den Weg zu Fuß zu wandeln.

Unter fortwährendem langsamen Anschlagen der Kirchenglocke bewegte sich der Zug zum Thore hinaus, worauf das Geläute verstummte. —

Etwa 800 Schritte vor der Stadt liegt unmittelbar am Wege eine kleine Wallfahrts- und Betkapelle. Die ringsum gelegenen, amphitheatralisch erhöhten, bereits abgeernteten Felder gewährten der zahlreich herbeigeströmten Menge von Zuschauern hinreichenden Raum.

Auf dem tiefer liegenden Wege, Angesichts der Kapelle, erhob sich das Schaffot, 8 Fuß hoch, 15 Fuß in's Gevierte, mit einem Geländer eingefaßt; eine breite, nach der Stadt gekehrte Treppe führte hinauf.

Hier angekommen, schlossen beide Truppenabtheilungen vereint einen geräumigen Kreis.

Festen Schrittes, jedoch mit niedergeschlagenem Auge, ging der Verurtheilte, der den ganzen Weg zu Fuß zurück gelegt hatte, in der Mitte der Geistlichen, unter Vortritt der Leute des Scharfrichters und gefolgt vom Letzteren, die Stufen des Schaffots hinauf, und stellte sich hinter den darauf stehenden Stuhl, welcher der Kapelle und damit zugleich dem Wege zugewandt war.

Hier wurden ihm seine Fesseln abgenommen, wobei er selbst behülflich war. Nach einer kurzen, mit ihm gepflogen Unterredung traten die Geistlichen zurück.

Der Verurtheilte blieb ruhig, aber gesenkten Hauptes stehen, und schien zu beten. Die Berührung des Scharfrichterknechtes, der ihm vielleicht etwas vor Beendigung des Gebetes nahte, wies er unwillig von sich.

Er trat dann selbst von freien Stücken vor und setzte sich ohne Hastigkeit, anscheinend ruhig ergeben, auf den Stuhl, an den er, nachdem ihm das Haar im Nacken abgeschoren, und die Kleidungsstücke um denselben gelöst waren, mittelst eines Riemens über Brust und Arme festgeschnallt wurde.

Als der Scharfrichterknecht mit der Binde um die Augen nahte, blickte der Verurtheilte noch einmal auf und ließ sich ruhig

die Augen verbinden. Der Knecht band sodann noch einige Rieme (einen sogenannten Zaum) um den Kopf, deren Enden er oben zusammenfaßte, und an denen er den Kopf herüberzog.

Indeß war der Scharfrichter an des Verurtheilten rechte Seite getreten, das breite Richtschwert in der Rechten.

Gott sei mir gnädig! sprach der Verurtheilte mit vernehmbarer Stimme.

Da blitzte das Schwert im Sonnenscheine, und mit Einem Hiebe trennte es das Haupt des Verurtheilten vom Rumpfe.

Nach allen vier Seiten zeigte der Scharfrichterknecht dem Volke den blutigen Kopf; der Stuhl mit dem Rumpfe wurde umgestoßen, und das Blut floß zur Erde nieder.

Die versammelte Menge ließ nach kurzer Pause, nachdem der Schwertstreich gefallen, einen lauten, aber nicht überlauten Beifallsruf ertönen, der sich mehrfach erneuerte.

Ein unter der Treppe des Schaffots unter Stroh verborgener, schwarzer Kasten, aus rohen Brettern viereckig und gradwinklig zusammengenagelt, wurde auf das Schaffot gebracht, der Leichnam und Kopf hineingelegt und der Sarg zugenagelt; darauf unmittelbar hinter der Kapelle in einer bereits gegrabenen Grube in die Erde von des Scharfrichters Leuten verscharrt.

Der Zug begab sich in der vorigen Ordnung vom Richtplatze zur Stadt zurück und dort auseinander.

Der Beerdigungsplatz hinter der Kapelle, innerhalb deren Umkreises war unter Zustimmung der Geistlichkeit und Bewilligung der Ortsobrigkeit gewählt.

Das Aeltestenthum regte sich darüber in einem öffentlichen Organe des Landes, und erklärte einen in der Nähe gelegenen „Quasi-Schindanger“ für eine angemessenere Ruhestätte der Gebeine des Verbrechers.

Ein Gegenartikel aus der Feder des bei der Todesurtheilsvollstreckung anwesenden protokollirenden Sekretairs wies den Aeltesten zurück.

„Die Zeiten sind vorbei, so schloß er, wo die Rache des Gesetzes noch am Leichnam des Verbrechers sich sättigt. Quasi-

Schindanger sind keine Plätze mehr, wo die Gerechtigkeit ihr schwerstes Opfer verlangt. Vielmehr war die Aussicht vom Schaffot auf die kleine Betkapelle am geeignetsten, den Verbrecher in den entscheidenden Augenblicken von seiner irdischen Umgebung abzulenken und in seines Gottes unmittelbarste Nähe zu bringen."*)

*) Man lese zum Vergleich mit diesem faktischen Bericht über die drei Tage vor dem Tode durch Henkershand die klassische psychologische Schöpfung des größten französischen Dichters der Gegenwart, Victor Hugo, unter dem Titel: „Die letzten Tage eines Verurtheilten."

## XXI.

# Charlotte Corday, die Mörderin Marat's.

### Historische Kriminalgeschichte.

---

Es giebt Tugenden, die als Verbrechen gerichtet, und Verbrechen, die als Tugenden belohnt werden.

Jean Paul.

In einer breiten, belebten Straße der Stadt Caen in der Normandie ist ein altes Gebäude im Hintergrunde eines Hofes gelegen, welches unter dem Namen Grand-Manoir allen städtischen Bewohnern bekannt ist und durch sein Alter und die Eigenthümlichkeit seiner Bauart auffällt. Zeit und Wetter haben die grauen Mauern gespalten und Regen und Hagel sie ausgewaschen. In einem Winkel des Hofes erhebt sich ein steinerner Brunnen, rings mit grünem Moose bedeckt; eine niedrige enge Thür, deren Pfeiler oben in einem Bogen zusammenlaufen, läßt die ausgetretenen Stufen einer Wendeltreppe sehen, die in das erste Stockwerk führt. Zwei Fenster mit Kreuzstöcken, deren achteckige Scheiben in Blei gefaßt sind, erhellen mit spärlichem Lichte die Treppe.

In diesem düsteren alterthümlichen Gebäude lebte im Jahre 1793 die Eigenthümerin desselben, Frau von Bretteville mit Namen, eine arme kinderlose Wittwe, hochbetagt und gebrechlich; sie hatte seit einigen Jahren eine junge Verwandte zu sich genommen und erzogen, um eine Stütze in ihrem einsamen Alter um sich zu haben.

Dieses junge Mädchen war eine Enkelin des großen französischen dramatischen Dichters Corneille, damals vierundzwanzig Jahre alt. Ernst, anmuthig, eine glänzende Schönheit, trug ihr Aeußeres das Gepräge des stillen Aufenthalts und einsamen Lebens

Zum Volk's Pitaval, Bd. 1. Lief. 8.



Charlotte Corday.

zur Schau. Sie war allen Bewohnern ihres Stadtviertels bekannt, die sie des Sonntags mit der alten Tante zur Kirche gehen sahen, oder sie durch die Thür hindurch beobachteten, wie sie stundenlang im Sonnenscheine auf der Stufe des Brunnens saß und in einem Buche las.

Das Mädchen war schlank und von hohem Wuchse; ihr Gang und ihre Bewegungen waren anmuthig und natürlich, in ihrer Gesichtsfarbe mischten sich das Feuer des Südens mit dem Ausdrucke des Nordens; ihr Haar erschien schwarz, wenn es dicht um den Kopf geschlungen war, oder in zwei Wellen über der Stirn auseinanderfiel; es hatte einen goldenen Schein an den äußersten Enden der Flechten, gleich wie die Aehre im Sonnenlichte glänzender ist als der Halm. Ihre großen Augen wechselten gleichsam ihre Farbe, und erschienen blau, wenn sie nachdachte, fast schwarz, wenn sie lebhaft aufgeregt war; die langen Wimpern waren dunkler als das Hauptthaar, die Nase, sich in unmerklichem Bogen an die Stirn anschließend, in der Mitte leicht gekrümmt, die Lippen scharf gezeichnet; das durch ein Grübchen getheilte Kinn gab dem unteren Theile ihres Gesichts den Ausdruck männlicher Entschlossenheit, der einen eigenthümlichen Gegensatz zu der ganzen weiblichen Anmuth ihrer Linien bildete. Ihre Wangen vereinten Frische der Jugend und feste Rundung der Gesundheit. Ihre Tracht stand im Einklang mit der Mäßigkeit ihres Vermögens und der Zurückgezogenheit ihres Lebens; sie verschmähte alle Kunstgriffe und Launen der Mode, und verließ sich auf die Natur.

Sie hieß Charlotte Corday d'Armans, obwohl edler Herkunft, in einer Hütte des Dorfes Ligneries, unweit Argentun geboren: das Unglück empfing sie bei ihrem Eintritt in's Leben, von dem sie auf dem Schaffote scheiden sollte. Ihr Vater war einer jener Landedelleute, welche die Armuth mit dem Bauer zusammen wirft. Das Land, das dieser Bauernadel in kleinen unveräußerlichen Besitzungen bebaute, ernährte ihn allein. Herr von Corday verband mit dieser ländlichen Beschäftigung ein lebhaftes Interesse für Politik und Literatur; sein Elend und seine Unthätigkeit marterten ihn; er hatte einige Gelegenheitsschriften gegen den Despotismus und das Recht der

Erstgeburt geschrieben im Sinne der bald darauf ausbrechenden Revolution, die er aus voller Seele wünschte. So lebte er dumpf hin in seinem kleinen Lehngute im Schoße seiner Familie; der Kummer hatte seine Gattin getödtet; Charlotte war das zweite ihrer Kinder, die mit ihren beiden Schwestern in eine Frauenabtei zu Caen trat, als sie 13 Lebensjahre zählte. Bei Aufhebung der Klöster war sie 19 Jahre alt; ihre alte Tante nahm sie zu sich ins Haus. Sie wurde, 24 Jahre alt, die Mörderin Marat's.

Die beiden Namen — Corday und Marat — gemahnen an eine Zeit, welche die Menschheit im größten Glanze ihrer Tugenden und Vorzüge, in der tiefsten Entartung ihrer Laster und Leidenschaften erkennen ließ. Es war die Zeit der ersten französischen Revolution, die mit allem ihrem Grausen, Greuel und Entsetzen in Frankreichs Gauen wüthete, allen Gefühlen und Trieben freiesten Lauf lassend, alle Leidenschaften und Begierden der Menschenbrust entfesselnd. Wie der Tiger, gereizt und gestachelt von seinem gewissenlosen Wärter, durch das Eisengitter seines Käfigs bricht, so stürzte damals das Volk auf seine Dränger und Treiber, und mordete in Verblendung und Grimm Schuldlose und Schuldige sonder Wahl und Erwägung, nur den Einflüssen des Augenblicks dienstbar. Es war eine grauenhafte, blutige Zeit.

Fast siebenzig Jahre hindurch waren Frankreichs Regierungen nur provisorisch. Es erschienen und verschwanden nach einander die alte Monarchie, die constituirende Regierung mit dem Versuche einer Repräsentativverfassung, die gesetzgebende Versammlung mit einer Interimsregierung, der Konvent mit seiner Gewaltherrschaft, das Vollziehungsdirektorium mit seinem Lieferanten-Gouvernement, der achtzehnte Brumaire mit den drei Konsuln, Bonaparte und sein Konsulat, Napoleon I. mit dem Kaiserreich, die erste Restauration mit den älteren Bourbonen, unter Ludwig XVIII., die hundert Tage Napoleons, die zweite Restauration mit der Regierung der Doctrinaire, der Emigranten und Jesuiten unter Karl X., die Julidynastie Orleans mit dem unveränderlichen Gedanken, ihr Sturz durch die Februarrevolution, die Republik, die Präsidentschaft Louis Napoleons, Napoleon III., Kaiser der Franzosen in Folge des Staatsstreichs.

Das ist die Reihenfolge der verschiedenen Regierungsformen Frankreichs, sie begreift den ausgebildetsten Despotismus und das Regiment der äußersten Zügellosigkeit in sich.

Die Zustände unter der alten Monarchie, welche die erste Revolution stürzte, waren in jeder Hinsicht nach allen Richtungen hin wahrhaft grauenerregend und beispiellos, im Laufe der Zeit bis zu schwindelnder Höhe gesteigert, zu den schroffsten Gegensätzen hinauf, bis es nur Bevorrechtete und Unterdrückte, Besitzende und Besitzlose im Lande gab. Das Finanzwesen war in äußerster Zerrüttung durch eine Masse unrichtiger, nothgedrungener und gefährlicher Finanzoperationen und verkehrter Finanzmaßnahmen, der Staatsschatz leer bis auf den letzten Heller, Bauern- und Bürgerthum waren von der Ueberlast der Steuern erdrückt, Adel und Klerus steuerfrei, die Staatspapiere entwerthet.

Durch Necker, seinen Finanzminister, vermocht, erließ König Ludwig XVI. den Befehl zum Zusammentritt der Reichsversammlung in Versailles unterm 24. Januar 1789. Der Wahlkampf begann, mit ihm zugleich ein publicistischer Federstreit für und wider den königlichen Erlaß in einer ungezählten Zahl von fliegenden Blättern und Schriften; in ihrer ersten Reihe stand des Abbé Sieyes berühmte Schrift: „Was ist der dritte Stand?"

Was ist der dritte Stand? fragt er und antwortet: Alles. Was ist er bis heute in seiner politischen Bedeutung? — Nichts. Was verlangt er? — Etwas zu sein. — Der dritte Stand, fährt er fort, ist in Wahrheit das Volk; 25 Millionen stark, tritt es 80,000 Geistlichen und 120,000 Junkern gegenüber, die ohne ihn — Nichts sind."

Und dieser dritte Stand, der „Riese Volk" erhob sich gegen jene beiden bevorzugten Kasten, die durch usurpirte Privilegien hervorgerufen waren, in deren Händen fast Alles zum unbeweglichen Eigenthum geworden, die, eine geringe Zahl, der beraubten Nation feindlich gegenüber standen. Alle Staatsämter lagen in der Hand der einen Kaste; fast zwei Drittel des Bodens des ganzen Landes war Adelsgut und geistliche Pfründe, das letzte Drittel des Volkes Eigenthum. Das Volk bezahlte dem Könige die Steuern, dem

Adel die Lehnsgefälle, dem Clerus den Zehnten, und mußte noch zudem sich die Verwüstungen seiner Felder durch adlige Jäger und geschontes Wild ohne Widerspruch gefallen lassen. Selbst die Verbrauchssteuern lasteten großentheils auf dem Volke allein; dabei war ihre Erhebung drückend; die Vornehmeren blieben ungescheut im Rückstande, das Volk dagegen, gemißhandelt und zur Haft gebracht, war verdammt, beim Mangel genügenden Erwerbes mit seiner Person zu zahlen. So nährte es mit seinem Schweiße und schirmte mit seinem Blute die höheren Klassen der Gesellschaft, während es kaum selbst erschwingen konnte, womit es sein Leben zu fristen vermochte. Dazu war die Rechtspflege in den Händen von Grundbesitzern oder von Magistratspersonen, deren Stellen käuflich waren, schleppend, partheiisch, kostspielig, in Kriminalsachen grausam und unmenschlich, die persönliche Freiheit durch geheime Haftbefehle (lettres de cachet) gefährdet, die Preßfreiheit durch Censoren vernichtet, der Staat schlecht nach Außen vertheidigt, verkauft von Ludwig's XV. Maitressen, verrathen von Ludwig's XVI. schwachen Ministern, so daß Mirabeau in der Nachtsitzung des 4. August 1789, wo die „Erklärung der Menschenrechte" beschlossen ward, sagte: „er kenne nur drei Mittel, in der Gesellschaft fortzukommen, als Dieb, Bettler oder Besoldeter."

Es war die Bartholomäusnacht des Feudalismus. Mit der ganzen kraftglühenden Beredtsamkeit schilderte Camille Desmoulin die Folgen dieser in jener Nacht gefaßten Beschlüsse, indem er sagte:

„Franzosen! Wollt Ihr nicht ein Fest stiften zum Andenken dieser unsterblichen Nacht, die uns aus der Sklaverei Egyptens befreite? Sie nahm dem Pabst die Schlüssel des Himmels und übergab sie dem guten Gewissen. Künftig wird er keine Abgaben mehr erhalten wegen unschuldiger Liebkosungen zwischen Vettern und Nichten; der rüstige Oheim kann bei seiner jungen Nichte, wenn er sie ehelicht, schlafen, ohne nöthig zu haben, eine Dispension für ihre Jugend zu suchen. Diese Nacht zerstörte die Tyranney der Justiz, sie schaffte die käuflichen Richterstellen ab und befreite das Land vom Drucke seiner Parlamente und Gerichtshöfe. Sie nahm uns die Gerichtsbarkeit des Adels, den

Sterbefall und die Frohndienste, und befreite das Land der Franzosen von allen Spuren der Knechtschaft.

Diese Nacht gab uns die Rechte der Menschen wieder, erklärte alle Staatsbürger für gleich, und gab jedem von ihnen auf Aemter und Ehrenstellen gleiche Berechtigung. Sie entschied, daß bürgerliche, geistliche und militairische Stellen nicht mehr dem Gelde, der Geburt, dem Prinzen, sondern der Nation und dem Verdienste gehören. Diese Nacht nahm der Frau von Bearn ihre Pension von 80,000 Franks, welche sie für ihre Frechheit erhielt, womit sie die Frau von Dubarry, die täglich 30,000 Franks Einnahme hatte, der königlichen Familie und dem Hofe vorstellte. In dieser Nacht verlor Madame Despremenil ihre Pension von 20,000 Franks, die sie wegen einer andern Nacht erhalten, in welcher sie bei einem Minister schlief. Diese Nacht schaffte die Mehrzahl der geistlichen Pfründen ab; ein Cardinal de Comenic verlor seine 30 Präbenden; der Prinz von Soubise, der Held von Roßbach, verlor seine jährliche Pension von 1,500,000 Franks, der Baron von Besenval seine 7 oder 8 Gouvernements. Diese Nacht machte den Dorfpfarrer Gregoire und den Abbé Sieyes zu Bischöfen, und hob alle Zünfte und Privilegien auf; sie verjagte die Verkäufer aus den Tempeln der Justiz. Die Gerechtigkeit wird künftig die Klagen der Armen und Unterdrückten unentgeltlich anhören. Die Advokaten sind verschwunden, welche die Kunst zu reden als Monopol behandelten und ausschließend das Recht besitzen wollten, alle Prozesse des Königreichs zu führen. Traurige Nacht für Gerichtshöfe, Schreiber und Pedelle, für Prokuratoren und Sekretaire, für fallicitirende Schönheiten, Advokaten, Thürsteher und Alle, die vom Raube lebten! Unglückliche Nacht für alle Blutegel des Staats, für Generalpächter, Höflinge und Abbés! Dreimal glückliche Nacht für Alle, weil nun der Weg zu Ehren und Aemtern Allen offensteht, weil jetzt kein Unterschied stattfindet als derjenige, den Tugenden und Talente machen. Unsterblicher Chapelier, der du in jener glücklichen Nacht denn Vorsitz führtest, warum endigtest du diese Sitzung so früh? Warum hörtest du die Uhr in einer Versammlung schlagen, die ganz von Patriotismus und Enthusiasmus

begeistert war? Hättest du nur noch 2 Stunden lang diese Sitzung fortgesetzt, so würden alle Mißbräuche in Frankreich abgeschafft gewesen sein; die Sonne wäre dann über ein Volk von Brüdern aufgegangen und hätte eine Republick gesehen, vollkommner als die Republik des Plato! —

Gleich einem riesigen Alp lastete also der Druck vor dem Ausbruche der Revolution auf dem französchen Volke. Der Hof vergeudete das Blut desselben, und Adel und Clerus lebten von dessen Mark. Darin theilten sich die Maitressen und Kuppler, Spione und Spieler, Höflinge und Faullenzer, Heuchler und Schurken. Die Pensionsliste, das rothe Buch und der Almanach von Versailles wiesen nach, wie man die Steuern verschwendete. Monsieur, des Königs Bruder, bezog jährlich 14,000,000, der Graf Artois 15, und zur Deckung seiner Schulden 8,000,000. Im Personal des Königs war ein Kapitain der Maulesel, ein Kapitain der Windhunde, ein Chef der Portchaisenträger und mehrere dergleichen privilegirte Müßiggänger. Der Adel wetteiferte in Schwelgerei und Vergeudung mit dem Hofe; die Geistlichkeit bezog allein aus ihrem Grundbesitze 150,000,000. Die Freiheit der Bürger war auf die schrecklichste Weise gefährdet; ein Wink einer Maitresse des Königs, eines Ministers, eines Polizeilieutenants, und ein ehrlicher Mann, der das Unglück hatte, ihnen zu mißfallen, ward lebenslänglich in einen Kerker gesperrt, lebendig begraben in seinen Mauern, ohne Sonnenlicht, ohne andern Laut zu hören, als das Klirren seiner Ketten, das Geräusch der Kerkerschlüssel, das Geächz der Kerkerthür und die Stimme des Kerkermeisters. Daher die Wuth des Volks gegen die Bastille, worin diese Unschuldigen schmachteten; ihre Erstürmung war der erste Akt der Volksjustiz; daher die Verurtheilung des Königs zum Tode, in welchem es „allein den verantwortlichen Wähler von sechs verantwortlichen Monarchen, den Ministern" sah. — —

In dieser Zeit des revolutionairen Kampfes wurde, und zwar am 12. September 1789, in den Straßen von Paris ein Blatt in seiner ersten Nummer zum Verkauf ausgeboten, „der Pariser Publicist" mit Namen, den es später mit dem Titel: „der Volksfreund" (l'ami du peuple) vertauschte, und welches die Wahr-

heit des Ausspruches von L. Blans bewahrheitete: „Bücher und Schriften machen die Weltgeschichte.“ Es erschien täglich und kam den Parisern mit dem Frühstück zugleich in die Hand, bis zum Tode seines Herausgebers und Verfassers, dem 14. Juli 1793; es hatte mithin mit mehrfachen Unterbrechungen von noch nicht vier Jahren, wirkte aber tausendfach mehr, als die ganze deutsche publicistische periodische Presse von ihrem Beginn bis zur Stunde. An der Stirn trug es als Motto die Worte: „Möge das Glück den Armen wiederkehren und die Stolzen verlassen!“

Im Beginn des Septembermondes war der Prospekt ausgegeben worden. „Die Franzosen — hieß es darin — haben mit den Waffen in der Hand die Freiheit wieder erobert; die Despotie ist vernichtet, und wagt nicht mehr, das Haupt zu erheben; die, welche bisher die Wirren hervorriefen, sind in die Flucht gejagt; die Schranken des Vorurtheils stürzen auf allen Seiten vor der Stimme der Vernunft darnieder; die Rechte des Menschen und Bürgers gehen neuer Anerkennung entgegen und Frankreich erwartet sein Heil von einer neuen Verfassung. Der Herausgeber verspricht als das schönste Geschenk, das man der Nation machen kann, oder als die einzige Schrift, die sie bedarf, ein periodisches Blatt, worin er mit Aufmerksamkeit den Arbeiten der Generalstände folgen, mit Unparteilichkeit jeden Artikel der Verfassung durchnehmen, unaufhörlich auf die richtigen Principien hinweisen, den Rechten der Menschen Geltung verschaffen, die Bedeutung der Bügerrechte entwickeln, die Grundlinien einer weisen Regierung zeichnen wird.“

Und wer war der Herausgeber dieses Blattes? — Paul Marat; damals noch Wenigen bekannt, selbst dem Namen nach, der aber nicht lange darauf, gerade durch sein Blatt, zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der französischen Revolution aus seinem bisherigen Dunkel emporstieg, in überschwänglichem Maße erhoben, wie herabgewürdigt, gepriesen, wie gelästert. Die Skala der seinem Namen angeknüpften Bezeichnungen schwankt zwischen den äußersten Extremen: hier „Volksfreunde“, dort „Bluthunde“, hier „Märtyrer der Volksfreiheit,“ dort „Tyrann,“ hier „Vater

Marat," dort „Kopfabhacker". Seine Vergötterung und seine Verdammung erfolgten zu gleicher Zeit gleich nach seinem Tode; kaum war seine Büste neben die der größten Heroen Frankreichs im Pantheon aufgestellt, so ward sie wieder daraus entfernt; eine Versöhnung und Ausgleichung der Ansichten über ihn, fand nicht statt, nicht einmal eine Annäherung, selbst nicht bis auf den heutigen Tag. Und während seine Gebeine im Pantheon beigesetzt wurden von seiner Partei, hätte eine andere sie gern auf den Schindanger verscharrt.

Und dennoch lebte und wirkte er während des Sturmes der Revolution nur durch sein Wort und seine Feder, durch seine Reden in der Nationalversammlung, durch seine Vorträge in den Klubbs und Volksversammlungen, durch seine Flugschriften und Manifeste; seine Plakate und Sendschreiben, seine fliegenden Blätter und Maueranschläge, am meisten aber durch sein Journal; das „Blutblatt, das statt mit Dinte, mit Blut geschrieben."

Unbescholten, tadellos, ohne Egoismus — bei seinem Tode bestand sein ganzes Vermögen in einem elenden Meublement und einem Fünffrankenstücke — diese Tugenden brachte er mit auf den Schauplatz seines öffentlichen Wirkens: arm war er und blieb er; keinem Genusse fröhnend, war sein Tisch mehr als dürftig, sein Trank Wasser; er lebte nur der Revolution; in seiner Hand ward die Feder eine Flamme und ein Blitz zuckendes Schwert.

Im Jahre 1744 zu Baudry in der Grafschaft Neuchatel geboren, hatte er Medizin und Naturwissenschaften studirt, und lebte eine Zeit lang als Lehrer der französischen Sprache in England neben seinen Studien. Durch seine Schriften über die Electricität, den Menschen (3 Bände) und das Licht, ward sein wissenschaftlicher Ruf ein europäischer. Fünf und vierzig Jahre alt, kam er nach Paris zur Zeit des „Vorspiels der Revolution", arm, wie eine Kirchenmaus; Danton schenkte ihm ein Paar Hosen, seine Blöße zu bedecken. Bald war er Abgeordneter des Quartiers S. André, worin er wohnte, Mitglied des Klubbs der Cordeliers und des Nationalconvents und Präsident des Jakobinerklubbs; er, noch kurz zuvor im Dienste des Grafen von Artois.

Wie Marat früher als praktischer Arzt die sieche Menschheit zu heilen gestrebt, so wollte er jetzt den hinsiechenden Staat heilen; ein großer Aderlaß erschien ihm als einziges Mittel zur Hebung der krankhaften Entzündung. Sarson, der Scharfrichter, war der Wundarzt, den er zuzog, und daß Messer der Guillotine der Schnepper zu diesem Staatsaderlasse. Daher sagte er: „wir müssen uns schon den Despotismus der Freiheit gefallen lassen, wollen wir den Despotismus der Gewalt vernichten.“ Daran reiht sich sein zweiter Ausspruch: „Gebt mir 200 Neapolitaner mit Dolchen bewaffnet, die im linken Arm ein Muff tragen, ich durchziehe mit ihnen Frankreich und vollende die Revolution.

Schon im August 1790 erklärte er in seinem Journale: man müsse 800 Deputirte an 800 Bäume im Garten der Tuillerien aufhängen, Mirabeau an der Spitze. Der Gemeinderath von Paris verfolgte ihn; Lafayette ließ sein Haus mit Truppen umstellen, aber Danton ließ ihn entwischen, und der Fleischer Leyendre verbarg ihn in seinem Hause. Oft verfolgt, diente ihm der Keller im Versammlungslokale der Cordeliers zum Schlupfwinkel; zuletzt gewährten ihm die Schauspielerin Fleury und der Abbé Bassal Asyl. Diese Verfolgungen steigerten seinen Groll zu Wuth, und die wüthendsten Ausbrüche republikanischer Leidenschaft füllten die Spalten seines Journals. Während er sich verborgen hielt, verbreiteten und verkauften Kolpoteure den „Volksfreund“.

Während des Mordens an den furchtbaren Septembertagen war eine Art leitenden Comités versammelt, an seiner Spitze Marat, wo sich die Mörder Raths erholten. Er und Danton sollen die Meuchelmörder bezahlt haben; sie schrieben in ihrem Bericht über diese Menschenschlächterei dieselbe der Dienerschaft der gemordeten Aristokraten zu, die, um ihre Herren zu befreien, die Gefängnisse gestürmt hätten. Mehrmals angeklagt, ward er von dem Revolutionstribunal unter dem Beifallsjauchzen der Tribüne freigesprochen. Einst umgaben ihn alsobald Weiber, Sansculotten und Pikenmänner, und er wurde, auf den Schultern einiger Zimmerleute, mit einem Eichenkranze um die Stirn, im Triumph mitten in den Saal und im Zuge durch Paris geführt.

Mehrere Anklagen wegen der Tendenz seines Blattes hatten

ebenfalls keinen Erfolg, trotz seiner steten Opposition und fortdauernden Aufreizung des Volks gegen die „Betrüger" in den höheren Klassen; das Volk hing ihm stets mehr an, es verschlang jeden Morgen mit Gier die Nummer des „Volksfreundes".

Marat war es, der die Errichtung des Revolutionstribunals und des Sicherheits- und Wohlfahrtsausschusses zur Haftnahme aller Verdächtigen beantragte, in Folge dessen die Verhaftung von Viertausend erfolgte. Als Präsident des Jakobinerklubbs erließ er einen Aufruf zur Insurrektion des Volks und Niedermetzlung aller Feinde des Vaterlandes; er nahm Theil an der Sitzung des Convents, welche das Königthum abschaffte und die Republik proklamirte. Auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet, ging er dem Ziele stets näher. Er stellte zuerst den Antrag, Ludwig XVI. vor Gericht zu stellen. Der König erschien vor der Nationalversammlung, und als er abgetreten, begann die heftigste Debatte über seinen Tod und sein Leben. Ein Theil stimmte für „Ludwig Capet's" Tod um jeden Preis, der andere will die Freiheit nicht mit solchem Blute beflecken. Marat dringt mit Wuth darauf, das Schlachtopfer nicht zu schonen. Stimme, Stirn, Augen, sein borstiges Haar, Hand, Arm und Fuß — kurz Alles, was an ihm ist, redet und donnert gegen den Angeklagten. Orleans raubt ihm den Ruhm, zuerst für den Tod des Königs zu s t i m m e n. Marat wird bestürzt. Als das Königsblut auf der Guillotine strömt, ruft er aus: das Wunderthier wird mich jetzt nicht mehr schrecken. Da erscholl die Kunde von dem Bunde Preußens und Oesterreichs und der übrigen Mächte: die Vendée stand gewaffnet auf, den Tod des Königs zu rächen, die Republik schien verloren. Die „Partei des Berges" schmetterte die gemäßigte Partei nieder; der Terrorismus unter Danton, Robespierre und Marat beherrschte die Nation mit der Guillotine, der„ Sichel der Gleichheit". —

Hier ist mein Palast — sagte Marat zu einem Freunde, als er die dunkle Treppe zu seiner Kellerwohnung hinunterstieg. Und hier ist mein Scepter! fügte er lächelnd hinzu, indem er seine Feder in die Hand nahm, die in einem zinnernen Schreibzeuge steckte. Damit habe ich die Souverainität aus den Tuillerien in diese Höhle gebracht! Das Volk ist mit mir, weil ich mit ihm

bin. Ich werde nicht eher abdanken, bis ich es gerächt habe. In dieser „Höhle" schrieb er sein Blatt mit seinem mordbrennerischen Inhalt, der ihn mit der Polizei zu verschiedenen Zeiten in Konflikt brachte, welche die Presse des Buchdruckers versiegelte, einzelne Nummern des Blattes confiscirte u. s. w., was stets unter Assistenz zweier Bataillone geschah. Mehrmals ward er zur Haft gebracht, was stets des Nachts geschah. So ward er einst vor das Komité des Stadtviertels geführt; im Bureau der Polizei meldete er sich selbst an mit den Worten: Hier, meine Herren, kommt der Volksfreund, um sie zu besuchen. Die Mitglieder der Bureaus schrieen wüthend, er habe sie durch seine Journalartikel fast an die Laterne gebracht, worauf Marat ganz gelassen erwiderte: Meine Herren, sie sollten wissen — däucht mir — eine Revolution wie die unsrige geht nicht ab, ohne etwas Schmutz und Blutflecken; übrigens merken Sie sich ein vortreffliches Mittel gegen etwaige Laternen: Seien Sie gute Patrioten!

Man sah seine Manuskripte durch und entließ ihn dann mit Höflichkeiten aller Art. Marat eilte in die italienische Oper, wo rauschender Gruß ihn empfing. Hier reklamirte er öffentlich seine confiscirte Buchdruckerpresse und sprach: Jetzt will ich Buchdrucker werden, um dem Lande zu nützen; aber ich sage vorher: ich drucke nur, was ich schreibe, oder was von wahren Freiheitsmännern kommt; ich fahre fort, das Wohl der Unterdrückten zu vertheidigen in jeder, in aller Hinsicht. Diesem Grundsatze treu, vertheidigte er z. B. eine junge Klosterschwester, die wegen ihrer patriotischen Gesinnungen von ihren adlichen Vorgesetzten hart behandelt ward. Er berichtete in seinem Blatte ihre Geschichte und ruft am Schlusse derselben aus: „Jene Aristokratinnen aber möchte ich verdammt gern v o r e i n T r i b u n a l v o n D a m e n d e r H a l l e laden!"

Unter fortwährenden Händeln mit Polizei und Nationalgarde, Beamten und Privatpersonen, brach Marats Journal sich immer freiere, weitere Bahn. Ein Volkslied nannte ihn „Argus Marat", und wahrlich — er wachte eifrig, und lugte überhall hin, und signalisirte mit dem ihm eigenen mißtrauischen Scharfblick. Später befeindete ihn die Polizei weniger; er blieb im ungestörten Besitze seiner Druckpresse; trotz des Beschlusses der Nationalversammlung, daß keins ihrer Mitglieder ein Journal herausgeben solle, ging

sein Blatt ungestörten Fortgang, und die Straßeneckenmauern waren bedeckt von seinen Anschlägen und Aufrufen voll der schärfsten Angriffe und beißender Bemerkungen über die Männer des Tages, und Chabet sagte von ihm: Marat ist ein Stachelschwein, das man nirgend fassen kann.

Sein Journal ward hauptsächlich durch Kolporteure in großer Zahl in den Straßen von Paris verbreitet. Zwei Namen dieser Herumträger und Verkäufer des „Volksfreundes" sind erhalten: Claude Bourcelat, ein Greis, der nachmals wegen incriminirter Nummern verhaftet ward und für dessen Freisprechung Marat eiferte, und Reine Violet, eine patriotische Eiferin, die tragisch auf dem Vendomeplatze endete. Als die kolossale Statue Ludwigs XIV. umgestürzt wurde, war sie an der Spitze der Statuenstürmer; die Bildsäule stürzte und begrub die „Heroine des 5. Oktober" unter ihrer Last.

In seinem „Volksfreund" brachte Marat Alles zur Sprache, enthüllte schonungslos Alles, griff Alle rücksichtslos an vom Könige und später der Nationalversammlung an, bis zu jeder Privatperson hinunter. So hatte er kurz nach Gründung des Blattes darin einem Wahlkreise von Paris scharf zugesetzt; er ward deshalb von demselben denuncirt, und zu seiner Rechtfertigung von dem Repräsentanten der Pariser Gemeinde zum Stadthause beschieden. Den Hergang berichtet er in seinem Blatte, wie überhaupt Alles, was ihn betraf und ihm begegnete, wie folgt:

„Ich bin gestern 7 Uhr Abends ins Stadthaus gegangen. Augenblicklich rief man mich vor die Versammlung der Gemeindemänner. Der Herr Maire eröffnete mir, mein Journal sei denuncirt als mordbrennerisch. Es ist nun einmal das ewige Loos meiner politischen Schriften, dies Entsetzen zu verbreiten in den Schaaren der Verschleuderer, der treulosen Verwalter, der Tyrannen. Vor funfzehn Jahren publicirte ich in England die Schrift: „die Sklavenketten", worin ich nachweise, daß die Staatsgewalt zur Zwingherrschaft fortgeht. Meine Leser ersehen daraus, daß ich nicht erst heute begonnen, für Freiheit gegen Tyrannei zu ringen. Da besann ich mich, der Distrikt, der mich verklagte, war der Wohnort sämmtlicher Wechselcourtiers, Bankiers

und Börsenspekulanten, die bekanntlich ihr Aufkommen auf den Untergang ihrer Nebenbuhler, ihrer Nebenmenschen gründen, die bekanntlich Nationen das Blut aussaugen und Schuld am öffentlichen Elend sind. Diese Herren spekuliren auf Alles, auch auf ihren Bürgertitel; man sieht sie in hellen Haufen im Gemeinderath. Wenn die ins Bureau der Lebensmittel gewählt werden, dann wehe uns!"

„Der Professor Bauvilliers vom königlichen Kollegio Cambray — erzählt Marat weiter — las mir die Stellen aus meinem Journale vor, worin ich die Versammlung als „auf solchen Wegen und in den Netzen eines Komplots" bezeichnet hatte. Man sagte mir, mein patriotisches Feuer sei achtungswerth; jedoch ging man auf keine speciellen Klagen über die Zusammensetzung des Comités aus untauglichen Subjekten u. s. w. näher ein, und ließ mich einen Revers ausstellen, daß ich nichts gegen einzelne Gemeindevertreter vorzubringen wisse. Herr Professor, Sie genießen eine königliche Pension; ich habe nur Wasser und Brod, um nur die Druckkosten meines Journals herauszubringen. Sie sind sehr gelehrt, aber am Ende habe ich in Wissenschaften mehr geleistet, als Sie. Sie, vom Hofe besoldet, sollten eigentlich gar nicht in einer Gemeindeversammlung sitzen. Heut zu Tage gilt es, unabhängig der Krone gegenüber zu wirken. Sie, königlicher Professor, besitzen die Kunst wie der Maire und sonstige Herrn Kollegen, zugleich Patrioten und königliche Gehaltsverzehrer zu sein. Ich bin des Volkes Auge; Sie sind höchstens sein kleiner Finger. Fünf todtlangweilige Stunden ließen Sie auf dem Stadthause mich warten, obschon Sie mich eingeladen, mich wegen meines Journals zu vertheidigen. Sie hatten keine Zeit. Ich habe auch keine."

Beschloß die Nationalversammlung gegen Marat wegen seiner Journalartikel eine Untersuchung, so zog er sich in seine geheimen unterirdischen Schlupfwinkel zurück, machte sich in seinem Blatte über den Konventsbeschluß lustig und fuhr fort, im selben Sinne und Tone sein Journal zu schreiben. Wenn die Luft wieder rein war, kehrte er aus seinem Versteck wiederum ans Tageslicht hervor. „Marat ist wieder da — sagte ein ihm feindliches Blatt

— aber diesmal mit Leibwache, wohlbewaffnet mit Keulen und Säbeln.“

Gegen den Finanzminister Necker und seinen Finanzplan wegen der Einkommensteuer zog Marat heftig zu Felde. „Ei seht doch den großen Mann, wie ihr den Chef des Finanzwesens betitelt! Seht doch diesen Ehrenmann, wie er die armen Bauerweiber ermahnt, ihre Paar elenden Halsketten und Ringe und Goldkreuze auszuliefern, um die Nationalschuld zu tilgen, seht doch diesen lieben, braven Mann, der patriotisch genug seine 15,000,000 unter Schloß und Riegel hält! Ei, wer hat sie vergessen, seine Kniffe und Pfiffe, als der große Mann die Kanada-Papiere fallen machte, um 70 Procent aufkaufte und sie sich dann für voll vom Staatsschatz bezahlen ließ!“

„Was nennt man denn Nationalschuld? fährt er fort. Die ungeheuern Ausgaben, in welche die Vergeudung und die ärgerlichen Laster des Hofes, die Haltungslosigkeit der Regierung, welche sich belügen und bestehlen ließ, die Nation gestürzt haben. Und um solche Schuld zu tilgen, berauben sie selbst die ärmsten Klassen ihrer letzten Hülfsquelle. Der Minister kennt die schwache Seite der Franzosen aus dem Grunde; er hat auf ihre Eitelkeit spekulirt.“

„Mag der Fürst sein Silbergeschirr in die Münze schicken, das ist ein Akt wenig verdienstvoller Prahlsucht. Was thut ihm der Verlust eines in den Schränken aufgehäuften Silbergutes? Was sage ich? Das ist ein falsches, dem Staate lästiges Opfer: bald wird das prächtige Sibergeschirr durch ein noch prächtigeres ersetzt sein. Mögen die Minister dem Beispiele des Fürsten folgen: ihr Opfer ist nur eine schwache Wiedererstattung des Gutes der Armen, dessen sie genießen. Mag ein Herzog 100,000 Franks in den Schatz liefern, das ist ein kleiner Ersatz für die Räubereien seiner Vorfahren. Mag ein Finanzier 10,000 Franks in den Schatz liefern, es ist ein geringer Ersatz für die Diebstähle, die er sich gegen den Staat erlaubte. Daß aber Arme sich belasten, um dem Staate den Heller der Wittwe darzubringen, daß ein reicher Minister schamlos sie dazu aufforderte, und daß die

Nationalversammlung ohne Prüfung ihre Zustimmung giebt, das sind Thatsachen, die bisher unerhört in der Geschichte waren."

„O, Franzosen, werdet ihr stets blind sein? Soll der Volksfreund euch ohne Unterlaß den Staar stechen? Was? Um das Darlehn der Rentiers zu sichern, um die Pensionaire des Fürsten, um unnütze Gesandte, gefährliche Gouverneure und Commandanten, Maitressen, Industrieritter, Akademiker, die auf der Bärenhaut faullenzen, bezahlte Sophisten, windige Quacksalber, Histrionen Tänzer, Exminister, Spione zu besolden, sollen arme Handwerker, arme Tagelöhner und Arbeiter, die weder bei den ministeriellen Schachereien, noch bei den Revolutionen je etwas gewinnen, sich schinden lassen?"

„Reduktion der Pensionen, Abschaffung der kostbaren Aemter, das sind unfehlbare Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen! Es ist das erste Mittel. Das zweite ist Wiederbelebung des zerrütteten Vertrauens, Wiedereröffnung der Quellen des öffentlichen Einkommens."

„Ich beleuchte das Idol des Ministers mit der Fackel der Wahrheit, und er wird in Staub zusammensinken. Kleiner, eitler Mann, Dein Reich ist zu Ende; man kann nicht Ruhm und Gunst vereinen; vergeblich sucht man in Dir den Staatsmann; Du bist nur ein Industrieritter!" —

Marat betrachtete sich selbst als eine öffentliche, bei der Ordnung der Dinge nothwendige Person, machte das Volk zum Vertreter seines Thuns und Lassens, und schilderte selbst seine Lebensweise öffentlich in seinem Blatte. Man zittert — sagt Thiers — bei der Vorstellung, was in einer Revolution ein von so wilden Vorstellungen durchdrungener Geist bei einem solchen Heißhunger nach Beschäftigung wirken kann.

Beim Ausbruch der Bewegungen in Paris befand sich Marat in der niederen und demüthigenden Stellung eines Arztes der Marställe des Grafen von Artois. Seit den ersten Tagen des Jahres 1789 ward er von den Volksbewegungen fortgerissen; er begab sich mitten hinein, um sie zu beschleunigen. Um den Druck seiner ersten Blätter zu bezahlen, verkaufte er sein Bett, und schlief auf Stroh. Von da an arbeitete

er täglich achtzehn Stunden und mehr, floh bald von dieser, bald jener Behörde verfolgt, von Zufluchtsstätte zu Zufluchtsstätte bis in die unterirdischen Gewölbe des Klosters der Kordeliers, bis in den Keller des Fleischers Legendre; darin verbarg er sich und seine Druckpressen, worauf der „Volksfreund“ gedruckt wurde. Seine Stimme schien aus der Tiefe der Gesellschaft, die sich in Gährung befand, hervorzukommen. Er war für das Volk gleichsam ein ideales Wesen; dieses Geheime, diese Souterains, diese Keller und Gewölbe, woraus diese Blätter hervorkamen, ließen Marats Schriften, Namen und Leben einen noch tieferen Eindruck machen.

Er lebte mit einer Frau, die seine Lage theilte; die blassen Züge und die Magerkeit dieser noch jungen Frau ließen erkennen, welches Elend sie mit ihm und für ihn trug. Sie war die Frau seines Druckers, die Marat ihrem Manne entführt hatte. Mit der äußeren Welt stand er nur durch sie und den Faktor der Druckerei seines Journals in Verbindung.

Seine heftige, schreckliche Logik ging immer auf Morden aus; alle seine Principien forderten Blut; seine Gesellschaft konnte sich nur auf Leichen und auf den Trümmern alles Bestehenden gründen. Doch war sein Herz nicht stets so verhärtet; es kannte auch sanftere Regungen; die Milde durchdrang ihn zu Zeiten.

Sein Aeußeres ließ auf sein Inneres schließen. Er war klein von Körper, hager, von starkem Knochenbau: gallige und blutfarbige Flecken waren auf seiner braungelben Haut sichtbar; sein Auge, obgleich hervorstechend, schien die blendende Klarheit des Tageslichts nicht gut ertragen zu können. Um seinen breitgezogenen Mund lag ein Verachtung ausdrückender Zug. Er trug den Kopf hoch und wie herausfordernd, etwas auf die linke Seite geneigt: alle seine Gesichtszüge waren ohne Uebereinstimmung. Er gefiel sich in gewöhnlichen und schmutzigen Kleidern, trug Schuhe ohne Schnallen, mit Bindfaden befestigt, blaue wollene Strümpfe, mit Nägeln beschlagene Sohlen, Beinkleider von grobem Zeuge, die kurze Jacke der Handwerker, die Aermel meist aufgestreift; das Hemd, auf der Brust offen, ließ die Hals=

und Brustmuskeln erblicken, die Haare an den Schläfen klebend und hinten mit einem ledernen Riemen zusammengebunden; ein runder Hut, dessen Krempen bis auf die Schultern herabfielen — in solchem Anzuge erschien er in der Nationalversammlung. Er hatte plumpe Hände, ballte oft die Faust, und wühlte stets mit den Fingern in den Haaren.

Die Gleichheit war seine Raserei, weil die Ueberlegenheit seine Peinigerin war. Er liebte die Revolution bis aufs Blut, weil das Blut die Schmach seiner langen Dunkelheit abwusch. Fanatisch für das Volk gesinnt, gewann er es durch Hingebung an seine Interessen. Das Vertrauen des Volkes in ihm grenzte an Verehrung; er war die „Raserei der Revolution".

Arm und arbeitsam, wie es sich für einen Vertreter der Armuth schickt, verdiente er seinen Lebensunterhalt mit seiner Feder. Unermüdliche geistige Anstrengung, ein gleichsam chronischer Zorn, langes Nachtwachen erhitzten sein Blut, machten seine Augen hohl, und theilten seinem Gesichte die kränkliche Gluth und das Nervenzucken des Fiebers mit. Er ging mit seinem Leben so verschwenderisch um, wie mit dem Leben Anderer; sein ganzes Leben war ein anhaltendes, wüthendes Zwiegespräch mit der Menge. Seine demüthige, äußere Erscheinung war nur ein Aushängeschild seiner Meinungen.

Von Tag zu Tag stieg Marats Macht. Er hatte sich zum öffentlichen Ankläger der Gemeinde bis zur Nationalversammlung hinauf gemacht: er wagte Alles, was er träumte. Seine Wohnung trug — so zu sagen — den Stolz auf ihre Dürftigkeit zur Schau; es schien, als ob ihr Herr, der zuletzt allmächtig war über die Nation, den Besuchern beim Anblick seiner Armuth und Arbeit hätte sagen wollen: Betrachtet den Freund und das Vorbild des Volkes! er hat sich weder der Wohnung, noch der Sitten, noch der Furcht desselben entkleidet! — Diese Demuth war sein Wahrzeichen; aber obgleich sie zur Schau getragen ward, war sie doch nicht erheuchelt.

Er ließ weder sich, noch Anderen Ruhe. Wie von der Vorahnung seines nahen Todes erfüllt, schien er nur zu fürchten,

daß die letzte Stunde nicht allzuschnell erschiene, und ihm nicht Zeit lasse, Schuldige genug zu opfern. Mehr danach trachtend, zu tödten, als zu leben, beeilte er sich, soviel Opfer, als nur immer möglich, sich vorauszuschicken, als ebensoviele durch das Schwert gegebene Geißeln für die Vollendung der Revolution, die er ohne Feinde zurücklassen wollte.

Der Schrecken, der von dem Hause Marats ausging, kehrte dahin unter einer andern Form zurück, nemlich als fortwährende Furcht vor Ermordung. Seine Vertrauten glaubten ebensoviel Dolche über ihn gezückt zu sehen, als er über die Häupter von dreimalhunderttausend Bürgern zuckte.

Sein Name war durch sein Journal der ganzen Welt bekannt, angebetet von den Gleichgesinnten, verachtet von allen Anderen. Garat nannte ihn einen Menschen, der dem Höllenpfuhle entstammt sei, der zwar den Henkersknechten, aber nicht den Furien entronnen sei; Boileau hieß ihn ein Ekel erregendes Reptil. —

Indessen war sein Ende näher, als er selbst ahnte, und von anderer Hand, als er gedacht hatte.

Die Vorgänge in Paris mit allen ihren Schrecken und blutigen Greueln hatten mittlerweile die äußerste Aufregung in den Provinzen der Normandie hervorgerufen; der Groll gegen Marat war in der Stadt Caen bis zum glühendsten Hasse gesteigert.

Charlotte Corday fühlte alle diese Schläge, die das Vaterland trafen, tief in ihrem Herzen; sie sah Frankreichs Untergang, sie sah die Opfer, sie glaubte den Tyrannen zu sehen, und legte sich selbst den Schwur ab, die Einen zu rächen, den Andern zu strafen, Alles zu retten. Sie trug Tage lang diesen unbestimmten Entschluß mit sich umher; sie durchforschte die Menschen und Umstände, damit ihr Muth nicht getäuscht werde und ihr Blut nicht umsonst fließe.

Man beschloß, in gewaffnetem Zuge nach Paris aufzubrechen; mehr als 6000 Freiwillige waren bereits in der Stadt Caen versammelt, man hatte Heerschau über sie gehalten, ihr Muth war auf jede Weise entfacht. Charlotte sah vom Erker hinab

dem Ausmarsche zu; der Enthusiasmus der Ausrückenden entsprach dem ihrigen.

Seit dem Ausmarsche der Waffenmacht hegte sie nur einen Gedanken: ihrer Ankunft in Paris zuvor zu kommen, ihr hochherziges Leben zu schonen und ihre Vaterlandsliebe überflüssig zu machen, dadurch, daß sie vor ihnen Frankreich von der Tyrannei befreite. Das Schaffot hatte sich in Paris erhoben, Ströme Blutes flossen von der Guillotine; man sprach davon, sie bald überall in der ganzen Republik aufzurichten.

Nur durch die Macht des Henkers konnte sich die Macht Marat's und der Jakobiner halten; der Name Marat erregte Schauder, wie der Name des Todes. Für so vieles Blut wollte Charlotte das ihrige hingeben.

Die Bibel wurde ihre Lektüre. Auf ihrem Bette fand man nach ihrer Abreise nach Paris sie beim Buche Judith, der Mörderin des Holofernes, aufgeschlagen; die Stelle war mit Bleistift unterstrichen, in der die Rede davon ist, daß Judith geschmückt aus der Stadt zog, um Israel zu befreien.

Am 7. Juli 1793 reiste sie wirklich nach Argentun ab, Abschied zu nehmen von Vater und Schwester, und kehrte am selben Tage nach Caen zurück; sie täuschte dort die Zärtlichkeit ihrer Tante, wie sie ihren Vater getäuscht hatte mit dem Vorgeben, nach England zu gehen, wo befreundete Ausgewanderte ihr eine Zufluchtsstätte bereiten wollten.

Endlich am 9. Juli in früher Morgenstunde nahm sie ein kleines Bündel mit unentbehrlichen Kleidungsstücken unter den Arm, umarmte ihre Tante, und kam am zweiten Tage zu Paris an. Sie ließ sich zu einem ihr bezeichneten Gasthofe in der Rue des vieux Augustins führen. Abends 5 Uhr legte sie sich nieder und schlief in tiefem Schlummer bis zum anderen Morgen.

Sie stand auf, zog ein einfaches, aber anständiges Kleid an und begab sich zu Duperret, dem Freunde von Barbaroux, von welchem sie einen Empfehlungsbrief hatte. Er war im Convent, von wo er erst am Abend heimkehrte; seinen Töchtern händigte sie den Brief ein, und brachte den Nachmittag auf ihrem Zimmer im Gasthofe mit Lesen, Nachdenken und Beten zu. Am Abend

traf sie Duperret und wünschte von ihm zum Minister Garat geleitet zu werden, der sie nicht annahm. Sie that, als kehre sie, von Duperret dahin geführt, in ihren Gasthof zurück, ließ sich aber den Weg nach dem Palais Royal zeigen. Sie trat in den Garten ein, und sah sich unter den Gallerien nach dem Laden eines Messerschmiedes um. Sie trat hinein, wählte ein Dolchmesser mit einem Griffe von Ebenholz aus, bezahlte es mit drei Franks, verbarg es unter ihr Busentuch und ging langsamen Schrittes in den Garten zurück. Dort setzte sie sich auf eine der steinernen Bänke, die sich an die Arkaden lehnen.

Ihr erster Gedanke war gewesen, sich beim großen Bundesfeste, welches am 14. Juli auf dem Marsfelde gefeiert werden sollte, Marat zu näheren und ihn zu morden. Die Vertagung dieser Feier bis zum Siege der Republik über die Vendéer entrückte ihr den Schauplatz und das Opfer. Ihr zweiter Gedanke war bis zu diesem Augenblicke der gewesen, Marat auf der Höhe des Berges mitten im Konvent unter den Augen seiner Verehrer und Genossen nieder zu stoßen. Sie hoffte für diesen Fall selbst augenblicklich hingeopfert und durch die Volkswuth in Stücke zerrissen zu werden, ohne eine andere Spur und ein anderes Gedächtniß zu hinterlassen, als zwei Leichen und die in ihrem Blute liegende Tyrannei.

Ihren Namen in Vergessenheit zu versenken, keinen anderen Lohn zu suchen als in ihrer That selbst, ihre Schande oder ihren Ruhm aber nur ihrem Gewissen, Gott und dem Guten, das sie bewirkt hatte, anheim zu geben, das war zuletzt das Streben ihres Ehrgeizes. Aber da sie in Erfahrung brachte, daß Marat nicht mehr im Konvent erscheine, mußte sie ihr Opfer anderswo suchen, und um sich ihm zu nähern, mußte sie es täuschen.

Sie kehrte zum Gasthofe, in ihr Zimmer zurück, und schrieb ein Billet an Marat, das sie an der Thür des „Volksfreundes“ abgab.

„Ich komme von Caen. Ihre Liebe für das Vaterland läßt mich voraussetzen, daß sie gern von den unglücklichen Ereignissen in diesem Theile der Republik Kenntniß nehmen. Ich werde gegen Ein Uhr mich bei Ihnen einfinden; haben Sie die Güte,

mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu gestatten. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen."

Um die bezeichnete Stunde fand sich Charlotte ein, erhielt aber keinen Zutritt und hinterließ der Thürhüterin ein zweites, noch dringenderes Billet, worin sie sich eine Unterredung auf Morgen erbat, um ihm Geheimnisse von größter Wichtigkeit für das Heil der Republik zu offenbaren. „Ich bin unglücklich, so schloß sie, das genügt, einen Anspruch auf Ihren Patriotismus zu begründen." —

Mit größerer Sorgfalt, als sie sonst pflegte, gekleidet, verließ Charlotte des Abends 7 Uhr ihr Zimmer. Ihr weißes Kleid ward auf den Schultern durch ein seidenes Tuch bedeckt, welches unter der Brust wie ein Gürtel zurück ging und auf dem Rücken zusammengeknüpft war. Ihr Haar bedeckte eine normannische Haube, deren flatternder Spitzenbesatz an ihre Wangen schlug; ein breites grünseidenes Band hielt sie um die Schläfe fest; ihre Locken schlüpften daraus auf den Nacken herab, einige derselben fielen auf ihren Hals. Keine Bläffe des Gesichts, kein wirrer Blick, kein Zittern der Stimme verriethen an ihr den Tod, den sie mit sich trug. Unter dieser verlockenden Erscheinung klopfte sie an Marat's Thür.

Marat bewohnte das erste Stockwerk eines baufälligen Hauses der Cordeliersstraße (heut zu Tage Rue de l'école Medecine Nr. 20). Seine Wohnung bestand aus einem Vor- und einem Arbeitszimmer, das sein Licht aus einem engen Hofe erhielt, einem kleinen daranstoßenden Zimmer, in welchem seine Badewanne stand, einem Schlafgemach und einem Salon, dessen Fenster auf die Straße gingen. Die Wände waren fast ganz nackt. Die zahlreichen Arbeiten Marat's, die auf dem Fußboden über einander geschichtet waren, die noch feuchten Druckbogen der öffentlichen Blätter, die auf Tischen und Stühlen umherlagen, die unaufhörlich kommenden und gehenden Druckereifaktoren, Frauen, die beschäftigt waren, die Broschüren und Journale zu falzen und mit Adressen zu versehen, die ausgelaufenen Treppenstufen, die schlecht gesäuberten Thürschwellen — Alles deutete auf jenes unruhige Treiben und

jene Unordnung, die um einen mit Geschäften überhäuften Mann zu herrschen pflegt und auf das fortwährende Zuströmen der Bürger in das Haus eines Volksjournalisten.

Der Haushalt Marat's war der eines einfachen Handwerkers; man kennt bereits die Frau, die seinen Haushalt führte und sich Albertine Marat nannte; ihr zur Seite stand eine Magd, ein Ausläufer besorgte die Gänge außer dem Hause.

Die aufzehrende schriftstellerische Thätigkeit Marat's war durch die schleichende Krankheit, die ihn verzehrte, nicht aufgehalten worden. Bald im Bette, bald im Bade, hörte er nicht auf zu schreiben; er ließ weder sich, noch Anderen Ruhe. Der Zutritt zu ihm war untersagt, wie der Zutritt zu dem Palast eines Tyrannen.

Auch Charlotte Corday fand Schwierigkeiten; die Thürhüterin weigerte sich Anfangs, die junge Unbekannte in den Hof treten zu lassen. Ohne auf die Weigerung zu achten, stieg sie einige Stufen der Treppe hinauf; vergeblich rief die Thürsteherin sie zurück. Auf dieses Geräusch öffnete Albertine Marat die Thür und weigerte der Fremden den Eintritt in das Zimmer. Der Wortwechsel zwischen beiden Frauen drang bis zu Marat's Ohren; er vernahm aus den abgebrochenen Worten, daß die Besucherin die Fremde sei, von der er im Laufe des Tages zwei Billets erhalten. Mit starker, gebieterischer Stimme befahl er, sie einzulassen.

Albertine führte Charlotte in das kleine Gemach, worin sich Marat befand, und ließ, als sie sich zurückzog, die Thür des Corridors halb offen, um das geringste Wort und die geringste Bewegung des Kranken zu hören.

Das Gemach war schwach erleuchtet und Marat im Bade. Ein schlecht abgehobeltes Brett, das quer über der Badewanne lag, war mit Papieren, geöffneten Briefen und angefangenen Manuscripten bedeckt. Seine Rechte hielt eine Feder, deren Lauf auf dem Papiere die Ankunft der Fremden unterbrochen hatte. Neben der Wanne trug ein großer Eichenklotz ein bleiernes Schreibzeug von der plumpsten Arbeit. Er selbst in der Badewanne war mit einem schmutzigen, dintebefleckten Tuche bedeckt und hatte

nur Kopf, Schultern, den Obertheil der Brust und den rechten Arm außer dem Wasser; das Haar war mit einem Tuche umwunden.

Charlotte näherte sich der Badewanne. Stehend, mit gesenktem Blicke und herabhängenden Armen erwartete sie, daß Marat sie über die Lage der Normandie befrage. Sie beantwortete seine Fragen kurz; darauf erkundigte er sich nach den Namen der nach Caen geflüchteten Deputirten. Sie diktirte sie ihm.

Gut! sprach er, nachdem er sie aufgeschrieben, mit dem Tone eines seiner Rache sicheren Mannes, noch ehe acht Tage vorüber sind, werden sie alle zur Guillotine gehen.

Wie wenn ihre Seele eine letzte Schandthat abgewartet hätte, um sich zu entschließen, den Todesstoß zu führen, zog Charlotte bei diesen Worten das Messer aus ihrem Busen, und stieß es mit übernatürlicher Kraft bis ans Heft in Marat's Herz. Mit derselben Bewegung zog sie das blutige Messer wieder heraus und ließ es zu ihren Füßen niedergleiten.

Zu Hülfe! theure Freundin, zu Hülfe! rief der Getroffene und gab seinen Geist auf.

Auf den Hülferuf des Ermordeten stürzen Albertine, die Magd und der Ausläufer Laurent Baße ins Zimmer, sie fangen in ihren Armen den Kopf des leblosen Marat auf.

Charlotte stand unbeweglich und wie versteinert durch ihre That hinter der Fenstergardine. Die Durchsichtigkeit des Stoffes ließ bei den letzten Strahlen der Sonne den Schattenriß ihres Körpers durchscheinen. Laurent ergreift einen Stuhl, versetzt ihr einen schlecht geführten Streich über den Kopf und schlägt sie zu Boden. Albertine tritt sie wuthzitternd mit Füßen.

Bei dem Lärm dieses Auftrittes, auf das Geschrei der beiden Frauen, eilen die Hausbewohner herbei; die Nachbaren und Vorübergehenden bleiben auf der Straße stehen, steigen die Treppe herauf, überschwemmen das Zimmer, den Hof und den ganzen Stadttheil und verlangen mit wüthendem Geschrei, daß man ihnen die Mörderin preisgebe, um den Tod des Abgottes des Volkes auf seinem noch warmen Leichname zu rächen.

Die Soldaten des benachbarten Wachtpostens und die Nationalgardisten eilen herbei; die Ordnung wird in dem Tumulte wieder hergestellt; Wundärzte bemühen sich, die Blutung zu stillen; sie tragen nur eine Leiche auf sein Bett.

Charlotte hatte sich wieder erhoben. Zwei Soldaten halten ihr die Arme übers Kreuz wie mit Handschellen gefesselt, bis man Stricke brachte, ihre Hände zu binden. Das Spalier von Bayonetten, das sie umgab, vermochte kaum die Menge zurückzuhalten, welche sich unaufhörlich auf sie stürzte, sie zu zerreißen. Geberden, drohend erhobene Fäuste, Stöcke, Säbel, drohten ihr hundertfachen Tod.

Werft mich diesen Rasenden hin! sagte Charlotte zu den Soldaten, die sie schützten; da sie ihn beklagen, sind sie würdig, meine Henker zu sein. Und ein anderes Mal: Ihr Leute, ihr wollt meinen Tod, und ihr solltet mir einen Altar errichten, weil ich Euch von einem Ungeheuer befreite.

Noch wüthendere Geberden, noch drohendere Verwünschungen riefen diese Worte Charlottes hervor. Da trat der Commissar des Stadtviertels mit Wache ein, nahm das Protokoll über den Mord auf, und ließ die Mörderin in den Salon Marat's führen, um ihr Verhör zu beginnen.

Ruhig, klar, überlegt, mit fester, volltönender Stimme, in der man keinen anderen Ausdruck vernahm, als den einer stolzen Genugthuung über die verübte That, gab sie Antwort auf alle Fragen. Sie ward sodann nach dem Gefängnisse der Abtei in einem Miethwagen gebracht, die Arme mit Stricken gefesselt. Die Menge füllte die Straße, Kopf an Kopf gedrängt, ihre dumpfe Gährung, von Zeit zu Zeit durch Geschrei und Wuthausbrüche unterbrochen, kündigte die Rachelust an, und erschwerte die Uebersiedlung. In dem Augenblicke, wo Charlotte die Schwelle des Hauses überschritt, um auf den Wagentritt zu steigen, strömte das Volk mit solchem Geheul um die Räder heran, daß es kaum zurückgehalten ward.

Ein zweites Verhör begann alsogleich in der Abtei; es währte bis tief in die Nacht. Man hielt ihr das Messer vor.

Kennen Sie dieses Messer? —

Ja.

Was hat Sie zu diesem Verbrechen vermocht? —

Ich sah den Bürgerkrieg bereit, Frankreich zu zerreißen, überzeugt, daß Marat die Hauptursache der Gefahren und des Unglücks des Vaterlandes sei, habe ich mein Leben gegen das seine zum Opfer gebracht, um mein Vaterland zu retten.

Nennen Sie uns die Personen, die Ihnen diese abscheuliche Schandthat angerathen haben, auf die Sie unmöglich selbst verfallen sein würden!

Niemand hat meinen Plan gekannt. Keiner hat meinen Plan auch nur ahnen können.

Haben Sie nicht Caen verlassen mit der Absicht, Marat zu morden?

Ich bin nur deshalb abgereist.

Woher haben Sie sich die Waffe verschafft? — Welche Personen sahen Sie in Paris? — Was haben Sie seit dem Tage Ihrer Ankunft hieselbst gemacht? —

Alle diese Fragen beantwortete Sie der Wahrheit gemäß.

Haben Sie nicht nach der That zu fliehen gesucht? —

Ich würde durch die Thür entwichen sein, wenn man sich mir dort nicht entgegengestellt hätte.

Man brachte die Verbrecherin in den Kerker, sie ward Tag und Nacht von zwei Gensdarmen bewacht. Das Verhör durch den Präsidenten des Revolutionstribunals Montané begann am 16. Juli. Er versuchte sie zu retten, gerührt von soviel Schönheit und Jugend und überzeugt von der Wahrheit ihres Fanatismus, indem er ihr die Fragen so stellte und ihr stillschweigend Antworten so unterzuschieben versuchte, daß dadurch die Richter zu dem Schlusse auf Wahnsinn geführt würden. Aber Charlotte vereitelte Alles; sie rühmte sich der That.

Sie ward in die Conciergerie abgeführt und schrieb, durch die Nachsicht des Gefangnenwärters in Besitz von Schreibmaterialien versetzt, ihrem Vater.

Verzeihen Sie mir, so lautete ihr Brief, über mein Schicksal verfügt zu haben, ohne Ihre Erlaubniß. Ich habe viele unschuldige Opfer gerächt, vielem andern Unheil bin ich zuvor gekommen.

Das Volk wird, eines Tages zu anderer Ansicht gelangt, sich freuen, von einem Tyrannen erlöst zu sein. Vergessen Sie nicht jenen Vers Corneille's:

„Nicht das Schaffot, das Laster macht die Schande.“

Früh am anderen Tage um 8 Uhr wurde sie von Gensdarmen vor das Revolutionstribunal gebracht. Sie ordnete Haar und Anzug. Eine unermeßliche Menge Zuschauer war in dem Sitzungssaale versammelt. Beim Herannahen der Angeklagten erhob sich ein dumpfer Lärm wie ein Fluch über ihren Namen aus der Mitte der Versammlung, indeß verwandelte sich dieses Gemurmel des Zorns alsbald in eine Aeußerung der Theilnahme und Bewunderung, als sie kaum das Gedränge durchschritten und den Glanz ihrer Schönheit in Aller Augen strahlen ließ.

Ihre Züge, die durch die Feierlichkei tdes Augenblicks gehoben, durch die innere Bewegung gefärbt, durch die mädchenhafte Verwirrung, welche sie so vielen auf sie gerichteten Blicken gegenüber erfaßte, verlegen und durch die Größe des Verbrechens selbst, das sie in ihrer Seele und auf ihrer Stirn trug wie eine Tugend, wieder veredelt wurden, vereint mit Stolz und Bescheidenheit, gaben ihrem Gesichte einen mit Entsetzen gepaarten Reiz.

Sie ließ sich auf die Bank der Angeklagten nieder, und erwiderte auf die Frage nach ihrem Vertheidiger, daß sie dazu einen Freund gewählt habe, ihn aber nicht anwesend sehe, weshalb sie vermuthe, es habe ihm an Muth gefehlt.

Der Präsident gab ihr daher den jungen Chauveau-Lagarde zum Vertheidiger von Amtswegen, berühmt durch seine Vertheidigung der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Der erwählte Vertheidiger nahm seinen Sitz im Barreau ein.

Die Anklage warf ihr vor, den Stoß von unten nach oben geführt zu haben, damit er sicherer sei, und sagte zu ihr, sie müsse sich ohne Zweifel zuvor geübt haben. Bei dieser Beschuldigung stieß sie einen Schrei der Schaam aus.

O, über das Ungeheuer! rief sie, er betrachtet mich wie einen Mörder.

Eine Reihe von Fragen legte ihr nach Beendigung der Anklage der Präsident vor; sie gestand offen ihre That.

Wer hat Ihnen soviel Haß gegen Marat eingeflößt? —

Ich bedurfte nicht des Hasses Anderer, ich hatte genug an dem meinigen; übrigens vollführt man schlecht, was man nicht selbst bei sich beschlossen hat.

Was haßten Sie an ihm? —

Seine Verbrechen.

Was hofften Sie, als Sie ihm den Tod gaben? —

Meinem Vaterlande den Frieden wieder zu geben.

Glaubten Sie also, alle Marat's ermordet zu haben? —

Ist dieser todt, so werden die Anderen vielleicht zittern.

Man legte ihr das Messer zur Anerkennung vor. Sie stieß es mit einer Geberde des Ekels von sich.

Ja, sagte sie, ich erkenne es an! Ich habe einen Menschen getödtet, um Hunderttausende zu retten. Ich war Republikanerin schon vor der Revolution.

Der öffentliche Ankläger widerholte kurz die Verhandlungen und trug auf den Tod an.

Der Vertheidiger erhob sich.

Die Angeklagte, begann er, ist des Verbrechens geständig und seiner langen Vorüberlegung, und der belastendsten Umstände desselben. Dies ist ihre ganze Vertheidigung, Bürger! Diese unerschütterliche Ruhe, diese vollständige Verleugnung ihrer selbst, die keine Gewissensbisse im Angesichte des Todes verräth, die, unter einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, erhaben sind, sind nicht natürlich. Sie finden ihre Erklärung nur in dem überspanntesten politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand drückte. An Euch, Bürger, ist es, zu beurtheilen, mit welchem Gewichte ein so unerschütterlicher Fanatismus in die Wagschale der Gerechtigkeit fallen muß. Ich überlasse dies Eurem Gewissen! —

Die Geschworenen sprachen einstimmig das Schuldig aus.

Ohne Erbleichen vernahm sie das Todesurtheil.

Auf des Präsidenten Frage: ob sie über die Art der Strafe die man ihr auferlegte, etwas vorzubringen habe, verschmähte sie die Antwort.

Sie näherte sich ihrem Vertheidiger, und sagte mit durchdringender und sanfter Stimme zu ihm:

Mein Herr, Sie haben mich vertheidigt, wie ich es wünsche; ich danke Ihnen dafür. Ich bin Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit und Achtung schuldig; ich biete Ihnen einen, der Ihrer würdig ist. Diese Herren, indem sie auf die Richter zeigte, haben so eben die Confiskation meines Vermögens ausgesprochen; ich schulde noch etwas im Gefängnisse, ich vermache Ihnen diese Schuld, selbe für mich zu bezahlen.

Bei ihrer Rückkehr in die Conciergerie, aus der sie in wenigen Augenblicken das Schaffot besteigen sollte, lächelte Charlotte Corday ihren Kerkergenossen zu, die in den Gängen standen, um sie vorübergehen zu sehen.

Ich hatte gehofft, sprach sie zu dem Schließer, daß wir noch einmal zusammen frühstücken würden, aber die Richter haben mich so lange aufgehalten, daß Sie mir verzeihen müssen, mein Wort gebrochen zu haben.

Der Henker trat ein.

Sie bat ihn um eine Minute, einen begonnenen Brief zu vollenden. Er war an jenen Freund gerichtet, den sie vergeblich zu ihrer Vertheidigung aufgefordert zu haben glaubte; indeß war die Ansicht Charlottes irrig, indem er nicht in Paris anwesend war und ihre schriftliche Aufforderung nicht erhalten hatte.

Charlotte erhob sich von ihrem Sitze. Sie bemerkte die Scheere in der Hand des Henkers und das rothe Hemd, welches er über dem Arme trug. Sie erbleichte und schauderte darob.

Wie — schon jetzt! rief sie unwillkürlich aus.

Sie faßte sich indeß bald, nahm dem Henker die Scheere aus der Hand, schnitt eine Locke von ihrem dunkelblonden Haare, das unter der Haube hervordrang und überreichte sie einem Künstler, der ihr Bildniß gemalt hatte. Man bemerkte Thränen in ihre Augen steigen.

Ein Geistlicher erschien, um ihr die Tröstungen der Religion anzubieten.

Statten sie denjenigen, begann sie zu ihm, welche die Aufmerksamkeit hatten, Sie zu mir zu entsenden, meinen Dank ab; aber ich bedarf Ihres Dienstes nicht; das Blut, das ich vergoß,

und mein Blut, das ich jetzt vergießen werde, sind die einzigen Opfer, die ich dem Ewigen bieten kann.

Der Henker schnitt ihr das Haar ab, band ihr die Hände und bekleidete sie mit dem Armsünderhemde.

Diese Todestoilette, sagte sie lächelnd, ist von etwas rauhen Händen gemacht, aber sie geleitet zur Unsterblichkeit.

Sie hob das abgeschnittene lange Haar vom Boden auf, betrachtete es und gab es der Frau des Gefängnißaufsehers.

In dem Augenblicke, wo sie auf den Karren stieg, um zum Schaffot zu fahren, brach ein Gewitter über Paris aus; aber weder Blitze noch Regenguß zerstreuten die Menge, welche Plätze, Straßen und Brücken, worüber der Zug ging, bedeckte. Schaaren wüthender Weiber verfolgten den Karren mit ihren Verwünschungen.

Unempfindlich gegen diese Schmähungen ließ Charlotte ihren glänzenden Blick voll Heiterkeit und Mitleid über das Volk gleiten.

Der Himmel hatte sich wiederum aufgeklärt. Die vom Regen genäßte Kleidung, die eng an ihre Glieder anschloß, ließ durch die feuchte Wolle die reizenden Umrisse ihres Körpers durchschimmern, wie bei einer aus dem Bade steigenden Frau. Ihre auf dem Rücken gebundenen Hände zwangen sie, den Kopf hoch zu tragen. Dieser Zwang der Muskeln gab ihrer Haltung mehr Festigkeit und ließ die Wellenlinien ihres Wuchses hervortreten.

Die untergehende Sonne umgab mit ihren Strahlen ihr Haupt wie mit einem Heiligenscheine; die lebhafte Farbe ihrer Wangen wurde noch mehr durch den Widerschein des rothen Anzuges gehoben und verliehen ihrem Gesichte einen hellen Glanz: sie glich der befriedigten und verklärten Rache des Himmels. —

Der Richtplatz war erreicht, der Karren hielt still. Charlotte erbleichte, als sie die Guillotine, das Werkzeug der Hinrichtung, erblickte; aber schnell röthete sich ihre Wange wieder, und sie stieg die schlüpfrigen Stufen des Schaffots mit so sicherem und leichtem Schritte hinan, als es das schleppende Hemd und die gebundenen Hände gestatteten.

Als der Henker, um ihren Hals frei zu machen, das Tuch abriß, das ihn verhüllte, bewegte sie die verletzte Schaam mehr, als die Nähe des Todes. Aber schnell gewann sie ihre Seelen=

heiterkeit wieder und legte mit fast freudigem Aufschwunge zur Ewigkeit ihren Hals selbst unter das Beil. Ihr Kopf fiel und prallte zurück. Da ergriff einer der Henkersknechte ihn mit der einen Hand und schlug ihn mit der anderen.

Die Dichtkunst aller Völker bemächtigte sich des Namens: Charlotte Corday, der Deutsche Klopstock feierte den „Engel des Mordes“ in einer Ode; „denn sie starb für das Vaterland.“ Und Jean Paul errichtete ihr, ihre That als eine nachahmungswürdige Heldenthat, nicht nach Gefühlen, sondern nach Prinzipien vertheidigend, ein glänzendes Denkmal in seiner geistreichen Weise.

Also waren Leben und Ende Marat's, also Leben und Tod Charlotte Corday's!

# XXIV.

# Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden

## vom Ketzergericht zu Köln zum Feuertode verdammt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

### Ein Ketzerprozeß des Jahres 1529.

---

An einem Herbsttage des Jahres **1527** trat in den Dom zu Köln ein junger Mann, als gerade am Hochaltare Messe gehalten wurde. Festen, raschen Ganges schritt er durch die weiten Hallen und darauf die Stufen des Altars hinauf. Hier stellte er sich während des Gottesdienstes hin, den Hut trotzig auf dem Kopf behaltend, den Rücken gegen das Allerheiligste gekehrt. Und als jetzt der Priester am Altare die Hostie in die Höhe hob und der Meßner die Klingel ertönen ließ und Alle in Andacht auf die Knie niederfielen, da stand der Fremde allein aufrecht da, zuckte mitleidig die Achseln, seufzte tief und spie aus.

Dessen nahm sich — wie ein alter Druck, worin dieser Vorgang und sein weiterer Verlauf erzählt wird, berichtet — Jedermann, so Laien wie Priester, Wunder; jedoch fragte ihn Niemand; auch ließ man ihn ungehindert nach der Messe im Dom umhergehen. Inzwischen eilte man zum Gerichtshalter und zeigte ihm den Frevel an, der ihn dann sogleich, als er aus dem Dome ging und die Straße betrat, ergreifen und vor sich bringen ließ.

Der Ergriffene war ein junger Gelehrter, Peter Fliesteden mit Namen, aus einem Dorfe gleichen Namens unweit Cleve gebürtig. Der neuen Lehre Luthers zugethan, hatte er sich nach

Köln begeben, um hier auch Andere für das Werk der Reformation zu gewinnen.

Das Mittel, welches er dazu wählte, war freilich nicht das rechte; aber es zeugte von dem hohen Muthe und der kräftigen Ueberzeugung, die ihn beseelte. Im Verhöre gestand er offen und sonder Hehl die Absicht seines Erscheinens im Dome, er habe seine Meinung, daß er den Meßdienst für eine Abgötterei halte, vor allem Volk an den Tag legen wollen. Er wurde in den Kerker geworfen.

Kurz darauf erhielt er einen Kerkergenossen in der Person Adolf Clarenbachs, eines bekannten Verkündigers der evangelischen Lehre, der nach Köln gekommen war, um einen Freund und Glaubensgnossen, der vor das geistliche Gericht zur Verantwortung geladen, zu vertheidigen, indeß zur Haft gebracht wurde.

Beiden Ketzergenossen stand der Ketzerprozeß bevor. —

Ketzer nannte die christliche Kirche früherer Zeit alle diejenigen Christen, welche von ihren Glaubenssatzungen abwichen, und ebenso auch seit dem sechszehnten Jahrhundert und der Reformation die katholische Kirche alle Anhänger der Lehre Luthers. Vor Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion bestrafte man die Abtrünnigen mit dem Kirchenbann, wodurch sie von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurden. Constantin der Große ließ indeß neben dem von den Bischöfen verhängten Bann Landesverweisung, Verlust der bürgerlichen Rechte gegen die Ketzer und Verbrennen der, ketzerische Absichten enthaltenden, Schriften eintreten. Priscillian war der Erste, der der Ketzerei halber auf der Synode zu Trier im Jahre 385 zum Feuertode verurtheilt ward. Seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts wurden fast in allen Ländern der Christenheit Ketzergerichte und Ketzermeister bestellt.

Die Reaktion gegen die Lehre Luthers durch Glaubensverfolgung, Ketzergerichte, Inquisitionstribunale und Hexenprozesse begann überall; mit rasendem Fanatismus und glühendem Hasse ging man zu Werke. Sonder Wahl griff man zu jedem Mittel, welches Erfolg zu versprechen schien.

Was Censur, Preßknechtschaft und Bücherverbote nicht vermocht hatten, das sollten Feuer und Schwert thun. Frankreichs

Boden triefte vom Blute der Bartholomäusnacht; die Inquisition errichtete ihre Bluttribunale in Spanien und Italien, die Ketzergerichte ihre Scheiterhaufen in Deutschland, und das „Recht" verübte ungestraft Justizmorde.

Deutschlands erster Ketzermeister war Konrad von Marburg im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts. Huß und Hironymus von Prag starben den Märtyrer- und Flammentod mehr als hundert Jahre vor Luthers Auftreten, und später flackerten auf deutschem Boden die Scheiterhaufen der Ketzermeister lichterloh als vermeintliche radicale Mittel gegen die Reformation. Die Kirche ließ „in ihrer Milde" die Ketzer verbrennen, weil sie kein Blut vergießen mochte („quia Ecclesia non novit sanguinem"). So förderte die Heuchelei der Pfaffen die grausamste Todesstrafe.

Als erste Blutzeugen des lutherischen Glaubensbekenntnisses starben den Feuertod im Jahre 1523 zwei junge Augustinermönche aus Amersfort zu Brüssel, Heinrich Voes und Johann Esche. Da stimmte Luther, „die Wittenbergisch Nachtigall, so man jetzt höret überall", wie der Nürnberger Dichter Hans Sachs von ihm sang, zu Ehren und zum Gedächtniß der ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens das Lied an:

Ein neues Lied will heben an,
Das walt Gott, unser Herre!
Zu singen, was er hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre,
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben
Hat er sein' Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub, noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden,
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit Aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Der Fanatismus begann in Deutschland zu wüthen und forderte blutige Opfer. Vor Allen hatte er in den Ringmauern „der hilligen Stadt Köllen“ seinen Sitz und Heerd. Die dortige Hochschule war das Centrum, von welchem aus in Nord-Deutschland die Verfolgungen Andersglaubender und Andersdenker hauptsächlich ausgingen. Hier wüthete die Rotte der Zeloten, der obscuren Scholastik, an ihrer Spitze Jakob Hoogstraaten, Prior des Dominikanerklosters zu Köln, Ketzermeister der Stifter Mainz, Trier und Köln, Konrad Cöllin von Ulm und Arnold Tongern, Canonikus daselbst. Diese Drei fochten im Verein mit dem getauften Juden Pfefferkorn, der in seinem 50. Lebensjahre Glauben, Weib und Kind verließ und sich taufen ließ, an der Spitze der Reaktion. Hoogstraaten hatte gleich im Beginn des Auftretens Luthers den Rath gegeben, den Wittenberger Augustinermönch zu verbrennen; die Hochschule Kölns donnerte zuerst den Bannfluch gegen ihn und opferte seine Schriften dem Feuertode. Und bald darauf begannen die Ketzerriecherei und Ketzerverfolgung in Köln, und als erste Opfer endeten dort auf dem Scheiterhaufen Peter Fliesteden und Adolf Clarenbach 1529, weil sie „mit der Lutherischen Lehre im Gerücht waren“.*)

Adolf Clarenbach war einer der ersten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, „welche in Westfalen und am Niederrhein für die Ausbreitung der Reformation wirkten.“ Im Beginne des 16. Jahrhunderts auf dem Buscherhofe bei Lüttringhausen im Bergischen als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, begann er seine Studien auf der damals berühmten Domschule zu Münster, und

---

*) Drei alte Drucke enthalten den Ketzerprozeß wider jene beiden ersten Opfer der deutschen Ketzermeister im funfzehnten Jahrhundert; der eine führt den Titel: Acta Adolphi Clarenbach 1537 (ohne Druckort). Der andere: Wahrhaftige Historia von den wohlgelarten und bestendigen Männern Adolpho Clarenbach und Peter Fliesteden. Neu auf vieler Christen Bitt gedruckt. Wittenberg 1560. Die dritte Schrift führt den Titel: Ernstliche Handlung zwischen den hochgelarten Doktorn in der Gottheit, als man sie zu Cöln nennt, oder Ketzermeister und einem Gefangenen, genannt Adolf Clarenbach 1529.

studirte darauf Theologie auf der Universität Köln, wo er mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen sich die akademische Würde eines Doktors der Theologie erwarb, ohne jedoch, da er sich für das gelehrte Schulfach bestimmte, in den geistlichen Stand zu treten. Höchst unterrichtet und mit einer von seinen Zeitgenossen sehr gerühmten Beredtsamkeit, vereinte er einen frommen Sinn und den Vorzug einer angenehmen äußeren Erscheinung, und fesselte also nach allen Seiten hin.

In Westphalen reichen die ersten Spuren kirchlicher Bewegungen im Sinne der Reformation nicht über das Jahr 1523 hinaus. Sie fanden in der Stadt Münster zuerst statt, und es war hier der jüngere Nachwuchs der Partei der Wissenschaftsförderer (Humanisten), der für die neue Lehre in die Schranken trat.

Mehrere Lehrer an den städtischen Kirchspielsschulen Münster's, Adolph Clarenbach an der Spitze, begannen hier zuerst neben und nacheinander sich durch besonderen Eifer für die kirchliche Neuerung bemerkbar zu machen und in ihrem Sinne zu lehren.

Die „Zeyttungen“ und „fliegenden Blätter“ zuerst, dann Luther's Flugschriften selbst, die der literarische und kaufmännische Verkehr in einzelnen Exemplaren auch hieher gebracht hatte, entzündeten und begeisterten durch die Gewalt seiner Beredtsamkeit alle Köpfe und Herzen, um wieviel mehr die der Genossen der für Fortschritt und Freiheit des Geistes, Glaubens und Gewissens erweckten, strebenden gelehrten Welt.

Namentlich hat sich Clarenbach, der geistig ausgezeichnetste unter ihnen, während der Jahre 1520 und 1523 Konrektor an der Ludgerischule zu Münster, sonder Rückhalt wider Heiligenverehrung, Fegefeuer und Ablaß ausgesprochen. Der drohenden Strafe und Gefährdung seiner persönlichen Freiheit entzog er sich im Jahre 1523 durch die Flucht nach Wesel, wo er sofort als Lehrer bei der Stadtschule eintrat.

Hier traf er als Geistes-, Glaubens- und Gefängnißgenossen in dem nahegelegenen Dorfe Büderich den Augustinermönch Tendering und den Kapellan Klopreis, sowie in der Stadt den Kapellan Clemens von Rade vorm Walde an der Matenakirche und den früheren Observantenmönch Dr. Verken an. Seine refor-

matorische Thätigkeit trat alsbald in einem so bedeutenden Grade in die Oeffentlichkeit, daß das Gerücht davon bis nach Köln hinüber laut wurde, und der Kölnische Official darüber beim Herzoge von Cleve Beschwerde erhob. Mehrmals wurden herzogliche Mahnschreiben an die Stadt erlassen mit dem Befehle, keine Glaubensneuerer in ihren Mauern zu dulden.

In Wesel mit einem Minoritenmönch über eine von ihm gehaltene Predigt in einen theologischen Streit gerathen, forderte er ihn nach damaligem Gebrauche zu einer öffentlichen Disputation auf. Nach einer Nachricht soll er darin den Sieg davon getragen haben, nach einer anderen der Magistrat der Stadt Beiden das öffentliche Auftreten verboten haben, um den Frieden und die kirchliche Eintracht aufrecht zu erhalten. Wie aber auch der Streit mit dem Mönch geendet haben mag, die Sache war ruchbar im Lande geworden, und Clarenbach wurde gleich darauf bei dem Official Dr. Arnold Broichschmidt zu Köln als Ketzer angeklagt, seines Amtes entsetzt und gezwungen, Wesel zu verlassen.

Er begab sich zu seinem gleichgesinnten Freunde, dem Kapellan Klopreis im nahegelegenen Büderich, und als auch dieser bald darauf seiner Grundsätze halber vertrieben ward, nach Osnabrück.

Ohne öffentliches Amt eröffnete er dort im Sommer 1526 Privatvorlesungen über das Evangelium Johannes und Melanchton's Dialektik; auch in der Schule zu Osnabrück gab er außerordentlichen Unterricht.

Aber auch hier fand er keine bleibende Stätte, sondern wurde im März 1527 auf Antrag des Domkapitels von dem Fürstbischof aus der Stadt verbannt. Um Ostern kehrte er in seine Heimath zurück, blieb dort den ganzen Sommer hindurch, und wirkte für die lutherische Lehre sowohl dort, als auch in den benachbarten Orten.

Godert von Ketteler, Ritter und Droste zu Elberfeld, trat offen gegen ihn auf und drohte: „wenn Clarenbach sich noch einmal in Elberfeld sehen lasse, wolle er einen solchen Gang mit ihm gehen, daß er das Wiederkommen vergessen werde“, und Graf Franz von Waldeck, Domherr in Köln und Amtmann der Bijenburg, ließ in der Kirche zu Lüttringhausen öffentlich verkün-

digen, „daß er sein Gebiet und Amt nicht wieder betreten solle; würde er darin ertappt, so solle die Bijenburg seine Wohnung werden."

Solche Drohungen vermochten Clarenbach, seine Heimath zu verlassen. Er verließ Lüttringhausen. Ein halbes Jahr nachher war er mit seinem Freunde Klopreis in Köln, wohin Clarenbach ihn, der von dem geistlichen Gerichte daselbst verhört werden sollte, begleitet hatte. Klopreis nämlich, der schon einmal wegen Ketzerei in Untersuchung gewesen, auf seinen Widerruf aber der Haft entlassen war, hatte nicht lange nachher aufs Neue in Büderich Lehren gepredigt, welche den geistlichen Behörden Kölns nicht gefielen. Er wurde daher abermals vorgeladen oder, was wahrscheinlicher ist, gefänglich dahin abgeführt.

Dahin war ihm Clarenbach gefolgt, um ihn mit seiner Beredtsamkeit vor dem geistlichen Gerichte zu vertheidigen. Allein diese Freundesabsicht führte ihn selbst vor seinen Richter. Denn, als er seinen Freund, der, von den Gerichtsdienern begleitet, ins Gefängniß geführt ward, auf der Straße ansprach und ihm Muth einredete, wurde er selbst angehalten, festgenommen und ins Gefängniß geworfen. Klopreis fand alsbald Gelegenheit, der Haft zu entfliehen; er entrann für diesmal, begab sich späterhin nach Münster, ward dort von den Wiedertäufern verleitet, als Abgesandter derselben zu Warendorf verhaftet, und endete sechs Jahre später als Clarenbach auf dem Scheiterhaufen.

Clarenbach blieb zu Köln in Haft, der Ketzerprozeß wurde gegen ihn eingeleitet. Am Montage in der Palmwoche 1529 kam er zum erstenmale ins Verhör. Unter seinen Richtern befanden sich die Ketzermeister Jakob Hoogstraten, Konrad Cöllin und Arnold von Tongern.

Von vorn herein widersetzte sich Clarenbach jeder Verurtheilung durch diese Richter, indem er wiederholt erklärte, er sei kein Geistlicher, und müsse und wolle nicht von Geistlichen gerichtet werden; man könne ihn als Laien nur vor ein weltliches Gericht stellen. Auch bringe es das kaiserliche Recht mit sich, daß dem Verklagten, der verhört werden solle, seine Kläger gegenüber gestellt würden. Er begehre deshalb, man wolle auch ihm, den

Rechten gemäß, seinen Kläger bringen, damit er Fuß bei Fuß stelle und Mund an Mund.

Diese Erklärungen fanden indeß keinen Eingang. Er sei, hieß es, mit der neuen lutherischen Lehre im Gerücht, und in diesem Falle brauche das Verfahren, von dem er rede, nicht angewandt zu werden, sondern man müsse mit ihm einen anderen Weg gehen. Welchen Weg? das zu entscheiden, seien die hochwürdigen Herren, die Geistlichen da.

Clarenbach mußte sich fügen, sein Protest half ihm nicht. Als ihm nun gleich darauf die geistlichen Beisitzer des Gerichts mit theologischen Fragen zusetzten, suchte er ihnen anfangs mit allgemeinen Antworten auszuweichen, allein man drang immer schärfer in ihn.

So fragte man: ob er glaube, daß der Papst ein Haupt der Kirche sei? Er erwiderte: da ich wegen des Glaubens versucht und gefragt werde, so sage ich: ich glaube, was die heilige allgemeine Kirche glaubt, diese glaubt aber nichts Anderes, als was die Glaubensartikel besagen; also glaube ich auch nichts Anderes.

Mit dieser Antwort war Arnold von Tongern nicht zufrieden und forderte eine bestimmte Erklärung.

Clarenbach versetzte: Anders, als ich gethan, kann ich darüber nicht sogleich antworten. Ich habe über den Gegenstand eben nicht studirt und Bücher nachgelesen, daß ich gleich das Rechte bei der Hand hätte, was auf Eure Frage zu sagen wäre. Ihr, hochwürdige Herren, habt Euch aber lange besonnen und obendrein aufgeschrieben, was Ihr mich fragen wollt.

Hierauf wandte sich der Ketzermeister an den Protokollführer mit den Worten: „Herr Notarii, schryfft: Noluit respondere" (schreibt: er hat nicht antworten wollen; das Protokoll wurde nämlich in lateinischer Sprache geführt).

Da es aber dem Ketzermeister gar sehr um eine bestimmte Erklärung zu thun war, so ward zum dritten Mal die Frage gestellt: Ob er glaube, daß der Pabst ein Haupt der Kirche sei?

Clarenbach beantwortete diese Frage mit Nein und dem Zusatze: denn ich glaube, daß Christus ein Haupt der heiligen Kirche ist; wäre nun der Pabst auch ein solches Haupt, so wäre die Kirche ein Monstrum mit zwei Köpfen," worüber einer der geistlichen Beisitzer dermaßen erschrak, daß er ausrief: „Jh, wat seyt gy, dar nehm ich nit diese Kammer voll Gülden, dat ich dat seg."

Es kam zu einigen anderen Fragen, und endlich verlangte man von Clarenbach einen Eid, daß er über alle Artikel, die man ihm vorlegen werde, nach der Wahrheit schriftlich Erklärung abgeben solle.

Clarenbach aber weigerte sich derselben; die Wahrheit wolle er ihnen aufschreiben, aber ohne andere Gewähr als die seines Ja und Nein, darüber dürfe er nicht thun, er halte einen Eid für unerlaubt, weil er ganz unnöthig sei, denn derselbe sei wider Recht und löblichen Gerichtsgebrauch der ehrsamen, würdigen Herren vom Rathe zu Köln. Nur von ihnen wolle er gerichtet werden.

Er ward bei dieser Weigerung in seine Haft entlassen, nach drei Wochen wieder ins Verhör genommen, bei seiner ferneren Weigerung des Eides aufs Neue abgeführt, nach neuen zehn Wochen abermals ins Verhör gebracht und mit der Frage empfangen: Ihr wollt also durchaus nicht schwören, seid ihr aber bereit zu thun, wozu ihr Euch erboten habt, nämlich die Wahrheit zu bekennen auf Ja und Nein? —

Dazu bin ich bereit, entgegnete Clarenbach, aber weil ich über die Fragen und Artikel, die ihr mir vorlegen werdet, nicht nachgedacht, so bitte ich armer Gefangener demüthig und um Gotteswillen, Ihr mögt sie schriftlich mir übergeben und mir Zeit gönnen, reiflich nachzudenken und meine Antworten nieder zu schreiben. Das, denke ich, möchte mir nach den Rechten wohl gebühren.

Nein, fuhr ihn der Richter an, Ihr müßt mit lebendiger Stimme antworten; so bringt's unser Brauch mit sich. Und Tongern begann darauf:

Zum Ersten fragen wir Euch, ob Ihr auch kennt einen Mann, der Martin Luther heißt? —

Von Angesicht kenne ich ihn nicht; sonst habe ich viel von ihm gehört. —

Habt Ihr je gewünscht, daß Luther's Schriften vertheidigt und verbreitet würden? —

Ja, insofern sie mit dem Evangelio übereinstimmen, sonst nicht.

Habt Ihr Luther's Bücher gelesen? — Ja, etliche.

Habt Ihr sie gut geheißen?

Ja, insofern sie mit Gottes Wort übereinkommen.

Habt Ihr Luther für einen Heiligen oder Gerechten gehalten, den man als solchen erheben solle?

Ich bin über ihn nicht zum Richter gesetzt, sondern Christus allein, der uns mit ihm richten wird.

Habt Ihr besessen oder besitzt Ihr noch irgend Traktate oder Briefe von ihm oder einem Schüler herausgegeben?

Ja, und zwar um das Gute, was darin stände, heraus zu nehmen, das Böse aber vorbei zu lassen nach Pauli Spruch: Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Habt Ihr selbst auch Schriften nach der Lehre Luther's geschrieben und unter Eurem oder anderen Namen gemein gemacht?

Ich habe Episteln geschrieben nach der Lehre des Evangelii Christi; diese Lehre halte ich allein für gut, und wo Luther sie auch hat, da halt ich's mit ihm, nicht um seinet-, sondern um der Lehre willen.

Kennt Ihr Personen, die Luther's Schriften haben?

Ja, wohl Tausende, die ich nicht Alle nennen kann.

Hierauf begann das Verhör mit Fragen über Kirchengebräuche, Weihwasser, Salz, Kerzen, Palmen, Abendmahl, Beichte, Absolution, Fegfeuer, Verehrung der Jungfrau und Heiligen, welche

Clarenbach frei, offen und ohne Rückhalt im Sinne Luther's beantwortete. Es ward ihm vorgehalten, und er mußte es als richtig anerkennen, daß Luther's Lehre durch den Pabst verdammt sei, daß Kurfürst Hermann in demselben Jahre ein Mandat gegen seine Lehren und Bücher erlassen, daß dasselbe in allen Kirchspielen bekannt gemacht, und daß Clarenbach seit dieser Zeit in Städten gewohnt habe, die zum Erzstifte Köln gehörten.

Darauf wurde ihm erst eine Reihe von Aeußerungen und Thatsachen, die er sich in kirchlichen Dingen habe zu Schulden kommen lassen, vorgehalten.

Theils gestand er sie zu, theils verwarf er sie als entstellt und erdichtet.

Er leugnete nicht die Verbreitung des neuen Testaments in deutscher Sprache durch ihn unter seinen Freunden, aber er leugnete, daß er seine Schüler zu Münster dazu vermocht, die Heiligenbilder und Kreuze auf den Gräbern nieder zu werfen. Ebenso erklärte er es für unwahr, daß er seine Schüler zu Osnabrück veranlaßt habe, das Bild der Jungfrau Maria an den Schandpfahl zu hängen und dergleichen mehr.

Als das Verhör geendet, verlangte Clarenbach, der Notar möge niederschreiben, es sei in ihn gedrungen, schnell und unvorbereitet zu antworten, in solchem Uebereilen möge ein Mensch wohl irren; hätte er geirrt, so möge man ihn unterrichten und aus der Bibel überzeugen. Man führte ihn ins Gefängniß, und kam nach sechs Wochen zu ihm, daß er 23 Artikel, die man als Ketzerlehren aus den Verhörsprotokollen ausgehoben hatte, widerrufe; dessen weigerte er sich aber. Drei und zwanzig Wochen lang blieb er wieder im Kerker, bis endlich das Urtheil gesprochen wurde.

Das Gericht trat am 25. Mai wieder zusammen in öffentlicher Sitzung, die Sentenz bei offenen Thüren zu sprechen. Man forderte ihn auf, abzulassen von seinen Irrthümern und sich der Kirche wieder zu unterwerfen. Clarenbach wandte sich, statt Antwort zu geben, an die Zuschauer, und begann den Gang

seines Prozesses zu erzählen. Lange ließ man ihn reden, bis Tongern ihn nochmals zur Beantwortung seiner Frage aufforderte; im Nichtbeantwortungsfalle werde das Urtheil verkündigt.

Vergebens rief das Volk, ihm das Wort zu gönnen. Da rief er noch einmal mit lauter Stimme: er appellire an den Kaiser, wie auch Paulus sich auf ihn berufen habe. Man ging nicht darauf ein. Da wollte er sich, vielleicht auf des Volkes Hülfe vertrauend, entfernen.

Lebt wohl! sprach er, und die Gerichtsdiener ließen ihn ungehindert gehen; aber einer der Richter sprang ergrimmt auf, griff ihn beim Arme und rief: Geht zu Eurem Stuhl und hört die Sentenz! Sie ward in lateinischer Sprache verlesen und schloß mit den Worten:

„So schneiden wir denn diesen Adolf Clarenbach als ein räudiges Schaf und als ein faules, stinkendes Glied von der Kirche ab und übergeben ihn der weltlichen Obrigkeit, jedoch mit der Bitte, daß sie ihm an Leib, Leben und Blut nichts zufügen mögen."

Machet die Fenster auf, rief Clarenbach spottend, als das Urtheil verlesen, daß der böse Qualm herausschlage! Aber die geistlichen Herren ließen sich nicht irren; ihr Werk war fertig, und der Ketzermeister legte demselben nur noch eine fromme Zugabe bei, indem er sämmtlichen Gliedern des Gerichts zum Lohne einen Ablaß von 300 Jahren, den umstehenden Zuhörern einen kleineren von 40 Jahren ertheilte. Er verlangte dann, daß ihm der Notar eine Urkunde ausfertige zum Zeugnisse seiner Appellation an Kaiser und Reich. Umsonst — er ward in den Kerker zurückgebracht. —

Gegen seinen Kerkergenossen Peter Fliesteden war gleichfalls der Ketzerprozeß eingeleitet. Auch er gestand frei und offen seine Glaubensansichten. Man schritt wider ihn zur Folter, um ihn durch die Marter von seinem „Irrglauben" abzubringen; er sollte widerrufen. Aber seine Peiniger täuschten sich, denn er duldete standhaft alle Schmerzen und Qualen der Folter und wankte nicht.

Der Sommer verfloß; am Sankt Cäsariustage (27. Oktober) ward das Todesurtheil an ihnen vollstreckt. Mit zusammengebundenen Händen wurden sie von den Henkern nach der Hacht, wo die Missethäter bis zum Läuten der Sterbeglocke verweilen mußten, unter dem Zudrange einer großen Menschenmasse gebracht. Als die Todesklänge vom Thurme herabschallten, rief Clarenbach: „Gott der Herr sei gelobt, daß die Stunde hie ist, da wir um seinetwillen den Tod leiden sollen.“ Und der Henker kam und mahnte: Die Zeit ist hie, meine lieben Brüder, es muß sein.

Clarenbach versetzte: Wann Ihr wollt, wir sind bereit.

Während des Zuges durch die Stadt betete er mit lauter Stimme. Fliesteden sprach wenig. Der Zug ging nach Melaten; da war auf einer Anhöhe der Richtplatz. Man hatte dort eine Hütte von dürrem Holze und Stroh aufgestellt, in welcher sie den Flammentod sterben sollten. In der Nähe angelangt erhoben sie ihre Hände und flehten zu Gott um Vergebung ihrer Sünden. Nach dem Gebete fragte Fliesteden seinen Freund: „Glaubst Du, daß Dich Christi Blut rein machen wird von allen Sünden?“

Ja, antwortete Clarenbach, das ist mein Trost!

Nun — so verzeihe auch mir, sprach Jener, Alles, was ich Dir gethan haben möchte in der Zeit, da wir bei einander waren.

Und Clarenbach antwortete: Ja, gern thu' ich das, und vergieb Du das auch mir, wenn ich Dich erzürnt hätte.

Sie küßten sich darauf und schieden freundlich von einander. — Jetzt nahm der Henker Fliesteden, entkleidete ihn bis aufs Hemd, und führte ihn zur Hütte; er ward darin erdrosselt und darauf den Flammen übergeben.

In demselben Augenblicke trat zu Clarenbach ein Dominikanerbruder heran, ihm Trostesworte zuzureden, worauf dieser freundlich dankte und den Ordensmann bat, alle Brüder in dem Herrn zu grüßen. Dann entkleidete er sich selbst und trat muthig in die Hütte. Als er Fliesten's Leiche erblickte, rief er aus:

„Gott sei Dir gnädig und barmherzig, gleich folge ich Dir!“

Seinen Tod zu beschleunigen, hatte man befohlen, ihm ein Säckchen Pulver an den Hals zu hängen. Darauf stellte er sich selbst an den Pfahl, an den ihn der Henker mit Ketten schloß.

Jetzt ergriff der Henker einen Brand und zündete Stroh und Holz an, daß die Flamme hoch aufloderte. Da rief Clarenbach noch einmal: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Das Pulver entzündete sich: Dampf, Rauch und Flamme umgaben ihn; er hatte geendet.

# XXIII.

# Ein verhinderter Justizmord.

## Julie Renaut als angebliche Gattenmörderin zum Tode verurtheilt und durch den Mörder selbst gerettet.

### Verhandelt vor dem Criminalgerichte zu Aix im Jahre 1801.

---

Nichts in der Welt empört in solchem Grade als der Justizmord — ein Begriff, der aus dem Ehrwürdigsten und aus dem Scheußlichsten zusammengesetzt ist — sagte vor Jahren bei Gelegenheit der Aburtheilung des Fonk'schen Kriminalprozesses der spätere Justizminister von Kamptz. Willkür, Despotie und Tyrannei eines Machthabers, fuhr er fort, oder der von Bösewichtern an Schuldlosen verübte schauderhafteste Mord erfüllen das Gemüth nicht so mit Schrecknis und Entsetzen, als der Gedanke an die Möglichkeit, durch dieselben Institutionen, deren ursprünglicher, eigentlicher, einziger und ewiger Zweck ist, uns in unsern theuersten Gütern, Leben, Ehre und Freiheit, zu schützen, ungerechterweise um diese Güter gebracht zu werden. Vorsicht und Wachtsamkeit, Kunst und Muth können uns gegen die offenen Attentate von Bösewichtern schützen; aber welche Klugheit und welcher Muth schützt uns vor der Ungerechtigkeit eines Richterspruchs? welche Vorsicht gegen eine Anklage auf Leben und Tod, die, vor eingenommene, befangene, beschränkte oder gewissenlose Richter gebracht, uns um Ehre, Freiheit und Leben bringen kann? — Der durch Mörderhand Gefallene ist glücklich gegen das Opfer des Justizmordes, ihm folgt Trauer und Achtung seiner Mitbürger, seine Leiden sind eine Kleinigkeit gegen das, was der leidet, dem ein ungerechter Richterspruch das Leben

abspricht, und der wenigstens noch eine Zeitlang nach seinem Tode, schuldlos, als ein Bösewicht, als ein Ehrloser und als Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft, von seinen Mitbürgern, selbst von seinen Freunden, betrachtet wird, und so gleichsam mit dem Fluch der Welt in ein unverdientes und schreckliches Grab mit dem Gedanken steigen muß, seinen Angehörigen das Erbe eines geschändeten Namens zu hinterlassen. Daß aber von demselben Schwerte, welches nur geschliffen ist, um die Unschuld zu schützen und das Verbrechen zu zügeln, Morde dieser Art schon begangen sind, daß schon Opfer mißbrauchter oder schlecht angewendeter Justiz gefallen und manches schuldlose Haupt in aller Form Rechtens einem entehrenden und schrecklichen Tode übergeben worden, lehrt leider! die Geschichte. Die gesittete Welt schreibt solche Fälle aber mit unauslöschlichen Zügen in ihre Jahrbücher. Der an Calas verübte Justizmord wird in ihren Jahrbüchern nicht minder sorgsam aufbewahrt, als die Bartholomäus-Nacht, und ist nicht seltener, wie diese, als Greuel angeführt.

Wie ist es möglich, daß dergleichen Morde durch die Hand der Gerechtigkeit noch heut zu Tage vorkommen und vorkommen können? —

Die Beantwortung dieser Frage ist leicht. Die Möglichkeit einer solchen grauenhaften Unthat ist, abgesehen von der allgemeinen Unvollkommenheit aller menschlichen Ansichten und Einrichtungen, einzig und allein in der Mangelhaftigkeit unserer Gesetze und unsres Gerichtsverfahrens gegründet, und wahr und über jeden Angriff erhaben ist des großen französischen Dichters der Gegenwart Viktor Hugo's Ausspruch: „Unsere Zeit verlangt gänzliche Umgestaltung der bürgerlichen Gesetzgebung wie der Strafgesetzgebung vom Riegel bis zum Schlachtmesser.“

Die Gesetze der Gegenwart stammen theils aus der Vorzeit, sind gleichsam Ueberlieferungen derselben, theils gründen sie sich auf dieselbe. Deshalb stimmen sie nicht mit unseren Ansichten und Ueberzeugungen; sie widerstreben unsern Anschauungen und Gefühlen; sie genügen nicht unseren Anforderungen und geistigen

Errungenschaften in rechtlicher Hinsicht wie im Rückblick auf Humanität. Unsere Zeit liegt auch in diesem Betracht mit der Vergangenheit im Kampfe, und der Sieg ist noch nicht entschieden. Es ist gleichsam ein Wettrennen zum Ziele mit Hindernissen, welche noch zu überwinden sind, ehe dasselbe erreichbar ist. Daher das Dringen und Drängen der Völker nach Reform der Gesetzgebung, und daher die vielen Versuche und Experimente auf gesetzgeberischem Gebiete seit längerer Zeit Seitens der Regierungs- und Gesetzgebungs-Gewalten in fast allen Ländern Europas, in keinem so zahlreich als in Deutschland.

Wir Alle sind Zeitgenossen derselben und haben mehr oder minder Antheil daran genommen. Mit welchen Erfolgen — davon weiß Jeder zu sagen. Eins ist gewiß: Befriedigung hat noch keins dieser Experimente gegeben.

Selbst das Schwurgericht in seiner gegenwärtigen Gestalt gewährt keine Befriedigung und Sicherheit, wo die Theilnahme als Geschworener nicht nach der geistigen Befähigung, sondern nach dem volleren oder schlafferen Geldbeutel derselben bemessen wird, da kann wahre Justiz nicht gehandhabt werden; da heißt es mehr als „unser Wissen ist Stückwerk.“

Von den ältesten Zeiten her hat Niemand besser und richtiger als das Volk die Mangelhaftigkeit der Zustände des Rechts, und der Rechtspflege eingesehen. „Das Recht hat eine wächserne Nase“ ist in allen Völkern gemeinsames Sprüchwort; alle Völker betrachten den gerichtlichen Prozeß wie eine „Lotterie“, wie ein „Würfelspiel“; daher die bei allen Völkern üblichen Bezeichnungen: „ich habe den Prozeß verloren, verspielt;“ „er hat den Prozeß gewonnen.“ Die Partheien haben miteinander gespielt; der Prozeß ist ein — privilegirtes „Hazardspiel,“ gleich dem in den Spielhöllen der Bäder. So unsicher ist das Recht, so schwankend die Rechtspflege gleich dem rollenden Würfel, wie die sich drehende Spielkugel. —

Und was ist richtiger für den Einzelnen wie für die Gesammtheit, für die Familie wie für den Staat als ein durch eine reife Gesetzgebung geordneter Rechtszustand und geregelte Rechtsverwaltung? Und wie erreicht man dieses Ziel? Durch ein den

Bedürfnissen und Verhältnissen der Zeit conformes Gesetzbuch, durch unabhängige, von jedem Einflusse freie, über jede Einwirkung erhabene Gerichte und durch Säuberung derselben von jeglicher Corruption, durch eine zweckmäßige, jeder Willkür vorbeugende Prozeßgesetzgebung, den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit und den Bildungszuständen des Volks angemessen, durch ein auf geistige Befähigung seiner Glieder beruhendes Geschwornengericht. Jede Zeile eines Gesetzparagraphen, der auf Veraltetem und Verlebtem basirt, muß ausgemerzt werden; was darin mit unseren Zuständen, Ansichten und Bildungsgraden nicht übereinstimmt, muß ausgerottet werden, und vor allem muß das Strafgesetzbuch von aller Barbarei der Vorzeit, die in den Kulturzuständen der Gegenwart geradezu ins Gesicht schlägt, gereinigt werden. Wo die Rechtspflege aber durch die Corruption in ihrer ganzen Scheußlichkeit und Nichtswürdigkeit profanirt wird, wo die Demoralisation der Schreibstubenherrschaft Alles entheiligt, wo die Justiz zur feilen bestechlichen Dirne herabgewürdigt ist, da hat die Rechtspflege den höchsten Gipfel ihrer Verderbniß erreicht, da sind die „Hüter des Rechts — ärger als Spitzbuben und Räuber;" da ist es an der Zeit, diese „Tempel der Göttin Gerechtigkeit" zu stürzen, diese „Labyrinthe des Rechts" vor Aller Augen zu öffnen, und ihre Insassen an den wohlverdienten Pranger zu stellen und sie für immer nach Vollstreckung „exemplarischer Strafe" unschädlich zu machen zum Segen der Menschheit, denn wer seine amtliche Macht zur Fröhnung seiner Leidenschaften und Launen oder aus materiellen, egoistischen Gründen mißbraucht, wer dadurch Vermögen, Freiheit, Leben und Ehre der Nächsten schmälert zur „Ausführung seiner üblen Passiones," der verdient Behandlung gleich dem ärgsten Uebelthäter.

„Ein Richtercollegium, das Ungerechtigkeiten übt, ist ärger als eine Räuberbande; vor dieser kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und verdienen doppelte Bestrafung."

Und wer hat größeres Recht als Friedrich der Große,

der diese Worte schrieb? Die Corruption mag noch so sehr in einem Staate um sich gegriffen haben, sie mag alle Kreise, Schichten und Klassen der Gesellschaft und Bevölkerung durchdringen; alle Behörden im Lande, die ganze Staatsverwaltung mag in allen ihren Abtheilungen, Abstufungen und Gliederungen so corrumpirt, so moralisch verderbt sein, wie sie wollen, wenn nur die Rechtspflege unberührt ist von der Corruption; denn die Justiz ist das Palladium, das Schwert und Schild, der Schutz und Schirm gegen jene allgemeine, moralische Verderbniß. Ist sie aber in die Gerichtshöfe gedrungen, dann ist die Existenz jedes Staates, jeder Gesellschaft gefährdet. Sitzen die Richter „am grünen Tische," erfüllt von Willkür und Leidenschaft, mit vorgefaßter Meinung und Absicht, dann ist ein solcher Gerichtshof eine Karrikatur einer Justizbehörde, eine Satyre auf Rechtspflege, eine Blasphemie der Gerechtigkeit, ein Greuel der Rechtsbedürftigen, eine Geißel der Armen und Besitzlosen, ein Fluch des Landes; paaren sich dazu geistige Beschränktheit und Unfähigkeit, Unkenntniß der Gesetze, Nepotismus und Connexionen, so ist sie ein herrliches Mittel, die heilige Justiz in sochen Staaten, wo sie krank darnieder liegt, zu heilen. Auf sie hat die Preßfreiheit ebenso wohlthätigen Einfluß, als auf die bürgerliche und kirchliche Freiheit. „Und der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. segnete die freie Presse in seiner bekannten Kabinetsordre vom 8. Oktober 1807, indem er aussprach: „Es ist gut, daß der Verbrecher entlarvt werde und seine Pflichtvergessenheit die verdiente Strafe erhalte, und ich schätze bei denjenigen Schriftstellern, die, indem sie ihre Behauptungen nöthigenfalls nachzuweisen sich erbieten, ihnen bekannt gewordene Pflichtwidrigkeiten zur Rüge und Anzeige zu bringen, ihren lobenswerthen Eifer für die gute Sache, und werde denselben nicht verkennen."

Von jeher war es insbesondere die Kriminaljustiz, die mehr oder minder im Argen lag. Schon Friedrich der Große erließ ein eigenhändiges Decret, worin es hieß: „Sie sollen alle Kriminalurtheile einschicken an mich, sonst werden dabei allerhand Inconvenienzen, und daß die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt werden, entstehen können."

Und in unseren Tagen schrieb Waldeck in seinem bekannten Briefe an das Obertribunal: „Aber von der anderen Seite droht dem Lande die ernstliche Gefahr, wenn die Gerichtshöfe sich, uneingedenk ihres durch die Begrenzung würdigen Kreises in die Arena der politischen Bestrebungen einlassen, wenn sie die Nichtübereinstimmung der Ansichten, wenn sie den entschlossenen Widerstand eines Vollstreckers gegen das jeweilige Ministerium als Grund der Entfernung aus dem Amte betrachten wollen! Welche maßlose Servilität, welcher stete Wechsel der Richter, welche gänzliche Entwürdigung des Ansehens derselben würde davon die Folge sein!

Wie könnte das Land den Richtersprüchen von Personen Vertrauen schenken, welche im constitutionellen Staate der Unabhängigkeit entbehrten, die schon im absoluten Staate als das Palladium der öffentlichen Sicherheit galt?

Und nun gar wenn Willkür und Animosität, Leidenschaft und Haß und selbstsüchtige Interessen unter Mißbrauch der Amtsgewalt walten und geübt werden, freien Laufes, ungehemmt, ungehindert, ungestraft! Wenn Einzelne, ausgewählt, böswillig durch Kabale und Intrigue oder Unkenntniß der Gesetze mißhandelt, ihre und der Ihrigen Subsistenz und Glück gestört werden! Wenn glühender Haß und raffinirte Rache sich unter den äußeren Formen der Justiz ihre Opfer ausersehen, und nicht eher von ihm lassen mit ihren egoistischen Verfolgungen, bis es vernichtet daliegt!

Die Decke zu entfernen, die über solchen „Gräbern der Gerechtigkeit“ ausgebreitet liegt, den Vorhang hinweg zu ziehen, der die Irrgänge solcher „Labyrinthe der Justiz“ verhüllt, ist Aufgabe und Pflicht jedes Ehrenmannes, nicht minder aber auch, die „Tempel der Göttin“ kennen zu lehren, in welchem wahre Priester der Gerechtigkeit ihr dienen.

Solche Zustände waren überall nur dann möglich, wenn schwache und einsichtslose Vorstände die Spitze der Justizverwaltung bildeten, die, unfähig, lässig und träge den Mißständen nicht abzuhelfen wußten, oder, ihre Stellung und Aufgabe gänzlich verkennend, ihr Augenmerk auf irrelevante Nebendinge richteten, ihr Hauptziel aber gänzlich verkannten. Da galt gesicherte Rechts-

pflege nichts, Parteilichkeit, Willkür und Incapacität der Gerichts-Mitglieder walteten uneingeschränkt. Leben, Eigenthum und Ehre der Staatsbürger waren ihnen überantwortet.

„Als die wichtigste Funktion der Justiz — sagte der große Jurist Anselm von Feuerbach — galten Stöße von Tabellen, welche sie über ihre Fabrikate anzufertigen hatte. Nachdem es gelungen, die Gerichte und Gerichtshöfe in Arbeitshäuser umzuwandeln, worin die Federn rasselten, wie in den Fabriken die Spulen und Räder, wußte man nicht hoch genug die Lebendigkeit zu preisen, zu welcher die Justiz aufgeregt worden."

So war es in einigen Ländern, so ist es zur Zeit noch in manchen anderen. Solche Zustände zu bannen und geordnetere der Justiz angemessene und würdige Gestaltungen des Rechts und der Rechtspflege, der Gerichtsverwaltung und des Gerichtsverfahrens überall eintreten zu sehen, muß das Streben eines Jeden sein; denn nur durch Zusammenwirken Aller, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin ist eine Besserung möglich. Dahin mitzuwirken muß sich Jeder angelegen sein lassen.

Das ist auch die Aufgabe des Volks-Pitaval. Ueberall schwinde denn jener Schleier, erhebe sich jener Vorhang, wohinter das nichtswürdige Getriebe der Willkür und des Egoismus, des Hasses und der Parteilichkeit sich lichtscheu versteckt und vor Aller Augen entfalte sich das lügnerisch-gleißnerische Gegaukel, der frevelhafte Hohn, das ruchlose Spiel, das seit Jahren getrieben ward mit dem Heiligsten, mit den „Grundsäulen des Staats", mit dem Rechte und der Rechtspflege. Zugleich aber erkenne man daraus das unparteiische, ehrenhafte Walten, wodurch andere Gerichtshöfe sich, treu ihrem Eide, gehorsam ihrer Pflicht, sich auszeichneten; man lerne nicht minder Uebelstände kennen, deren Entfernung nothwendig ist; man erkenne aber auch daraus den Segen und das Gedeihen der wahren Justiz in ihrem ihrer Bedeutung würdigen Wirken.

Der nachfolgende Fall schildert ein dem Justizmorde noch zur rechten Zeit entrissenes Opfer!

Vor den Assisen zu Aix in der Provence ward vor nunmehr 57 Jahren ein Kriminalprozeß verhandelt, der in seinen höchst

interessanten und tragischen Details kaum über die Grenzen des städtischen Weichbildes und des Provinzialblattes bekannt geworden ist.

In genannter Stadt wohnte Herr Renaut, ein mehrjähriger Wittwer, im kräftigsten Mannesalter und Vater einer schönen Tochter von 19 Jahren. Gegenüber dem Hause, in welchem Herr Renaut wohnte, lebte ein Advokat mit Namen des Essarts, der sich ungeachtet seiner Jugend durch Talent und einige glücklich durchgeführte Prozesse einen außerordentlichen Ruf erworben hatte.

Herr des Essarts sah Fräulein Julie Renaut, und trotz seiner vielen und ernsten Beschäftigungen verliebte er sich in sie.

Die Würde seines Berufes machte es ihm zur Pflicht, sich wegen seiner Herzensangelegenheit an den Vater der Geliebten zu wenden.

Er hoffte, diesen Schritt nicht ohne Erfolg zu thun, denn er war reich, von angenehmem Aeußeren, und besaß somit zwei Eigenschaften, von denen die eine dem Vater, die Andere der Tochter nur angenehm sein konnte.

Außerdem vertraute er seiner erprobten Beredsamkeit, und wer hätte besser als er von seiner Liebe, wer kräftiger als er für die eigene Sache sprechen können? —

Da seine Eltern längst mit Tode abgegangen waren, so war auch in dieser Hinsicht kein auch nur erdenkliches Hinderniß für beide Theile vorhanden. —

So ging er denn eines Tages zu Herrn Renaut und trug ihm sein Herzensanliegen vor.

Der Vater seiner Geliebten war ein einfacher und gerader Charakter, wenn auch ein wenig schüchtern.

Bei den ersten Worten des Brautwerbers schlug er die Augen nieder, und nach einigem Zögern antwortete er:

Ihr Antrag, Herr des Essarts, ehrt uns, mich und meine Tochter; aber —

Aber was? fiel der Advokat ein, der einen Einwand erwartete, den er leicht beseitigen zu können glaubte.

Aber ich habe über die Hand meiner Tochter bereits verfügt — lautete der Einwand — und seien Sie überzeugt, daß ich es herzlich bedauere, Ihren Antrag nicht annehmen zu können.

Mein guter Herr Renaut, erwiderte der Advokat, erlauben Sie mir trotz Ihrer Weigerung zu hoffen?

Sie wissen, fuhr er fort, daß ich wohlhabend bin und mich in einer glücklichen Lage befinde. Sie müssen aber wissen, daß die Liebe zu Ihrer liebenswürdigen Tochter mein ganzes Herz erfüllt, und diese Weigerung alle meine Hoffnungen vernichten würde.

Wer ist denn mein Nebenbuhler? fragte der Advokat. Wer ist der Glückliche, den Sie mir vorziehen? Ist es erlaubt, zu fragen, zu wessen Gunsten Sie meinen Antrag von der Hand weisen?

Gewiß — warum nicht? meine Tochter ist seit zehn Jahren verlobt; sie war neun Jahr alt, als er um sie anhielt.

Und wer? —

Mein Freund Mauclair ist ihr Verlobter. —

Herr Mauclair! rief der junge Advokat aus, als er diesen Namen hörte, dieser alte Lieferant unter dem Directorium, der noch listiger ist als ein Procurator! Und Herr Mauclair ist schon ein Mann bei Jahren; er ist älter als Sie, Herr Renaut, und Sie wissen, sein Ruf ist nicht der beste.

Halten Sie ein, Herr des Essarts, rief Herr Renaut, Herr Mauclair ist mein Freund; ich verdanke ihm Alles, was ich besitze, und mein Wort ist verpfändet.

Aber Sie opfern Ihre Tochter! rief Herr des Essarts mit Entrüstung aus.

Herr des Essarts, sagte ruhig der Vater, glauben Sie mir, ich würde meine Tochter nicht weniger opfern, wenn ich sie Ihnen gäbe.

Wie verstehen Sie das? —

Julie liebt Sie nicht. —

Ich kenne Sie zu wenig, sagte der junge Advokat, um mir schmeicheln zu dürfen, von ihr geliebt zu werden; aber wenn Sie mir gestatten, mich um ihre Liebe zu bewerben, so wage ich doch zu hoffen —

Daß Sie von ihr geliebt würden? sagte Herr Renaut. Nein, mein Herr, geben Sie diese Hoffnung auf!

Ich soll doch nicht glauben, daß sie Herrn Mauclair liebt? —

Nein, mein Herr, sie liebt ihn nicht. Aber hier lebt ein junger Mann, den Sie gewiß kennen. Er ist ohne Vermögen, aber von guter Familie; doch kann ich ihn nicht achten, er ist Herr von St. Ange.

Ich kenne ihn. —

Diesen liebt meine Tochter, trotz meines Verbotes und trotz meiner Abneigung. Wenn Sie also glauben, daß meine Tochter geopfert werde, wenn ich sie gegen ihre Neigung verheirathe, so werden Sie nicht behaupten wollen, daß sie mit Ihnen glücklich wäre. Wenn ich meine Tochter glücklich machen wollte, so müßte ich sie Herrn von St. Ange geben. Sie sind ganz außerhalb des Kampfes.

Glauben Sie mir aber, fügte Herr Renaut mit gesteigerter Innigkeit hinzu, da ich hier zwischen meinem Worte stehe, das ich Herrn Mauclair verpfändet habe, und zwischen der Neigung meiner Tochter, die ich nicht billigen kann, so muß ich es bedauern, nicht eine Antwort geben zu können, die mir die Ehre verschaffte, Sie zum Schwiegersohn zu haben.

---

Der junge Advokat verließ Herrn Renaut, weniger gereizt über die abschlägige Antwort, als betrübt über die Neigung, der Fräulein Julie Renaut ihr Herz zugewandt hatte.

Sie liebt also einen Anderen, sprach er zu sich selbst, und wen? Den kleinen St. Ange, der fast noch ein Kind und doch schon ganz verlebt ist, einen Spieler, einen Verschwender, der soviel Schulden hat und mit einem schlechten Rufe in die Welt tritt.

Herr des Essarts hätte, wenn er weniger aufgeregt gewesen, seiner Schilderung auch hinzufügen können, daß der, welchen man ihm vorzog, ein sehr schöner junger Mann war und ein sehr verführerisches Aeußere besaß.

Das Herz voll Trauer, begab er sich in den Gerichtshof, zog sein Amtskleid an, trat unwillkürlich in den Saal, worin

die polizeilichen Fälle verhandelt wurden, und nahm Platz auf der Bank der Advokaten.

Wie heißen Sie? fragte der Präsident einen Angeklagten.

Gaetano di Torro? lautete die Antwort.

Ihr Alter?

Vierzig Jahre.

Wo sind Sie geboren?

In Genua.

Wer ist Ihr Vertheidiger?

Ich habe Keinen.

Wir werden Ihnen einen von Amtswegen geben. — Und Ihr Stand?

Matrose auf dem Schiffe Santa Maria Purissima.

Gaetano war von kleiner, untersetzter Statur, sein Haar war schwarz und struppig, sein Blick wild und spöttisch; er schien die menschliche Gerechtigkeit mit Hohn herauszufordern.

Der Präsident bat Herrn des Essarts, den Angeklagten zu vertheidigen, und dieser, froh, eine Gelegenheit zu finden, die ihn veranlasste, seine Gedanken auf einen anderen Gegenstand zu richten, nahm den Antrag mit Vergnügen an, und bat nur um die Erlaubniß, sich vorher mit dem Angeklagten eine Viertelstunde zu unterhalten.

Nachdem ihm dieses gewährt worden, trat er mit Gaetano in ein benachbartes Zimmer.

Er fand in ihm einen erbitterten Menschen; der Genuese knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

Die Spitzbuben! sagte er. Die Schelme, die Canaillen! sie werden mich verdammen, mich, Gaetano.

Mein Freund, begann der Advokat zu ihm, die Männer, welche sie richten sollen, sind rechtschaffene Leute, achtungswerthe Magistratspersonen. Sagen Sie mir, um was es sich handelt, und wenn Sie unschuldig sind, haben Sie nichts zu fürchten.

Einige Tage zuvor hatte man im Parterre des Theaters einem Einwohner eine goldene Uhr gestohlen; der Bestohlene

hatte gleich Lärm gemacht; die Wache eilte herbei und traf auf Gaetano, und da ihr dieser verdächtig vorkam, arretirte sie ihn.

Nein, Herr Advokat, rief der Genuese aus, nachdem er diese Geschichte ausführlich erzählt hatte, ich bin ein großer Sünder, und man könnte mir mancherlei vorwerfen, aber ich schwöre es bei der Madonna, bei der Santa Maria Purissima, auf welcher ich Matrose gewesen, daß ich diesmal ganz unschuldig bin.

Aber Ihr war't in der Nähe der Person, der man die Uhr gestohlen hat!

Ja, Herr Advokat, und ich habe den Dieb gesehen.

Und Ihr kennt ihn?

Gaetano gestand dieses zu, behauptete aber, daß er nur zufällig Zeuge des Diebstahls gewesen und durchaus nicht mitschuldig sei.

Nun, sagte der Advokat, so nennt den Schuldigen, und es wird ein Leichtes sein, Eure Unschuld zu beweisen; es ist überdies Eure Pflicht, den Schuldigen zu nennen.

Der Genuese knirschte mit den Zähnen, ballte die Faust und sprang einen Schritt zurück.

Ich, sagte er, ich soll mich entehren, ich soll einen armen Kerl in die Gewalt jener Leute werfen — niemals! —

Sie kennen Gaetano nicht, fuhr er fort, Herr Advokat! Ich mache mir nichts daraus, wenn es sein muß, mit dem Dolche in der Hand . . . . Sie verstehen . . . . aber denunciren . . . . niemals! Ich bin ein ehrlicher Mann.

Des Essarts bewunderte diese eigenthümliche Ehrenhaftigkeit eines Mannes, der wahrscheinlich vor selbst größeren Verbrechen nicht zurückbebte. Da er den Angeklagten aber rücksichtlich des Uhrendiebstahls unschuldig hielt, ermuthigte er ihn und versprach ihm, alle seine Kräfte aufzubieten, um seine Unschuld vor den Richtern zu beweisen.

Nein, erwiderte ihm Gaetano, der wahrscheinlich durch seine Vergangenheit beunruhigt ward, sie werden mich gewiß verurtheilen. — —

Der Advokat erschien mit Gaetano vor dem Gerichtshofe, und da er fühlte, daß sein Klient durch eine Verurtheilung um

so unglücklicher werden müsse, als er unschuldig war, und er überdies von seiner Unschuld überzeugt war, sprach er dafür mit hinreißender Begeisterung; und weil gegen den Angeklagten kein Beweis vorlag, ward derselbe auch wirklich freigesprochen.

Als dieser seine Freisprechung gehört hatte, als er sich frei sah, da veränderten sich seine Züge und glänzten in wilder Schönheit. Er streckte seine Hände gegen die Richter aus und rief ihnen zu:

Ja, Ihr seid ehrliche Leute und brave Richter! Der heilige Geist hat Euch erleuchtet und wird Euch immer beschützen, Euch, Eure Kinder und Eure Kindeskinder!

Und zu seinem Vertheidiger sagte er:

Wir sehen uns wieder, gewiß, wir werden uns sehen!

Dann zog er einen Rosenkranz aus seiner Tasche, küßte ihn mit Inbrunst und entfernte sich rasch. —

---

Der Advokat reiste alsbald nach seinem Landhause in der Nähe der Stadt ab. Die Einsamkeit ließ ihm den Stand des Junggesellen noch unleidlicher erscheinen, und er dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen.

Er war jung und von angenehmem Aeußeren, wohlhabend und geachtet, und so konnte es ihm nicht schwer werden, eine passende Ehehälfte zu finden.

Er dachte — da er auf den Gegenstand seiner bisherigen Neigung verzichten mußte — an eine junge Wittwe, mit der oft in Gesellschaften zusammen getroffen war. Er hatte Grund zu glauben, daß er der Wittwe nicht mißfalle, und nachdem er noch einige Tage darüber nachgedacht, entschloß er sich, um ihre Hand anzuhalten.

Er kam nach Aix zurück und mit leichterem Herzen, als er die Stadt verlassen hatte, wie ein Mann, der sich kräftig gehoben fühlt, weil er eine gefährliche Leidenschaft bekämpft hat und nun ganz ruhig geworden ist.

Als er in seinem Hause ankam, trat ihm sein Diener ganz bestürzt entgegen und sagte, daß Herr Renaut am letzten Tage wohl zwanzigmal nach ihm gefragt habe.

Und warum? Was will er von mir? —

Und wissen Sie denn nichts?

Was denn? —

Fräulein Renaut, die junge Madame Mauclair, hat ihren Mann ermordet!

Julie? Julie? rief der Advokat aus.

Ja — sie sitzt im Gefangnisse. —

In größter Eile begab sich der Advokat zu seinem Nachbar, Herrn Renaut. —

Wenn man mit einem glücklichen Menschen zusammengetroffen ist, wenn man eine fröhliche ruhige Familie besuchte, und begegnet man dann demselben Manne, tritt in dasselbe Haus, nachdem es ein Unglück plötzlich getroffen, so ist man erstaunt über die Veränderung, welche dieselben Gegenstände erlitten haben. Der Mensch hat nicht mehr dasselbe Gesicht, die Mauern haben nicht mehr denselben Anblick; solchen Eindruck erfuhr auch Herr des Essarts, als er in seines Nachbarn Haus trat.

Ich habe Schuld, ich allein habe Schuld! rief ihm Herr Renaut entgegen. Warum habe ich Ihren Antrag nicht angenommen? Der Himmel hatte mir eine so gute Gelegenheit geboten, meine Tochter zu verheirathen, und ich habe sie zurückgewiesen; jetzt erleide ich die Strafe dafür.

Es ist also wahr, was ich erfahren habe? fragte der Advokat den betrübten Vater.

Herr Renaut zögerte einige Augenblicke ehe er antwortete. Dann sprach er mit tiefer Betrübniß:

Ich habe meine Tochter nicht gesehen.

Sie ist angeklagt, und wenn ich den Grund Ihrer Besuche errathe, so beauftragen Sie mich mit ihrer Vertheidigung.

So ist mein Gedanke.

Meine Hülfe soll Ihnen nicht fehlen, aber ich kenne bis jetzt die einzelnen Umstände des Ereignisses noch gar nicht. Ich weiß nur, daß Herr Mauclair ermordet ward. Wollen Sie mir nicht das Nähere mittheilen? —

Herr Renaut konnte nichts mehr als das sagen, was die ganze Stadt wußte.

Eines Morgens — so erzählte man überall — war ein Diener, der Herrn Mauclair ganz ergeben war, und der allein den Schlüssel zu seinem Zimmer hatte, zur gewohnten Stunde zu seinem Herrn eingetreten.

Er hatte die Thür geöffnet, die er selbst verschlossen hatte, und fand sie doppelt verschlossen, ganz in demselben Zustande, in dem er sie am Tage zuvor verlassen hatte, folglich war Niemand durch diese Thür gegangen.

Der Diener wollte seiner Gewohnheit nach die Gardine des Bettes, worin sein Herr schlief, aufziehen; da fand er ihn ermordet. — Das Werkzeug des Mordes, ein Dolch, lag neben ihm. Dieser Dolch gehörte dem Ermordeten, der niemals zu Bette gegangen, ohne ihn unter sein Kopfkissen zu legen. Er hatte eine silberne Scheide, welche der Diener neben und in dem Bette suchte, aber nirgends fand.

Das Zimmer hatte keinen anderen Ausweg als die Thür, durch welche der Diener eingetreten war, und eine zweite, die mit dem Schlafzimmer der Madame Mauclair in Verbindung stand. Diese letztere Thür war — wie der Diener bemerkte — nur angelehnt, und er trat ein.

Er traf die Madame Mauclair in ihrem Bette, sie hatte den Kopf auf ihren Arm gestützt und weinte.

Sie haben meinen Herrn ermordet, rief der Diener aus. Sie sind Herrn Mauclair's Mörderin!

Bei diesem Geschrei eilte das ganze Hauspersonal herbei, und man klagte die Tochter Renaut's offen des Mordes an.

Die Diener der Gerechtigkeit wurden herbeigerufen. Man erinnerte sich des Widerwillens, den meine Tochter, so erzählte Herr Renaut weiter dem Advokaten, gegen eine eheliche Verbindung mit Herrn Mauclair gezeigt, der Drohungen, welche sie ausgestoßen hatte. Und auch ihre Neigung für Herrn von St. Ange war kein Geheimniß.

Man untersuchte die Oertlichkeiten, fuhr er fort, es wurde festgestellt, daß man nur in Mauclair's Zimmer dringen konnte, indem man durch das Schlafzimmer seiner Frau ging, und — meine Tochter ward ins Gefängniß abgeführt. —

Es schien wahrscheinlich, daß Herr von St. Ange der Anstifter und Mitschuldige des Verbrechens sei. Man begab sich deshalb zu ihm, um ihn gleichfalls zur Haft zu bringen; aber er hatte die Stadt schon vor der Heirath des Herrn Mauclair verlassen, und war seitdem nicht zurückgekehrt. —

Und halten Sie Ihre Tochter für schuldig? fragte der Advokat.

Ich? fragte der Vater mit Thränen im Auge, ich? Niemals, mein Herr!

Das ist auch meine Meinung, antwortete Jener; ein junges Mädchen, das kaum das väterliche Haus verlassen hat, soll einen Mord begehen? Sie soll den Dolch in dem Ehebette suchen und ihn in das Herz eines Greises stoßen!

Es ist wahr, fuhr er nach kurzer Pause wiederum fort, sie liebte ihn nicht, sie verabscheuete ihn sogar; aber immerhin — er war ihr Gatte, und sie hätte die Kraft dazu nicht gehabt; es ist unmöglich!

Der Himmel möge sie belohnen! rief der betrübte Vater tief ergriffen aus, und drückte dem jungen Manne zärtlich die Hand. —

---

Herr des Essarts begab sich ins Gefängniß, um diejenige zu sprechen, welche er vertheidigen sollte.

Sie saß auf einem armseligen Schemel, und stützte beide Ellenbogen auf einen kleinen Tisch, mit den Händen ihr Gesicht verbergend.

Der junge Advokat trat ihr ehrfurchtsvoll näher, ergriff ihre Hände und sagte zu ihr:

Madame, ich liebe Sie. Vor drei Wochen hielt ich bei Ihrem Vater um Ihre Hand an, er verweigerte sie mir. Wenn ich auch seine Einwilligung erhalten hätte, so würde mir doch wahrscheinlich die Ihrige gefehlt haben, denn Sie hatten Ihr Herz einem Anderen geschenkt. Sie sind jetzt eines schrecklichen Verbrechens angeklagt. Ich halte Sie für unschuldig, und ich will Sie vor Gericht vertheidigen. Wollen Sie mich als Ihren Vertheidiger annehmen? —

Julie war von ihrer Leidenschaft für Herrn von St. Ange so eingenommen, daß sie die Bewerbung des Herrn des Essarts um ihre Hand mit Gleichgültigkeit aufgenommen hatte. Sie fühlte für ihn weder Haß, noch Liebe; aber in diesem Augenblicke, da sie von all den Ihrigen getrennt war und unter einer fürchterlichen Anklage seufzte, war ihr die Stimme des jungen Advokaten die erste Freundesstimme, welche sie vernahm.

Sie folgte unwillkürlich dem Drange des Herzens. Sie stürzte in die Arme des Herrn des Essarts, weinte an seiner Brust und rief schluchzend:

Nein, nein, mein Herr! nicht ich, ich schwöre es Ihnen, ich habe ihn nicht getödtet.

Der Advokat zeigte ihr darauf, wie schwierig ihre Lage war. Er stellte alle Vermuthungen, welche sich gegen sie erhoben, zusammen und bat sie, sich vor ihm zu vertheidigen, damit er seinerseits alle die Gründe vor ihren Richtern geltend machen könne, welche sie ihm anführen würde.

Aber sie konnte ihm nur sagen, daß sie nichts gehört hatte und nichts wußte.

Man fand, sagte sie erröthend, die Thür, die in mein Zimmer führt, deshalb nur angelehnt und nicht verschlossen, weil Herr Mauclair am Abend zuvor bei mir gewesen. Der Diener, ihr Ankläger, habe sie in ihrem Bette weinend gefunden, weil sie seit 8 Tagen jeden Morgen beim Erwachen geweint habe.

Was Herrn von St. Ange betreffe, so habe sie ihn seit ihrer Verheirathung weder gesehen, noch ihm geschrieben, noch Briefe von ihm empfangen; sie habe früher mit ihm aus dem väterlichen Hause entfliehen wollen, aber seit ihrer Verheirathung hätten ihre Gedanken eine ganz andere Richtung genommen, sie habe die Heiligkeit ihrer Pflichten erkannt, und, wie schwer es ihr auch gewesen, sie wäre, sie zu erfüllen, bemüht gewesen, übrigens sei ihr der Gedanke an Mord nie vor die Seele gekommen.

Der Prozeß der jungen Wittwe machte die gewöhnlichen Phasen durch, und der Tag nahte, an welchem sie vor den Gerichtshof geführt werden sollte. —

Wir bemerkten schon früher, daß diese Begebenheit sich in einer Zeit zutrug, in welcher die Zukunft und das Schicksal des ganzen Landes die Gemüther so aufregte, daß man für den Einzelnen nur eine geringe Theilnahme zeigte.

Man dachte wenig daran, wer einen übelberüchtigten Mann, wie Mauclair war, ermordet haben könne. Doch war die öffentliche Meinung der jungen Wittwe nicht günstig. Man wußte, daß sie allein durch den Tod ihres Mannes gewinnen würde; denn der Diener, der den Mord entdeckt hatte, der Einzige, der verdächtigt werden konnte, hatte durch diesen Mord verloren. Mauclair hatte nämlich kein Testament gemacht, was diesem Diener nicht unbekannt war.

Ein anderer Umstand erschwerte noch die Lage der Angeklagten, nämlich das Benehmen des Herrn von St. Ange. Dieser junge Mann glaubte dem Volksurtheil und hielt Julie für schuldig, er rühmte sich mit grenzenloser Unverschämtheit, ihr eine so heftige Leidenschaft eingeflößt zu haben, daß sie solch eine schreckliche That begangen habe, er rühmte sich eines Verbrechens, das seinetwegen begangen worden.

Unter so schwierigen Umständen schickte sich der Advokat des Effarts an, die unglückliche Angeklagte zu vertheidigen. —

Wir wollen nicht alle Einzelnheiten des Prozesses erzählen, in welchen der junge Mann, belebt von seiner Neigung für die junge Frau, die in ihrer früheren Kraft erwachte, und in der Ueberzeugung von ihrer Unschuld, alle Mittel der Ueberredung in Anwendung brachte, und seine Beredsamkeit in ihrem vollen Glanze zeigte.

Er fing seine Vertheidigungsrede damit an, daß er die Versammlung an die einfache und bescheidene Erziehung erinnerte, welche Fräulein Renaut im väterlichen Hause erhalten hatte; er führte alle ihre guten Eigenschaften vor, er erinnerte an ihre kindliche Liebe und Ergebung, die so tief wurzelnd und so aufrichtig gewesen, daß sie trotz ihrer heftigen Neigung für einen Anderen eine ihr verhaßte Verbindung mit einem alten Manne eingegangen.

Es war ihm der Beweis leicht, daß Madame Mauclair seit ihrer Verheirathung jede Verbindung mit Herrn St. Ange aufgegeben, sowie sie jede unerlaubte Liebe in ihrem Herzen erstickt hatte.

Herr Mauclair war in seinem Bette ermordet gefunden worden, und aus diesem Umstande hatte man geschlossen, daß seine Frau ihn getödtet habe. — — —

Konnte ein junges schwaches Weib eine That begehen, vor welcher die Kühnheit und die Kraft des Mannes zurückbebt? Sollte ein junges Weib, dem man bis jetzt nicht den geringsten Vorwurf machen konnte, so plötzlich alle Schranken übersprungen haben, die zwischen der reinsten Unschuld und dem schrecklichsten der Verbrechen liegen? Konnte Mauclair nicht selbst sich getödtet haben?

Und wenn er von anderer Hand ermordet ward, konnte es keinen Schlüssel geben, der die verschlossene Thür öffnete und wieder schloß? —

Nach der Meinung des Vertheidigers befand sich der Diener, von welchem die Anklage herrührte, in derselben Lage wie die Angeklagte; er konnte ebensogut wie sie des Mordes beschuldigt werden; dafür fehlten aber die Beweise. Ein Mord läßt Spuren hinter sich, er macht den Mörder blutig, er beschmutzt das Bett, die Finger. Aber die genaueste Nachforschung hat die geringste Blutspur weder an der Person, noch an den Kleidern der Madame Mauclair entdecken können.

Der Mörder flieht, er will dem Anblicke des Verbrechens entgehen, er verläßt den Ort, der mit Blut befleckt ist; als Kain seinen Bruder Abel getödtet, entfloh er in die tiefsten Wälder. Der Mörder würde ins Innere der Erde sich verkriechen, wenn es möglich wäre, um sich den Augen Gottes zu entziehen! Madame Mauclair aber blieb in ihrem Bette!

Der öffentliche Ankläger begann seine Erwiederung damit, daß er der Beredsamkeit des Advokaten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ; das sollte weniger ein Lob sein als ein Wink für die Richter, um sie gegen das überzeugende Talent des Redens einzunehmen.

Er erinnerte darauf an die eigenthümlichen Umstände, unter denen die Verbindung Juliens mit ihrem Gemahle stattfand, an den Widerwillen des jungen Mädchens, an den Abscheu, den sie an den Tag gelegt, an ihre Fluchtversuche, an die Neigung zu St. Ange, an alles das, was wohl zu einem Morde verleiten konnte.

Mauclair hatte keinen Grund, sich das Leben zu nehmen; es war überdies erwiesen, daß die Thür zu seinem Zimmer nicht geöffnet war; man konnte nur durch das Zimmer seiner Frau zu ihm gelangen. Es war aber auch erwiesen, daß Madame Mauclair Niemanden empfangen hatte. Sie allein konnte das Verbrechen begehen, sie allein hatte es begangen. —

Nach einer ausführlichen Entgegnung des Vertheidigers, durch welche er zu Thränen rührte, zog sich der Gerichtshof zurück, und die Sitzung wurde einstweilen aufgehoben.

Das war für die junge Wittwe und ihren Vertheidiger eine schreckliche angstvolle Stunde, sie wagten nicht sich zu sagen, was sie hofften, und was sie fürchteten.

Endlich traten die Richter wieder ein, und die Sitzung wurde wieder aufgenommen.

Der Präsident erhob sich, und verkündete mit lauter Stimme das Verdict: Die Angeklagte ist schuldig.

Nein, nein, das ist nicht wahr! rief plötzlich eine Stimme aus der Mitte der dichtgedrängten Zuschauermasse. Bei der Santa Maria Purissima, ich werde eine arme unschuldige Frau nicht verurtheilen lassen, davor bewahre mich Gott. Hier bin ich!

Diese Stimme war Gaetano's Stimme! Er drängte sich vor, um bis zu den Richtern zu gelangen.

Man halte diesen Menschen fest! rief der Präsident.

Nicht nöthig! sagte Gaetano, der über die Balustrade sprang und sich plötzlich neben dem Advokaten des Essarts befand.

Sie haben gut gesprochen, mein Advokat, per la Madonna, Sie verstehen das Wort zu führen.

In der ganzen Versammlung herrschte plötzlich Todesstille. Jeder lauschte auf die Wendung, welche jetzt der Prozeß nehmen würde.

Gaetano hielt sich neben dem Advokaten, drückte ihm zärtlich die Hand und sagte leise zu ihm:

Gaetano wird nicht zugeben, das seinetwegen Jemand unschuldig sterbe!

Der Präsident redete ihn jetzt an.

Wenn Ihr, begann er, etwas auszusagen habt in dieser Sache, die eben verhandelt wurde, so seid Ihr strafbar, bis jetzt gewartet zu haben. Doch redet jetzt, was Ihr wißt! Ihr behauptet, die Wittwe Mauclair sei nicht strafbar! Wer hat denn den Mord begangen? —

Ich! —

Ihr? —

Ja, ich, antwortete Gaetano, indem er einen Schlüssel und die silberne Scheide des Dolches auf den Tisch warf. Ich bin's, und hier sind die Beweise!

Darauf setzte er sich auf die Bank der Angeklagten und betrachtete ruhig die erstaunten Zuschauer.

Sagt, was Ihr wißt! sprach der Präsident mit Ungeduld zu dem sich selbst anklagenden Gaetano.

Dieser Mauclair, begann Letzterer, war ein schlechter Hund, ohne Treu und Glauben, dabei ein Feigling; für zwei Heller hätte er seinen eigenen Vater angeklagt — —

Bedenkt, unterbrach ihn der Präsident, daß Ihr von einem Todten sprecht, den Ihr nach Eurer eigenen Aussage selbst ermordet habt. Sprecht also mit mehr Anstand!

Gaetano fuhr fort, ohne den Ton zu ändern.

Aber wenn er etwas gegen Jemanden hatte, so sparte er kein Geld, um sich ihn vom Halse zu schaffen. — Vor 15 Jahren begegnete er mir in Marseille, und für einige Goldstücke, die er mir gab, that ich . . . . . Das will ich jetzt nicht erzählen. Am Tage vor seiner Hochzeit, da kam er wieder zu mir, und gab mir 500 Francs, und ich mußte ihm versprechen, nach 8 Tagen wieder zu ihm zu kommen. Ich war pünktlich, und begab mich zu ihm.

Gaetano, sagte er zu mir, ich habe ein junges Mädchen geheirathet, die mich nicht liebt. Daraus mache ich mir nichts,

ich weiß, was ich gethan habe. Sie liebt einen leichtsinnigen Menschen, einen jungen Fant. Er kam zu mir und drohte und schimpfte, wenn ich da nicht Ordnung hineinbringe, so werde ich betrogen . . . die Beiden wären im Stande, mich zu vergiften.

O Himmel! rief die junge Wittwe aus bei dieser Aeußerung.

Er hat es mir gesagt, fuhr Gaetano ganz ruhig fort. Er sagte: Ich will mich befreien von diesem jungen Manne, und du sollst den Schlag führen. Kennst du einen gewissen St. Ange?

Ich antwortete, fuhr Gaetano fort, daß ich den jungen Mann kenne. Herr Mauclair sagte mir, wo er wohne, dann führte er mich zu seinem Bette, holte unter dem Kopfkissen einen Dolch hervor, den er mir übergab. Zugleich zeigte er mir eine lange Börse, die mit Goldstücken gefüllt war. Ich mußte sie in die Hand nehmen, mich zu überzeugen, wie schwer sie war, dann steckte er sie unter das Kissen, wo der Dolch gelegen hatte.

Diesen Abend, sagte er, nach dem Theater, wenn der junge Mann nach Hause gehen will, triff ihn! Es ist leicht, er vermuthet nichts, die Straße ist einsam. Du bringst mir den Dolch zurück und erhälst das Geld!

Mauclair sah mich an und konnte merken, daß ich keine Lust dazu hatte.

Ich bin nicht mehr jung, erwiderte ich ihm, und solche Sachen haben nur Eine Zeit. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich vor 15 Jahren einen Streich für ihn geführt hatte. Er sah mich nun mit einem Blicke an, der mir sagte, daß er mich in seiner Gewalt habe und mich verderben könne . . . . und ich nahm den Vorschlag an.

Hier sind zwei Schlüssel, sagte er zu mir — erzählte Gaetano weiter — einer zum Hause, der Andere zu diesem Zimmer. Um Mitternacht thust du den Streich! Zwei Stunden später, wenn Alles im Hause schläft, kommst du zu mir. Mit Hülfe der Schlüssel kannst du in dieses Zimmer gelangen, ohne daß es Jemand merkt.

Ich nahm die beiden Schlüssel und ging.

Als es Abend geworden, ging ich ins Theater; aber ich traf Herrn von St. Ange nicht. Gegen elf Uhr klopfte ich an seine

Thür, mich zu erkundigen, ob er zu Hause sei, und da erfuhr ich, daß er sich aufs Land begeben. Ich mußte Mauclair davon benachrichtigen, und seinem Befehle zufolge wartete ich bis zwei Uhr nach Mitternacht. Meine Schlüssel öffneten ohne Geräusch Haus und Schlafzimmer. Alles im Hause schlief, er selbst ebenfalls. Die Nachtlampe brannte auf seinem Tische. Ich setzte mich zwei Schritte entfernt von seinem Bette und betrachtete ihn.

Da ist, sagte ich zu mir selbst, ein alter Schuft, der schlechter ist als ich, und der meine Freiheit und mein Leben in seinen Händen hat. Seine Anklagen können mich sogar noch im eigenen Lande treffen. Wenn er befiehlt, muß ich gehorchen, weil er es will, muß ich einen jungen Menschen morden, den ich nicht kenne, und nachher nimmt er mir den Dolch ab, dann mag ich ihn anklagen; er leugnet Alles und ich habe keinen Beweis, darum läßt er mich des Nachts zu sich kommen. Wenn ich glücklich davon komme, kann er mich auf der Stelle zu sich kommen lassen, und ich muß, wenn er befiehlt, einen neuen Streich führen — und für ein Paar Goldstücke; — das ist eine traurige Knechtschaft. Wenn dieser Mann todt wäre, so wäre ich frei.

Kaum hatte ich das gedacht, so hatte ich auch schon den Griff des Dolches in meiner Hand, und wie ein Tiger stürzte ich mich auf Mauclair.

Sein Tod war eine Nothwendigkeit für mich. — Ich traf ihn so gut, daß er sich nicht bewegte, keinen Laut hören ließ. Den Dolch ließ ich in der Brust stecken und entfernte mich schnell. Unterwegs verlor ich einen der Schlüssel; Sie haben den andern und die Dolchscheide. Ich wollte die Stadt verlassen und nach Marseille auf die Santa Maria Purissima zurückkehren. Da erfuhr ich, daß die junge Frau Mauclair's verhaftet sei und ich blieb, um den Verlauf abzuwarten.

Nie hätte ich gedacht, daß man sie verurtheilt hätte. Wie! Sie wissen das Verbrechen nicht besser von der Unschuld zu unterscheiden? Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich verstünde es besser.

In freudiger Rührung nahm der junge Advokat das Wort zur Vertheidigung Gaetano's. Es war schwer, wohl unmöglich,

seine Freisprechung zu bewirken. Aber man konnte doch seine Verbrechen in milderem Lichte darstellen, indem man die Lage hervorhob, in welche ihn Mauclair durch seinen Einfluß auf ihn versetzt hatte, auf die Schlechtigkeit hinwies, die Mauclair ihm gegenüber nicht entwickelt hatte, der ein erstes Verbrechen, das für ihn begangen war, benutzte, um ein zweites begehen zu lassen. Man mußte auch dafür Gaetano Rechnung tragen, daß er es vorgezogen hatte, sich selbst anzuklagen, als eine Unschuldige sterben zu lassen. Des Essarts sprach mit gesteigertem Eifer und ließ keinen Gegenstand unbenutzt, der zu Gunsten seines Schützlings dienen konnte.

Der Gerichtshof zog sich zurück, um zu berathen. Der Präsident verkündete kurz darauf, daß Julie freigesprochen, Gaetano dagegen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt sei.

Einige Tage nach diesem doppelten Urtheile war Paris in den Händen Napoleons, und die Provence war bei den Unruhen, die Frankreich in dieser Zeit bewegten, nicht wenig betheiligt. In solcher Zeit hätten auch weniger kühne Leute als Gaetano aus dem Gefängnisse entfliehen können. Der Genuese brach mit Leichtigkeit seine Ketten, und ehe er Frankreich verließ, stattete er seinem Vertheidiger einen Besuch ab.

Dieser kam ihm freundlich entgegen mit den Worten:

Es sind zwei verschiedene Menschen in Dir, Gaetano! Den Einen will ich nicht weiter bezeichnen; der andere aber ist edel, großmüthig, er bringt sein eigenes Leben zum Opfer zur Rettung eines Unschuldigen, die mein ohnmächtiges Wort nicht befreien konnte, diesen zweiten Menschen umarme ich mit Freuden.

Sprechen wir nicht davon, sagte Gaetano, ich kam nur, Ihnen zu sagen, daß ich abreise, und daß sie ein Korallen-Halsband von mir zum Andenken haben sollen.

Bei diesen Worten war er auch schon verschwunden. —

Die Wittwe Mauclair verlebte die Zeit ihrer Trauer in größter Zurückgezogenheit. Ihre thörichte Leidenschaft für St. Ange war erloschen und nach einem Jahre verband sie sich ehelich mit ihrem Vertheidiger. Am Tage der Hochzeit trug sie den Korallen-Halsschmuck, welchen Gaetano geschenkt hatte.

Es kommt von einem Mörder, meine liebe Julie, sagte der junge Advokat zu seiner Frau; aber vergiß nicht, daß Gaetano mehr für Dich gethan hat, als ich für Dich thun konnte, daß er Dir das Leben und die Ehre gerettet, daß ich Dich nur seiner Ergebenheit verdanke.

Einige Zeit nachher erfuhr das neue Ehepaar durch die öffentlichen Blätter, daß Gaetano Contrebandier geworden und in einem blutigen Gefechte mit sardinischen Zollbeamten seinen Tod gefunden hatte.

# XXIV.

# Der Hexenprozeß und seine Greuel.

## Eine Ausgeburt der Privatgerichtsbarkeit.

---

„Der Hexenprozeß ist nichts als eine neue Alchymie,
wodurch aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werden.“
Cornelius Loos † 1593.

Viel gelehrte Forscher haben ihr Gehirn angestrengt und ihre Zeit verdorben, viele Mühe ist vergeudet und noch mehr Papier verschrieben worden, um die Entstehungsgründe des Hexenprozesses, die Ursachen dieser grauenhaften Erscheinung auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, ärger als Ketzer- und Inquisitionsprozesse, zu ermitteln, dessen einzige Tendenz nur Justizmord war. Man kam bis auf die neueste Zeit zu gar keinem, oder höchstens nur zu halbrichtigem und halbwahrem Resultate, obwohl schon im 16. Jahrhunderte der Geistliche Cornelius Loos zu Mainz offen und ohne Hehl in einer Druckschrift sich darüber ausgesprochen hatte. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinunter erhielt sich dieser Wahnglaube an Hexen, Zauberer und Unholde, selbst unter den gebildeten Klassen und sogar in der Gelehrtenwelt.

Einer der ausgezeichnetsten Juristen des vorigen Jahrhunderts, Leyser, auf dessen Schriften noch bis zur Stunde die ganze Juristenwelt Stein und Bein schwört und als ein Evangelium der juristischen Gelehrsamkeit und einen Urquell juristischer Weisheit verehrt, glaubte an Hexen und Zauberer. Davon giebt juridisches Hauptwerk in dem Kapitel, welches vom „Verbrechen der Zauberei“ handelt, Kunde.

„Ich habe in meiner Jugend, sagt dort der Tschimborasso der Juristenwelt, als ich bemerkte, daß die, so an Zauberei glaubten, von meinen Lehrern und Mitschülern, später auch von meinen Amtsgenossen verspottet und verlacht wurden, an Zauberei und was damit in Verbindung steht, nicht geglaubt, um nicht für einfältig zu gelten; jetzt glaube ich daran, zur vollsten Ueberzeugung gebracht durch meine Hände, Augen, der Geschichte, der Akten und unverwerflicher Zeugen Bekundung."

Also der alte juristische Esel, das goldene Kalb der Juristenwelt der Gegenwart. (Med. ad Pand. Nr. 4. Band 9. 5, 629, wo man es selbst nachlesen mag.) Und dieser „gelahrte" Zopf saß noch auf einem deutschen Universitätsprofessorenstuhle zur Zeit, wo Friedrich's des Großen heller Geist leuchtete und jede Finsterniß bannte, wo eine andere deutsche Autorität, Thomasius, den Hexenglauben und seine Altäre, die flammenden Scheiterhaufen, worauf man die alten Mütterchen justizmörderisch verbrannt, stürzte, indem er die gesunde Vernunft als einzige Bundesgenossin zu Hülfe nahm. „Thomasius redete so laut, sagte der große König von ihm, daß man sich fernerhin solcher Rechtshändel (Hexenprozesse) schämte, und seitdem kann das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben." —

Und dennoch gilt jener verschrobene juristische Professor sammt den Meditationen aus seinem hirnverbrannten Kopfe nach wie vor als eine unumstößliche Autorität der ganzen Juristenzunft der Gegenwart, welche in der Mehrzahl ihrer Glieder die Todesstrafe gerecht findet und nicht von ihr lassen kann, trotzdem, daß die größten, genialsten Geister unseres Jahrhunderts sich mit den unwiderlegbarsten Gründen dawider ausgesprochen haben. „Unsere Enkel, sagte der würdige Prälat von Pahl, in der Würtemberg'schen Abgeordnetenkammer, werden mit denselben Augen auf die Hinrichtungen unserer Tage zurückblicken, wie wir auf die Hexenprozesse unserer Vorfahren." Leider werden auch unsere Enkel das nicht thun, wenn solche juridische Professoren und Dummköpfe unter ihnen leben, wie unter uns.

Nichts ist aber einfacher und leichter, als die Ursachen der Entstehung des Hexenprozesses zu ermitteln, wenn man nur ohne

Vorurtheil und vorgefaßte Meinung, vor Allem aber ohne Parteiansicht ans Werk geht. Der Hexenprozeß war nichts als ein Ausfluß der Privatgerichtsherrlichkeit, der sogenannten Patrimonialgerichtsbarkeit, deren Ende in Preußen eine „Märzerrungenschaft" ist, während in vielen deutschen Ländern diese Patrimonialgerichte zur Zeit noch fortbestehen als Ergebnisse „altpatriarchalischer" Zustände.

Und welches war der nächste Grund dieses scheußlichen Ausflusses der Patrimonialgerichtsbarkeit?

Der Egoismus, und zwar der habsüchtige, geldgierige Egoismus. Die Entstehung des Hexenprozesses war unter den Zuständen der Vorzeit und unter Benutzung des Aberglaubens und der Dummheit in der Natur jenes weltlichen Gerichtsbarkeitsverhältnisses selbst gegründet.

Der Gerichtsherr, d. h. der zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und Rechtspflege in einem bestimmten Bezirke Berechtigte, bezog die Gerichtskosten entweder und meist ganz oder einen Theil derselben; die Patrimonialrichter und das übrige Patrimonialgerichtspersonal bis zum Frohn- und Henkermeister hinunter, die von dem Gerichtsherren angestellt wurden, hatten Antheil daran, entweder durch Beziehen eines festen Gehaltes oder eines Theiles der Gerichtssporteln. Und wie diese Blutsauger zu „sportuliren" verstanden, bis zur jüngsten Zeit hinunter, weiß Jeder, der nur einigermaßen mit den näheren Verhältnissen bekannt ist. Außerdem fiel aber in früherer Zeit dem Gerichtsherrn im Falle einer Vermögensconfiscation das Vermögen des Verurtheilten zu, und das Gerichtspersonal ging dabei nicht leer aus, sondern erhielt seinen Antheil mit.

Das ist der einfache Schlüssel zur Lösung des Räthsels, zur Auffindung des Entstehungsgrundes des Hexenprozesses, daß man erstaunen muß, weshalb noch Niemand in neuerer Zeit diese auf flacher Hand liegende Entdeckung gemacht und veröffentlicht hat. Der Hexenprozeß ist eine Ausgeburt der Patrimonialgerichtsbarkeit; das ist das bisher unentdeckte Geheimniß.

Es liegt mir neben diesem, aus der Natur der Einrichtung und der Verhältnisse der Patrimonialjurisdiction hervorgehenden Beweise auch noch der geschichtliche, durch sprechende Thatsachen und vollgültige Zeugnisse kundiger und eingeweihter Zeitgenossen zu führende Beweis ob.

Die Patrimonial-, auch Erbgerichtsbarkeit genannt, war, wie in früherer Zeit viele Rechte über Dritte, Aemter, Privilegien und Bevorzugungen aller Art, in gewissen Familien und Berechtigten, deren Erben und Rechtsnachfolger erblich; sie stand den Grund- und Erbherren in Bezug auf ihre Erbzins- und Lehnleute zu, und führte den Namen daher, weil sie als ein zum Erbgut oder Erbvermögen (patrimonium) gehöriges Recht angesehen und ausgeübt wurde. Sie ist leider rein deutschen Ursprungs, anderen Völkern gänzlich unbekannt.

Es sollte bei ihrer Ausübung nach den deutschen Landes- und Provinzialgesetzen verfahren werden; da aber diese für die Grund- und Gerichtsherren böhmische Dörfer waren, so wurde sie durch Leute verwaltet, die rechtskundig sein *sollten*, häufig aber nicht waren.

Sie hießen Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Patrimonialrichter u. s. w., die von Jenen ernannt und angestellt wurden. Diese saßen nun zu Gericht nicht allein in Rechtsstreitigkeiten zwischen den bäuerlichen Erbzins- und Lehnsleuten, sondern auch zwischen dieser und dem Erb-, Grund- und Gerichtsherrn selbst; ebenso verwalteten sie die Strafrechtspflege bis zur Handhabung der Kapitaljurisdiction einschließlich, d. h. des Urtheilsspruches auf Leben und Tod.

Diese gerichtsherrliche Kriminalrechtspflege war es, worauf der Hexenprozeß mit allen seinen Greueln, Folterinstrumenten, Scheiterhaufen und Justizmorden basirte, denn alle „Hexen" und „Hexenmeister", welche von dieser Hexenjustiz gemordet wurden, waren *schuldlos*; sie waren ihr unvermeidliches Opfer, unrettbar verloren, sobald sie zur Haft gebracht waren, die nur durch Vernichtung der Angeklagten durch Feuer und Schwert endete.

Ein anderer edler deutscher Mann, der dem ehrenhaften Geistlichen Cornelius Loos nachfolgte, ein Zeitgenosse jener justiz-

mörderischen Gerichte und Bluttaten, der Jesuit **Friedrich von Spee**, aus einem rheinischen Adelsgeschlechte, geboren zu Kaiserswerth 1591 oder 1595, gestorben 1635, war es, der beherzt diesen Greueln entgegentrat.

Früher zu Köln, wo er in den Jesuitenorden trat, darauf in Trier und Paderborn, zuletzt in Bamberg und Würzburg, lag ihm in letzter Stadt die schwere Pflicht ob, derartige, dem Justizmorde anheimgefallene Opfer zum Tode vorzubereiten und ihnen den letzten geistlichen Trost angedeihen zu lassen.

Gerade in den Jahren seines dortigen Aufenthaltes, von 1627 bis Februar 1629, wurden daselbst in 91 Bränden 158 „Hexen" und „Zauberer" verbrannt. Unter ihnen befanden sich ein Rathsherr mit seiner Frau, 8 Vikarien im neuen Münster, 4 Chorherren, ein Doktor der Theologie, eine Edelfrau, 18 Knaben von 10—14 Jahren. Sein Haar ergraute in diesem schweren Amte vor der Zeit, da unter so Vielen, die er auf ihrem letzten Wege begleitete, Keiner sich befand, der nicht die Thorheit und Ungerechtigkeit der Richter und sein Unglück beklagte, und sich auf Gott als Zeugen seiner Unschuld in den letzten Augenblicken sich berufen hätte.

Das antwortete er auch auf die Frage des Erzbischofs von Mainz, Johann Philipps von Schönborn, nach seinen weißen Haaren. Und eingedenk dieser Worte machte derselbe in seinem Kurstaate dem Unwesen des Hexenprozesses **zuerst in Deutschland** ein Ende.

Wie Spee offen zu ihm geredet, so schwieg er auch nicht gegen seine Freunde, so trat er auch öffentlich, wenn auch ohne Nennung seines Namens, als „unbekannter römischer Theologe" auf in seiner berühmten Schrift: Cautio criminalis (Rinteln 1631).

Er zuerst war es, der es wagte, unmittelbar Deutschlands Fürsten, Obrigkeiten, Richter, Advokaten und Geistliche aus dem Schlafe zu wecken, und sie aus seinen eigenen Erfahrungen über die Unvernunft und Grausamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren suchte durch diese wichtige Schrift, voll edler Menschlichkeit und mannhaften Muthes, wie je eine deutsche Feder geschrieben. Sein Vorgänger C. **Loos** mußte sein Unternehmen mit Gefängnißstrafe büßen und Widerruf thun; auch dem Kanzler

der Universität zu Prag, Adam Tanner († 1632) ging es nicht besser. Da übernahm Spee den ungleichen Kampf.

Insbesondere eiferte Spee gegen den Gebrauch der Folter in den Hexenprozessen auf die äußerste Weise, da sie die Unschuldigen ins Verderben stürze und das Land mit Hexen und unerhörten Verbrechen anfülle, indem die stärksten Männer versichert hätten, sie würden alle erdenklichen Verbrechen auf sich genommen haben, um nur den Folterqualen zu entgehen; lieber wollten sie sich zehnmal in den Tod stürzen als noch einmal auf die Folter gehen. Wer einmal auf der Folter bekannt habe, sei verloren, denn kein Widerruf gelte. „Man achte das Recht, man folge der Vernunft, und keine Hexen würden ferner noch verbrannt werden.“

Die abergläubige Dummheit des Volkes, das frevelhafte Gebahren der Richter, ihr Geldwucher und die Sorglosigkeit mit welcher Fürsten Ehre, Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen der habsüchtigen Willkühr untergeordneter Beamten und der Grausamkeit roher Schergen Preis gaben, bildeten dieses Nachtstück in der Geschichte der Menschheit, neben dem die Härten des türkischen Despotismus und die Greuel der Revolutionen schier als Lichtpunkte erschienen und fast ihre Schatten verlieren.

Spee selbst erzählt einen Fall, wo ein geldgieriger Hexenrichter, den die armen Landbewohner als einen Halbgott betrachteten, nachdem er sein hochrichterliches Auge auf ein Dörfchen mit fetten Bauern geworfen, es für rathsam gehalten, zuerst seine Helfershelfer dahin zu senden, die denselben so viele grausenerregende Geschichten von Hexereien erzählten, daß die bedrängten und geängstigten Landleute den Richter förmlich eingeladen, ihre Gemeinde von dieser Pest zu reinigen. Hierauf habe derselbe zu kommen versprochen, aber zuvor durch seine Helfer den vorauszuzahlenden Beitrag zur Bestreitung der Kosten, der von Thür zu Thür eingesammelt worden, eintreiben lassen. —

Der schon mehr erwähnte Vorkämpfer Spee's, Cornelius Loos, traf schon den Nagel auf den Kopf, und ergründete das eigentliche Wesen und den wahren Grund des Hexenprozesses wenn er sagt:

„Der Hexenprozeß ist eine neue Alchymie, durch welche aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werden.“

Diesen Ausspruch mußte er zwar gezwungen widerrufen aber er war, ist und bleibt wahr.

Und so komme ich denn zu dem Beweise durch Thatsachen, daß der Hexenprozeß nichts als ein privilegirtes Mittel einer ganzen Rotte von Betrügern und Peinigern der Völker, um Geld zu erwerben, nichts als eine Erfindung der Habsucht und Geldgier jener Kreaturen war, die wie Vampyre auf dem Leibe der Nation saßen und ihnen Geld und Blut aussogen.

Fürsten, Gerichtsherren, Richter und Geistliche waren die Beförderer des Hexenprozesses, Häscher, Spione und Henker ihre Helfershelfer. Sie alle zusammen theilten sich in die Beute, die ihnen durch die mit dem Hexengerichtsurtheile ausgesprochene, oder in Folge desselben von selbst stattfindende Vermögenseinziehung der zum Feuertode Verurtheilten zufiel.

Schon im Laufe des Prozesses schritt man zur Inventarisation des Vermögens der Eingekerkerten, wie sich dies ausdrücklich in den Hexenprozeßakten mehrfach aufgezeichnet findet. Man scheuete sich nicht, offen auszusprechen, daß man durch Hexenverfolgungen steinreich werde, und es gab Finanzleute, die es priesen, daß man das dadurch errungene Vermögen der Unglücklichen, die dadurch flüssig werdenden Geldmittel aus dem Nachlasse der Hingerichteten zu fürstlichen Bedürfnissen gar vortrefflich verwenden könnte.

Wie oft und häufig dieses auch ausgesprochen ward, und sich in den Akten der Hexenprozesse aufgezeichnet findet, so hat man dies dennoch fast in allen Schriften über den Hexenprozeß übersehen. Erst Soldan macht in seiner „Geschichte der Hexenprozesse“ darauf zuerst aufmerksam, und theilt betreffende Aktenstücke darüber mit, ebenso Horst in seiner „Dämonomagie“.

Gelderwerb war der Zweck der Mehrzahl der Hexenprozesse, Habsucht und Geldgier waren die Hebel, neben noch schmutzigeren Leidenschaften. Das canonische Recht gab dazu die Veranlassung, indem es die Einziehung des

Vermögens der wegen Zauberei verurtheilten Personen bestimmte, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. war über diesen Punkt nicht ganz klar; die richterliche Praxis aber erläuterte die Stelle nach Anleitung und Vorgang des canonischen Rechts.

„Jeder nimmt mit seiner Portion an der Suppe vorlieb," sagt ausdrücklich mein Gewährsmann. „Bevoraus, weil man an vielen Orten nicht nur den weltlichen Richtern, sondern auch den Beichtvätern Kopfgeld hierinnen gesetzt, so halten sie auch mit den Brandmeistern Convivia; sie poculiren miteinander, Alles aus dem Blute der Verurtheilten; das heißen sie wohlgefochten."

Spee schlägt als radikales Mittel gegen die Hexenverfolgung ein „Kopfgeld für jeden Unschuldigen" vor.

Die auf uns gekommenen Hexenprozeßakten reden ganz offen über diesen scheußlichen Gelderwerb.

Von tausend Beispielen zunächst eins! —

In dem reichsfreiherrlichen Städtchen Lindheim im Großherzogthum Hessen, woselbst der Hexenrichter Geiß, ein roher und habgieriger Mensch, während des 30jährigen Krieges Soldat, als Patrimonialrichter und Amtmann der Lindheim'schen Gauerben zu Gericht saß und wüthete, war durch ihn in den Jahren 1650—53 ein grausiger Hexenprozeß geführt worden, worin nach und nach fast das ganze Städtchen verwickelt ward, und viele Menschenleben justizmörderisch auf dem Hexenscheiterhaufen enden mußten.

Geiß und seine Gerichtsherren wurden reich dabei. Im Jahre 1661 gelüstete diesem Unhold abermals nach einer Beute. Er erstattete einen Bericht an die Grund- und Gerichtsherrn unterm 7. December 1661. Nachdem er ihnen mit vieler Selbstzufriedenheit von mehreren, durch ihn veranlaßten Ersparungen und Verbesserungen gemeldet, fährt er wörtlich also fort:

„Was sonsten das leidige Zauberwerk anbelangt, geht dasselbe hier leider Gottes so stark im Schwang, daß man sich nicht genug fürchten kann. Der mehre Theil der Bürgerschaft will gern, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte, das Holz dazu und alle Unkosten erstatten, und könnte die Herrschaft auch soviel bekommen, daß die Brücke wie auch die Kirche könnten wiederum in guten Stand gebracht

werden. Noch überdies so könnten auch soviel haben, daß deren Diener inskünftige könnten soviel besser als bisher besoldet werden; denn es dürfte vielleicht ganze Häuser und eben diejenigen, so genung dazu zu thun haben, infociret sein."

Das ist denn doch deutlich gesprochen! Und die sämmtlichen Gerichtsherrn dieses Teufels in Menschengestalt verstanden diese Sprache, genehmigten die Erneuerung des Hexenprozesses und übertrugen ihn ihrem Geiß, der in Verbindung mit einigen anderen Schurken, die er als Blutschöffen bestellte, und von denen nur Einer seinen Namen schreiben konnte; die Untersuchung begann.

Das obige Aktenstück befindet sich noch im Lindheim'schen Hausarchive. Ebendaselbst ist auch noch ein Bericht von Geiß vorhanden an die Gerichtsherrschaft vom 17. August 1662 über die Lage der Untersuchung, und darin stößt man auf die, meine Ansicht wiederum bestätigende Stelle:

„Heinrich Knolwer's Hausfrau ist ausgerissen, und habe sie lauffen lassen, weilen ihr Mann nichts im Vermögen. —

Derselbe Geiß confiscirte im Hause des gleichfalls zur Untersuchung gezogenen Müllers Schüler an baarem Gelde 88 Thaler. Bei einem Bierbrauer, dem er, wie er berichtet, „das Brauen gelegt", wurde das ganze Vermögen gleichfalls aufgeschrieben; eines Fleischers Wittwe gehörte ebenfalls zu der Zahl der in Untersuchung befangenen Personen. Alle waren somit aus der besseren, wohlhabenderen Bürgerklasse erlesen, um sich gehörig zu — bereichern.

Der Müller Schüler gehörte zu den angesehensten, unbescholtensten Männern im Städtchen; seine Haftnahme veranlaßte einen Aufstand, wie Geiß selbst berichtet. Schüler wußte zu entkommen, aber Geiß wußte sich zu helfen: des Flüchtlings Frau wurde eingezogen, verurtheilt und verbrannt; der fette Braten — das Schüler'sche Vermögen — entging ihm nicht, es ward eingezogen. Schüler führte Beschwerde beim Reichskammergericht zu Speier, die indeß keinen Erfolg hatte. Indeß nahm die Sache

eine günstige Wendung, und endete mit der Amtsentsetzung der des Bluthundes und Geldscharrers Geiß.

Dieser suchte sein Verfahren zu rechtfertigen in einer Vertheidigungsschrift, und darin finden sich abermals Stellen, welche die Bereicherung durch die Vermögensconfiskation bekunden; es heißt darin unter u. A.:

„Man lästert, mich mit fremden, der Hingerichteten Gütern bereichert zu haben, heiß ich diejenigen abermals lügen. Meine Rechnung weiset aus, die genugsam examiniret, daß ich Mehres nit empfangen, als was mir, pro labore verordnet und durch die Geschworenen abgeschätzet worden, nemlich an Geld, Frucht und etzlich wenig Stück Vieh. Der confiscirten Güter aber hab ich mich niemalen theilhaftig gemacht, sondern stehen selbe denen gesammten hochadlichen Gauerben zu, denen solche anheimfallen. Ist etwas Weniges davon verkauft, wird der Verwalter zu vernehmen wissen, werden zweifelsohne auch für Ew. Hochadlige Gnaden daran ihr Part haben."

Aus der in den Akten befindlichen Rechnung des Geiß geht nun hervor, daß er sich nicht vergessen, und „pro labore" gehörig gerechnet hat, indem er an angeblichen Auslagen 180 Thaler specificirt, eine für jene geldarme Zeit nach dem 30jährigen Kriege nicht unbedeutende Summe. Unter anderen Sätzen setzt er für einen Ritt von 2 Stunden 5 Thaler an, „weilen das Wetter dazumalen sehr schlimm gewest, und er bei der eifrigen Verfolgung der Herenkönigin sein arm Leben, Leib und Gesundheit daran wagen müssen." Die drei ersten Posten der Rechnung zum Gesammtbetrage von 22 Thalern sind Wirthshausrechnungen, Gelder, die bei der Herenverfolgung — wie er sich ausdrückt — „versoffen" sind.

Ferner heißt es in einer anderen seiner Rechnungen u. A.: „Manches, was er nidt sofort ufgeschrieben, und das ihme nunmehro nidt mehr recht zur Besinnung habe kommen mögen, habe er auf gute Treu und christlichen gewissenhaftigen Glauben eingetragen."

Ebenso geht aus den Akten hervor, daß er von seinen Raubgesellen die „Kühe, Säue, den Lein, die Frucht, das Oeligt u. s. w. der Verurtheilten zu geringen Preisen hat abschätzen lassen; mithin war das Raubsystem unter der Firma der Justiz vollständig organisirt.

Noch charakteristischer ist folgender Vermerk: „Etzliche Stück Vieh habe ich nidt ufzuschreiben nothdienlich erachtet, weilen ihme solche von etzlichen mit bösem Gewissen Beladenen ohne sein Wissen und Bitt geschenkt, in der eitlen Meinung, ihn dadurch von Gott und der lieben Justicia abzubringen.“

Nach einer Rechnung des Raths des Städtchens Zuckmantel vom 20. October 1630 brachte das Verbrennen von 11 Hexen 425 Thaler ein. Davon empfing der Bürgermeister 9 Thaler 6 Groschen, der Rath ebensoviel, der Vogt und die Gerichtsschöffen das Doppelte, der Stadtschreiber und Stadtdiener jeder 9 Thaler 6 Groschen. Der Ueberrest ward im Betrage von 351 Thalern dem Fürstbischof von Breslau als den Gerichtsherrn eingehändigt.

Nach einer anderen Rechnung wurden für 4 Hexenbrände, jeder zu 4 Personen, 490 Thaler beigetrieben. Von diesen nahm der Rath 154 Thaler, das Uebrige fiel dem Landeshauptmann und Fürsten zu. Das Städtchen Zuckmantel setzte in jener Blüthezeit der Hexenprozesse acht Scharfrichter; der Rath bewilligte contractlich dem neu engagirten Meister Hildebrandt für jede zu richtende Person 6 Thaler, außerdem für jede Woche, in der er in Arbeit sei, noch 6 Thaler neben Naturallieferungen an Holz, Licht, Hafer u. s. w., endlich den Knechten des Meisters von jedem Brand 2 Thaler.

Der Scharfrichter Meister Rörekamp zu Coesfeld in Westpfalen verdiente im Jahre 1631 für Foltern, Würgen, Köpfen und Verbrennen in 5 Monaten 169 Thaler, die folgenden 7 Monate waren ebenso ergiebig, so daß seine Jahreseinnahme neben seinem Gehalte an Accidenzien 400 Thaler betrug.

Während in dieser fürchterlichen Zeit des 30jährigen Krieges das Volk verarmte, wurden Gerichtsherren, Richter, Beamte und Henker reich. In Trier, woselbst die Hexenverfolgungen im groß-

artigsten Maßstabe stattfanden, ritt der Scharfrichter „in Gold und Silber gekleidet auf einem stolzen Pferde.“

Gerade nach der Reformation und während der Dauer des 30jährigen Krieges wüthete die Hexenjustiz am furchtbarsten, geschürt durch die Jesuiten und ihre habgierigen Helfer, Fürsten und Richter, welche unter der Firma der Hexenprozesse auf solche Weise alle „Mißliebigen“ aus dem Wege schafften, und nebenbei die Vermögen der Gemordeten stahlen, d. h. confiscirten.

In der Regel strich der Grund- und Gerichtsherr zwei Drittel des confiscirten Vermögens und der sogenannten Hexen- oder Brandgelder ein; das letzte Drittel ward brüderlich, aber standes- und verhältnißmäßig zwischen Richter, Schöffen, Geistliche und Henker vertheilt; für die Helfershelfer und Denuncianten fiel nichts ab, sie wurden meist von den Richtern selbst für ihre Dienste privatim remunerirt. In einigen Gegenden Deutschlands erhielt der Fürst als Lehns- und Gerichtsherr für jede Hexe 12 Thaler, der Richter 4—5, der Henker 3—4 Thaler.

In den furchtbaren Hexenprozessen unter der Aegide der Baalspfaffen von Bamberg und Würzburg spielten die Geld-erpressungen die Hauptrolle. Sie wurden dort so arg getrieben, daß Kaiser Ferdinand II. in einem Schreiben an den habgierigen Bischof von Bamberg erklärte, wie er solche „höchst schmutzige Confiscationes in diesem Crimine unter keinerlei Vorwand mehr gestatten könne.“

Die Geistlichen bezogen außer den gewöhnlichen Gebühren für ihre seelsorglichen Bemühungen als Beichtväter noch mancherlei Accidenzien, z. B. für Messelesen, Austreiben des Teufels u. s. w., sie waren es, welche die Flammen der Hexen- und Scheiterhaufen schürten zu Nutz und Frommen ihres Säckels.

Für die der Hexerei und Zauberei Angeklagten war demnach nur das einzige Mittel, um dem flackernden Holzstoße zu entgehen und wenigstens vorläufig freigesprochen zu werden, die Zahlung bedeutender Geldsummen. Es wurden dergleichen Abfindungen in der Regel nur angenommen, wenn man wußte, daß durch

Confiscation auch nicht mehr zu erlangen, daß das Vermögen der Inkulpaten in Sicherheit, allenfalls im Auslande schon war.

Viele Inquisitoren waren in ihren Geldschneidereien so erfinderisch und sinnreich, daß sie von gewissen, der Hexerei verdächtigen Personen eine bestimmte jährliche Rente zogen. So erzählt Agrippa von Nettesheim, ein würdiger Zeitgenosse, indem er sagt:

„Sie haben unter jenen Unglücklichen nicht wenige, die eine jährliche Steuer zahlen müssen, um nicht von Neuem vor Gericht geschleppt zu werden.“

Neben diesem allgemeinen Grunde der scheußlichen Habsucht und Geldgier, spielen aber auch häufig andere Leidenschaften eine Hauptrolle.

Ich theile ein Beispiel für Viele mit.

In einer von dem Domkapitel zu Paderborn dem Fürstbischof Theodor am 2. December 1611 zu Neuhaus überreichten Denunciation gegen den domcapitularischen Syndicus und Amtmann zu Lippspringe, Johann Moller, kommt unter den Anklagen auch folgende vor:

„Als er (Moller) einstmals eine junge Zaubersche (Zauberin, Hexe) von Etteln, die Joseph'sche genannt, zu Lippspringe in Haft gehabt, und in der Tortur gesehen, wie dieselbe so schön von Leib und Wohlgestalt gewest, daß er oft davon zu sagen pflegte: es wäre schade, daß man ein so schönes Weib verbrennen sollte, wie er sie denn auch motu proprio aus dem Gefängniß gelassen und auf freie Füße gestellt hat. Ueber etliche Zeit, als er an das Weib gedacht, hat er dieselbe nochmals auf das Haus Lippspringe kommen lassen, und unangesehen keine neue Anklage geschehen, sich geäußert, er wolle sie abfragen, deshalb er sie in eins der besten Gemächer gewiesen, daselbst Betten eintragen, das Gemach warm machen, auch täglich hineingegangen, etliche Stunden bei ihr verblieben, daß auch seiner Hausfrau dieser Handel verdächtig geworden, deshalben er sie endlich nach verrichteten Sachen, als sie glatt und wohlgemästet, wieder hinausgelassen, und noch zum Ueberfluß für sie eine ansehnliche Summe Kostgeldes hat erlegen müssen.“ —

Gebt mir ein viehisch verdammtes Volk, sagt Mirabeau, und ich will ein Volk von Tigern daraus machen!

Das Zeitalter der Hexenprozesse sei ein Warnbild! Möge die Erinnerung daran einsehen lernen, was jene „gläubigen frommen Jahrhunderte", die man so gern unserer Zeit als Muster vorhält, eigentlich waren! Möge man erkennen, daß die Geschichte der Menschheit und Humanität erst mit der von vielen verrufenen Aufklärung beginnt! Möge man einsehen, was für Unsinn und was für Schlechtigkeit zu Religion, zu positivem Recht und Gesetz gemacht werden kann und in christlichen Staaten schon gemacht worden ist! —

Der Hexenprozeß wurde nach gesetzlich bestimmten Regeln und Formen, nach einer Hexenprozeßordnung geführt, die den Namen: Hexenhammer (Malleus Maleficarum) hatte. Volle drei Jahrhunderte galt er in Deutschland als Richtschnur und Criminalcodex. Ihm vorher ging die Bulle des Pabstes Innocenz XIII. vom 4. December 1484 zur Einführung des Hexenprozesses in Deutschland, welche alle jene Greuel von vorn herein sanctionirte und die Existenz von Hexen, von „Individuen beiderlei Geschlechts, die vom katholisch-christlichen Glauben abgefallen", öffentlich proclamirte, und drei Predigermönchen den Auftrag gab, die Laster der Zauberei auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten.

Jedenfalls war ihm die Hexerei nur Vorwand, Ketzerei war gemeint; Beide galten als Geschwister, Beide vom Teufel erzeugt. Jede Appellation gegen ein Hexenurtheil wurde durch die Bulle ausgeschlossen; Niemanden stand ein Begnadigungsrecht zu, war das Urtheil gesprochen, so war auch der Stab gebrochen.

Der Hexenhammer diente zur Erläuterung, Einführung und Bestätigung jener Bulle und zur Bestimmung fester Prozeßverfahrens-Normen. Der erste Theil handelt von dem Verbrechen, d. h. von der Hexerei, der zweite von den Mitteln dagegen und dritte von dem gerichtlichen Verfahren gegen die Hexen.

Er ist ein System, eine Theorie des Hexenwesens und Hexenprozesses, verfaßt von den beiden, vom Papst bestellten Ketzer-

und Hexenrichtern Jakob Sprenger und Heinrich Greneyer, die eine Approbation der theologischen Facultät zu Köln und ein Diplom Kaisers Maximilian I. erschlichen.

Darnach wurde der Hexenprozeß eingeleitet ohne alle Denunciation, auf das bloße Gerücht, daß es hier oder dort Hexen gäbe; denn — in einer so seelengefährlichen Sache sei es Richterpflicht, nicht erst einen Ankläger abzuwarten, sondern sogleich amtlich zu untersuchen.

Die Fragen, die den Inquisitoren vorgelegt wurden, sind in feststehender Reihenfolge im Hexenhammer angegeben, und daher kommt es, daß sich alle Hexenprozeßakten wiederholen.

Wie die Vertheidigung zu gestatten, verordnet der Kodex ebenfalls mit dem Hinzufügen: „Vertheidigt ein Defensor seinen Klienten über Gebühr, so wird er billig für noch schuldiger befunden, als der Vertheidigte selbst, in dem Maaße, als er eifrig zu Werke geht" steigt der Verdacht gegen ihn.

Daher fand sich selten ein Advokat zur Vertheidigung bereit, und deshalb findet man nur wenige Beispiele von Vertheidigungen.

Weitläufig wird das Thema von der Folter und ihrer Anwendung in ihren verschiedenen Graden abgehandelt.

Darauf folgt die Art und Weise der Urtheilsfällung und die Appellation gegen ein Urtheil. Diese muß erschwert werden, sie findet sich in den Hexenprozeßakten auch wenig. In einzelnen Fällen findet man auch Fakultätsgutachten. In einem Hexenprozesse im Paderborn'schen kommt der Fall vor, daß auf Befehl der Landesregierung vor der Urtheilsvollstreckung die Akten unterm 11. Oktober 1704 an die Juristenfakultät zu Marburg gesandt wurden, um ein unpartheiisches Gutachten zu ertheilen, welche unterm 2. November 1704 dahin resolvirte:

„So ist dennoch in dieser Sache vorsichtig zu verfahren, und zum wenigsten den Umständen nach noch zur Zeit nicht zur Todesstrafe, es sei mit Schwert oder Feuer, zu schreiten, ohnerachtet solches die schon vormals in der Sache zu Rathe gezogenen Juristen durch verschiedentliche und nicht gänzlich außer Acht zu setzende Gründe darzuthun suchen." „Deswegen, fährt das Gut-

achten fort: „wir davor halten, daß Inquisit noch zur Zeit vielmehr verständigen Geistlichen in ein Kloster, um ihn nicht nur durch gute Unterweisung und Gebet mehr zur Erkenntniß Gottes und seines Wortes zu bringen, sondern auch durch ordentliche, auch starke Arbeit ihm, im Fall es melancholische Gedanken seien, solche zu vertreiben, als dem Scharfrichter zum Feuer und Schwert zu überantworten.“ Hiernach konnte mit besserem Bestand Rechtens erkannt werden, was Rechtens, Alles von Rechtswegen.

Aber diese und ähnliche Fälle, wo auf Verwendung einsichtiger Männer solche vernünftige Wege eingeschlagen wurden, auf welchen einzig Rettung möglich war, sind selten.

Das waren die Bestimmungen des Hexenhammers, der die Hexen zerschmettern sollte, daher der gewählte Name. Er galt, wie gesagt, 3 Jahrhunderte hindurch in Deutschland. In einzelnen Landestheilen galten mit und neben ihm noch besondere Verordnungen und Vorschriften.

So war Seitens der erzbischöflich-kölnischen Regierung im Dezember 1615 eine besondere weitläufige Hexenprozeßordnung den Richtern des Herzogthums Westpfalen vorgeschrieben. Eine vernünftige Bestimmung findet sich in diesem legislatorischen Kauderwelsch indessen, nemlich das Verbot verfänglicher Fragen:

„Es sollen auch die Schultheißen und Schöffen oder Gerichtsschreiber der gefangenen Person keine Umstände der erkundigten Missethat vorsagen, sondern dieselbe von den Beschafften selbst sagen lassen.“

Durch diese sogenannten Suggestivfragen in Verbindung mit der Folter wurden fast alle der Hexerei Beschuldigten geständig. Indeß habe ich in den vielen Hexenprozeßakten, die ich gelesen, einen merkwürdigen Fall gefunden.

Elisabeth Welver widerstand im Jahre 1687 im Paderborn'schen vor den Schranken des Hexengerichts allen Kunstgriffen und Bemühungen des Hexenrichters, selbst den Schmerzen und Qualen wiederholten Folterns. Ein Zeuge hatte von ihr vor Gericht bekundet, wie sie geäußert:

„Sie wisse voraus, daß die Herren ein Buch Papier über sie verschreiben würden; sie wolle aber doch den Herren ihr Gericht matt legen.“

Und wirklich legte sie das Gericht matt.

Die Verhöre währten von Mitte Juni bis Ende Dezember, sie widerstand und leugnete wirklich. Man erkannte nothgedrungen, daß Inquisitin „der Haft zu entlassen, vor allem aber frommer und ehrlicher Leute Gesellschaft oder Zusammenkunft zu vermeiden, auch Kaution und Gelübd zu leisten, sich jederzeit auf obrigkeitlich Erfordern wiederum zu stellen.“

Ihr Ehemann setzte „pro Cautione sein Hab und Gut, Haß und Blut“, wie es in den Akten heißt, und die Unglückliche ward nach halbjährigem Kerkerleiden und Folterqualen auf freien Fuß gesetzt. — —

Nach der letzten Vernehmung der Angeklagten erfolgte das Urtheil, welches meist noch am selben Tage, mithin noch schneller als unsere kriegsgerichtlichen Urtheile vollstreckt wurden.

Leider gingen die Hexenrichter brutaler und grausamer zu Werke, als der Hexenhammer vorschrieb; die Praxis übertraf die Theorie. Die Rechtsgelehrsamkeit in Deutschland blieb lange noch auf derselben Stufe stehen; selbst in des „berühmten Rechtsgelehrten“ Professors der Jurisprudenz zu Leipzig, Benedikt Corpzow's Lehrbuch über die strafrechtliche Praxis, die 150 Jahre nach der Reformation erschien, liest man die Ansichten des Hexenhammers vorgetragen, und erst mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts erreichten in Deutschland die Hexenprozesse ihr Ende.

Zum Schlusse füge ich noch eine gleichzeitige Schilderung eines Augenzeugen, wie ein Hexengerichtsurtheil gesprochen und vollstreckt ward, hier an. Sie lautet:

„Nachdem nun nochmalen Bericht abgestattet, so wurden die drei Gefangenen, bei welchen alle Tage in der Woche sechs Geistliche aufgewartet, und sie zum Beten, Singen und zur Buße ermahnt, nach einander ausgeführt, und mußten hierauf vor den Gerichtsstuhl treten, und die Prediger standen hinter ihnen. Hierauf fragte der Amtmann nochmalen:

1. die Susanne: ob sie von Ilsaben einen Zauber- und Buhlgeist bekommen?

Ja.

2. die Ilse: ob ihr von ihrer Mutter ein Buhlgeist beigegeben?

Ja.

3. die Katharina: ob sie ihrer Tochter Ilsen den Geist beigebracht?

Ja.

Hierauf stand der Notarius Anton Wernecccius auf und las das Urtheil laut her.

Sogleich stellte sich der Scharfrichter an die Seite des Tisches und bat um Schutz, wenn ihm das Abschlagen der Köpfe der Verurtheilten nicht gleich gelingen sollte. Hiernächst ward vom Amtmann der Stab gebrochen, und Tisch und Stühle des Gerichts wurden umgeworfen."

Alsbald ging der Zug nach der Stadt und durch dieselbe nach dem Richtplatz. Ein Theil der begehrten Mannschaft ging voran, jede der drei armen Sünderinnen wurde von zwei Geistlichen begleitet, dabei vom Henker am Strick geführt und von 6 wehrhaften Bürgern umzingelt. Den Zug schloß eine Zahl wehrhafter Leute.

In dieser Ordnung wurde durch die ganze Stadt mit abwechselnden Gesängen, Predigten, Ermahnungen und Gebeten gezogen. Vor dem Thore wurde an der Richtstätte der Kreis geschlossen und

1. die Susanne so lange in demselben herumgeführt, als das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei" währte. Nachdem ihr Kopf gefallen, sang man: „Nun bitten wir den heiligen Geist." Nun trat

2. die Ilse in denselben Kreis, ward gleichergestalt unter Absingung desselben Liedes darin herumgeführt, und hernach ihr das Haupt abgeschlagen. Endlich wurde

3. unter fortdauerndem Gesange die Katharina rücklings auf den Holzstoß hinaufgeschleppt, mit einer Kette um Leib und Hals festgebunden, und dabei sonderlich die Krampe um den Hals so hart zugezogen, daß sie im Gesichte ganz braun ward, auch das Gesicht aufschwoll.

Gleich darauf wurde der Scheiterhaufen angezündet, der dann unter dem Gesange der Geistlichen, Schulknaben und übrigen Zuschauer so lange loderte, bis ihr Körper völlig zu Asche verbrannt war. Also geschehen auf dem Köppenberge vor Arendsee am 5. August Anno 1787." *)

---

*) Fast mit denselben geistlichen Ceremonien, unter dem Geleite der Geistlichen und Schulkinder, fand noch im Jahre 1851 zu Herfort in Westfalen die Hinrichtung eines Mörders statt.

Zum Volks-Pitaval, Lief: 1. Bd: 10.



Der Ehegattenmord.

## XXV.

# Abermals ein Ehegattenmord unter Angehörigen der Arbeiterklasse der Jetztzeit.

Verhandelt vor dem Schwurgerichte zu Münster vom 22. bis 24. April 1858.

---

Daß die tiefste Corruption immer mehr bis in die untersten Schichten der Gesellschaft der Gegenwart dringt, beweisen die unleugbarsten Thatsachen, die betreffenden Verhandlungen vor den Strafgerichtshöfen. Einen Belag dazu liefert die vom 22. bis 24. April d. J. vor dem Schwurgerichtshofe zu Münster stattgefundene öffentliche Verhandlung wider den Ackerknecht Gerhard Terwege aus Vardingholt und die Wittwe des Tagelöhners Heinrich Stegemann, Johanna Maria Stegemann, geb. Tücking zu Gladbeck. Der Ehemann der Letzteren war von Beiden als Opfer des Mordes auserſehen und fiel als solches.

Das Verdict der Geschworenen lautete gegen Torwege:

schuldig, am 15. November 1857 auf dem Wege vom Dorfe Gladbeck nach der Stadt Dorsten den Tagelöhner Heinrich Stegemann, Ehemann der Mitangeklagten Johanna Maria Stegemann, geb. Tücking, getödtet zu haben, und zwar vorsätzlich und mit Ueberlegung;

ebenso gegen die Wittwe Stegemann:

schuldig, den Ackerknecht Gerhard Terwege dazu, daß er am 15. November 1857 auf dem Wege vom Dorfe Gladbeck nach der Stadt Dorsten ihren Ehemann, den Tagelöhner Heinrich Stegemann, vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet hat, durch Auftrag, Ueberredung und das Versprechen, ihn heirathen zu wollen, angereizt, verleitet und bestimmt zu haben.

Der Gerichtshof erkennt darauf, unter Bezugnahme auf §. 175 — (wer vorsätzlich und mit Ueberlegung einen Menschen tödtet, begeht einen Mord, und wird mit dem Tode bestraft. Neben der Todesstrafe ist zugleich auf Verlust der bürgerlichen Rechte zu erkennen, wenn der Mord an ꝛc. dem Ehegatten begangen wird) — §. 34 und 35 des Straf-Gesetz-Buches (als Theilnehmer eines Verbrechens wird bestraft: wer den Thäter durch Geschenke oder Versprechen ꝛc. zur Begehung des Verbrechens angereizt, verleitet oder bestimmt hat. — Auf den Theilnehmer an einem Verbrechen ꝛc. ist dasselbe Strafgesetz anzuwenden, welches auf den Thäter Anwendung findet):

daß der ꝛc. Terwege wegen des an dem Stegemann verübten Mordes mit dem Tode zu bestrafen, die Wittwe Stegemann wegen Theilnahme an dem gegen ihren Ehemann verübten Morde unter Verlust der bürgerlichen Ehre mit dem Tode zu bestrafen.

Der Angeklagte Terwege, erst 26 Jahr alt, und bis dahin unbescholten, behielt während der ganzen Verhandlung einen ihn charakterisirenden Trotz, welcher sich wiederholt in seinen Antworten kund gab, bei; erst als das Verdikt ihm verkündet, scheint er gebrochen, und wenngleich er noch am Schlusse unschuldig zu sein behauptet, so gehen doch anscheinend die Schlußverhandlungen theilnahmlos an ihm vorüber.

Die Wittwe Stegemann, 44 Jahr alt, seit 16 Jahren mit ihrem ermordeten Ehegatten verheirathet, Mutter von 4 Kindern, deren jüngstes erst 6 Jahr, auch bis dahin unbescholten, scheint von dem Spruche weniger ergriffen; auch sie behauptet unschuldig an der That zu sein.

Wir wollen versuchen, in Folgendem ein Bild der dieser Verhandlung zu Grunde liegenden gräßlichen That zu geben:

Der Tagelöhner Heinr. Stegemann heirathete vor 16 Jahren die Mitangeklagte Anna Maria Tücking, wohnte zuerst im Kirchspiele Borken, dann in Rhede. Beide waren als tüchtige Arbeiter wohl gelitten und erfreuten sich eines guten Rufes. Da aber in der einige Stunden entfernten Veste Recklinghausen (s. g. Cölnisches Land) ein höherer Lohn gezahlt wurde als zu Rhede, (s. g. Mün-

sterſches Land) hatte Stegemann ſchon ſeit den letzten Jahren hauptſächlich ſeine Arbeit im Amte Buer geſucht, und war dort als fleißiger Arbeiter allgemein beliebt. Seine Ehefrau blieb während deſſen noch mit ſeinen Kindern in Rhede zurück, und erwarb ſich durch Tagelohn ihren Unterhalt. Sie wohnte bis zum 1. Mai v. J. im Hauſe eines Maurers Schmitz und lernte etwa im November 1856 dort den Gerhard Terwege kennen, über deſſen Ruf, ſowohl während ſeiner Militärzeit als auch ſpäter nur Gutes verlautet; er beſorgte ihr Brennholz, wogegen ſie Waſchen und Nähen für ihn beſorgte. Die Bekanntſchaft wurde intimer, als Terwege einige Zeit nachher ſich auch im Schmitz'ſchen Hauſe einmiethete und nun Gelegenheit fand, die Frau Stegemann allein zu beſuchen. Wenngleich ſchon damals das Verhältniß zwiſchen Beiden Manchem auffiel, ſo ſcheint doch Stegemann, welcher damals in Buer arbeitete, Mißtrauen in Beide nicht geſetzt zu haben, vielmehr gewann er den Terwege bei ſeinen Beſuchen in Rhede lieb. Als daher der Dr. Timphaus zu Buer, bei welchem er arbeitete, ihn erſuchte, ihm einen guten Knecht zu verſchaffen, veranlaßte er den Terwege nach Buer zu kommen. Um Faſtnacht v. J. kam Terwege mit der Ehefrau Stegemann zum Beſuche nach Buer, konnte ſich aber mit dem Dr. Timphaus wegen des Lohnes nicht verſtändigen, und nun ſuchte Stegemann ihm bei dem Schulzen Rebbelmund, im Kirchſpiele Gladbeck, einen Dienſt zu beſorgen. Schon damals wollte Stegemann ſeine Familie nach Buer herüberziehen, da er aber dort eine paſſende Wohnung nicht fand, miethete er ſich eine ſolche in dem eine halbe Stunde entfernten Orte Gladbeck. Anfangs Mai v. J. holte er ſelbſt ſeine Frau und Kinder aus Rhede ab, und bezog mit ihnen die Wohnung in Gladbeck. Kurz nachher kam auch der Terwege dort an, um bei Rebbelmund ſeinen Dienſt anzutreten. Er blieb eine Nacht im Stegemann'ſchen Hauſe, ging dann nach Rebbelmund, ließ aber ſeinen Koffer mit Wäſche ꝛc. bei Stegemann zurück. So kam es denn, daß er jeden Sonnabend zu Stegemanns Hauſe kam, um Wäſche von dort abzuholen; außerdem aber auch fand er Gelegenheit, mehrere Male die Frau Stegemann zu beſuchen, und dieſes geſchah wieder-

holt, wenn Stegemann selbst nicht zu Hause war; er blieb dann, wie ein Zeuge bekundet, bis tief in die Nacht bei ihr. Als darauf auch die Frau Stegemann bei dem Schulzen Rebbelmund tagelöhnerte, war Terwege es, der sie in der Regel entweder eine Strecke Weges, oder bis zu ihrer Wohnung begleitete und dann längere Zeit dort verblieb.

Zehn Wochen hatte Terwege bei Rebbelmund gedient, als er erkrankte. Er erklärte, zum Arzte gehen zu wollen, kam aber nicht zurück, wohl aber statt seiner die Ehefrau Stegemann, welche angab, Terwege habe nicht weiter gehen können, und sei deshalb in ihrer Wohnung geblieben. Etwa sechs Wochen blieb er krank, und es wurde ihm im Stegemann'schen Hause unten eine Stube mit einem Bett eingeräumt, während die Familie Stegemann oben im Hause schlief. Die Ehefrau Stegemann besorgte während dieser Zeit seine Pflege, holte Medicin ꝛc. Dem Stegemann selbst wurde nunmehr das Treiben seiner Frau verdächtig; er beklagte sich bei dritten Personen, daß der Terwege so lange bei ihm bleibe, Terwege sowohl als seine Frau sprächen nicht mit ihm, wenn er Abends von der Arbeit zurückkehre; ja, er warf seiner Frau vor, daß sie ihn des Nachts verlasse und zu Terwege ins Zimmer gegangen und dort die Nacht verblieben sei. — Terwege verließ endlich, wieder hergestellt, das Haus des Stegemann; nichts destoweniger setzte er den Umgang mit der Ehefrau Stegemann fort. Stegemann selbst machte seiner Frau hierüber Vorwürfe, und scheinen Störungen des früheren ehelichen Friedens eingetreten zu sein, in Folge dessen sie ihren Mann Anfangs September v. J. verließ und nach Rhede zurückkehrte. Bald mag wohl dem Stegemann hinterbracht sein, daß seine Frau auch von Rhede aus ihr Verhältniß mit Terwege fortsetze, denn nun wandte er sich an den Pastor zu Gladbeck und bat ihn, die Rückkehr seiner Frau zu veranlassen. Auch Terwege, welcher jetzt einen Dienst beim Dr. Timphaus antreten wollte, hatte inzwischen Streit mit Stegemann bekommen; denn als jener nunmehr seinen Koffer, der immer noch dort im Hause stand, wegholen wollte, weigerte Stegemann dessen Ausantwortung, weil er ihm noch Kostgeld für die Dauer der Krankheit verschulde. Terwege ging nach Rhede, wo sich die Ehefrau Stegemann aufhielt, theilte ihr dieses mit und sie

erbot sich, ihn zu begleiten, um den Koffer zu erlangen. Beide gingen eines Sonntags von Rhede nach Buer, übernachteten dort in der Nähe, liehen am folgenden Morgen vom Dr. Timphaus Wagen und Pferd, um den Koffer zu holen, kehrten aber am Abend unverrichteter Sache zurück, weil Stegemann den Koffer nicht herausgab. Die Frau Stegemann, erbost über diesen Vorfall, verließ noch an demselben Abend mit Terwege Buer, um angeblich ins Münsterland zu gehen; erst am folgenden Tage kehrte Terwege nach Buer zurück, und trat nun seinen Dienst beim Dr. Timphaus an. Stegemann, welcher nicht wußte, wo jetzt seine Frau sich aufhielt, glaubte, daß sie sich im Kirchspiele Buer umhertreibe und von dort ihren Umgang mit Terwege fortsetze; er wandte sich deshalb nochmals an den Pastor zu Gladbeck, welcher an den Amtmann von Buer schrieb, die Frau ihrem Manne wieder zuführen zu lassen. Stegemann selbst überbrachte den Brief, und klagte dem Amtmann seinen häuslichen Unfrieden. Kurze Zeit darauf erfuhr er, daß seine Frau wieder in Rhede sei, und nun holte er sie selbst von dort ab. Es fand eine Zusammenkunft Beider vor dem Pastor zu Gladbeck statt, und nachdem er ihr in dessen Gegenwart über ihr Benehmen und ihr Verhältniß zu Terwege heftige Vorwürfe gemacht, söhnten Beide sich anscheinend aus. Häuslicher Friede aber trat dennoch nicht ein, denn schon bald nachher erklärte sie einem Zeugen, daß sie ihren Mann verlassen und sich in Buer einmiethen wolle. Einer andern Zeugin erklärte sie am 5. November v. J., bei ihrem Kerl bleibe sie nicht, dazu könne sie weder der Pastor noch Bürgermeister oder Polizeidiener zwingen, *eher helfe sie sich oder ihrem Kerl darab.* Als diese Zeugin ihr vorwarf, daß sie mit Terwege, wie die Leute es sagten, in einem unerlaubten Umgange gelebt, erwiderte sie, daß sei unwahr, der gute Junge sei krank gewesen, der habe sie nicht berührt, ihr Kerl aber solle sein Fett schon kriegen, daß er den guten Jungen so schlecht gemacht habe. — Terwege diente inzwischen bei Timphaus, und erwarb sich als fleißiger Arbeiter dessen Zufriedenheit. Die Frau Stegemann kam aber häufig ihn besuchen, wie dieses von der Familie Timphaus bekundet wird. Am Sonntage den 8. November

erhielt die Frau Stegemann von ihrem Schwager, dem Kötter Hepas aus Cromert, Besuch, und wurde bei dieser Gelegenheit verabredet, daß Stegemann am folgenden Sonntage, den 15. November nach Rhede kommen solle, um sich einige Paar Holzschuhe dort abzuholen. Die Frau Stegemann ging an dem 8. November noch mit Hepas nach Buer, um dort eine andere Verwandte zu treffen, und wurde auf dem Rückwege nach Gladbeck von Terwege begleitet, welcher bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß Stegemann am folgenden Sonntage nach Rhede gehen werde. Als die Ehefrau Stegemann am Abende nach Gladbeck zurückkam und bei ihrem Manne Einlaß begehrte, erhielt sie denselben nicht, und mußte sich in einem Nachbarhause schlafen legen; ein Beweis, wie hoch der eheliche Unfriede bereits gestiegen. In den darauf folgenden Tagen lebten beide Eheleute anscheinend wieder in Frieden, die projektirte Reise vom 15. November wurde näher besprochen, und entschloß Stegemann sich wirklich, an diesem Tage die Reise nach Rhede zu unternehmen. Er hat dieses auch gethan, um — in seinen Tod zu gehen, — denn an dem Morgen des 15. November, etwa gegen 5 Uhr, fand man ihn auf dem Wege nach Dorsten, etwa eine Viertelstunde von Gladbeck, ermordet. — Der Leinweber Gardenier fand ihn auf dem Wege am Boden liegend und noch röchelnd; ging aber vorüber, da er denselben für einen Trunkenen hielt, und die Dunkelheit die That noch verbarg. Etwa eine Viertelstunde später kam eine zweite Person, welche schon von Gardenier erfahren, daß ein Trunkener im Wege liege. Dieser stieß ihn an und sagte, er solle aufstehen, ging aber, da er keine Antwort erhielt, weiter. Etwa gegen halb sieben Uhr kam ein Ackersmann Löns an der Stelle vorbei, er fand die Leiche, welche noch warm war und dabei große Blutflecken, auch ein Knittel lag in der Nähe am Boden. Diesen hob er auf, machte der Polizei zu Gladbeck Anzeige und sie ermittelte dann bald, daß der Ermordete der Tagelöhner Stegemann war. Die Besichtigung ergab, daß der Ermordete mehrere Schnittwunden am Kinn und unter diesen auch eine breite klaffende Wunde am Halse hatte, welche so tief eingedrungen war, daß sie das Zungenbein von den Schildknorpeln des Kehlkopfes getrennt

hatte und bis auf die hintere Wand der Speiseröhre ging. Das Gesicht und die Kleider waren mit Blut und Schmutz besudelt, auch am Kittel war das Band am Halse zerrissen. Die Obduzenten erklärten, daß Stegemann an Verblutung und gleichzeitiger Respirationsstörung gestorben sei, und daß die Wunden von dritter Hand beigebracht sein müßten. (Der Sanitätsrath Dr. Drecker erklärte während der Verhandlung, er habe im Laufe seiner 44jährigen Thätigkeit noch nie eine so gräßliche Verletzung gesehen.) Sie meinen, der Ermordete müsse von hinten angegriffen, zu Boden gerissen sein, worauf sich der Thäter auf ihn geworfen, etwa ihm das Knie auf die Brust gesetzt, und dann mit einem schweren Messer die Wunden beigebracht habe. — Alle Umstände wiesen darauf hin, daß eine räuberische Absicht nicht vorgelegen haben konnte, der Ermordete hatte noch seine kleine Baarschaft in der Tasche. Es mußte also aus anderen Motiven die That vollbracht sein, und da wurde denn aus dem schon erwähnten Verhältnisse der beiden Angeklagten der Verdacht sofort gegen sie laut.

Noch an demselben Tage, Nachmittags, den 15. November, wurde der Angeklagte Terwege zur Haft gebracht, die Ehefrau Stegemann dagegen vier Tage später. — Ersterer wollte, als er am 16. November zur Leiche geführt wurde, dieselbe nicht kennen und behauptete, von der That nichts zu wissen, auch selbst dabei nicht thätig gewesen zu sein. — Als ihm sein Verhältniß zur Frau Stegemann vorgehalten wurde, gab er an, diese zuletzt am 8. November, später jedoch räumte er ein, sie auch am Montage, den 9. November gesprochen zu haben. Sie habe ihm an diesem Tage erzählt, daß sie so böse auf ihren Mann gewesen, weil er ihr am Abende vorher den Einlaß ins Haus verweigert habe, sie habe ihn wohl todtschlagen mögen, wenn er nur draußen gewesen, so könne es nicht fortgehen, einer von ihnen müsse daran, wenn er mal todt wäre, dann wäre er todt. Er wollte ihr darauf erwidert haben, daß sie doch so etwas nicht denken solle. Inmittelst war durch Zeugen ermittelt, daß die Frau Stegemann, außer am Montage, noch mindestens zwei Mal in jener Woche, unter anderen am Donnerstage den 12. November den Terwege

über eine Stunde lang auf dem Felde allein gesprochen hatte. Dieses wurde ihm vorgehalten, und nun erbat er sich den Besuch eines Geistlichen, dann wolle er mehr sagen. Er ließ sich darauf zum Verhöre melden und gestand ein, daß er auch am 12. November die Stegemann gesprochen habe. Er erzählte dann Folgendes: Als er noch bei Stegemann krank gelegen, habe die Frau Stegemann gesagt, sie habe ihren Mann nie leiden mögen, und möge ihn auch jetzt nicht leiden; später, als sie wieder in Rhede gewesen, habe sie ihm gesagt, wenn sie wieder zu ihrem Manne müsse, hänge dessen Leben an einem seidenen Fädchen; auch habe sie ihm im Oktober mitgetheilt, sie sei mit ihrem Manne zur Bottropper Kirchmeß gewesen, und habe sie ihn auf dem Rückwege vergiften wollen, ihr Mann habe aber den Fusel, worin Zündhölzchen gewesen, nicht trinken wollen; demnächst habe sie in einen Pfannkuchen Schwefelhölzchen gebacken, aber ihr Mann habe dieses gemerkt, da die Köpfchen geglänzt hätten, und sie habe ihm gesagt, daß durch Unglück die Hölzchen in den Kuchen gefallen seien. — Terwege erzählte noch mehrere Vorfälle, bei welchen die Frau Stegemann sich über ihren Vorsatz, ihren Mann aus der Welt zu schaffen, geäußert habe; auch gab er an, daß sie ihn aufgefordert habe, ihr zu helfen, und als er solches abgelehnt, habe sie ihm Vorwürfe gemacht, daß er es nicht thun wolle. Unter anderen erzählte er Folgendes: Als am 9. November die Frau Stegemann bei ihm gewesen, habe ihm dieselbe gesagt, sie oder ihr Mann müsse fort, wenn man mal todt wäre, so wäre man todt; jetzt sei der Abend so finster, ihr Mann sei beim Dreschen, er, Terwege, möge nur hingehen und ihm in den Nacken schlagen, dann glaube man, die Münsterländer hätten dies gethan. Er habe erwidert, er könne beim Dr. Timphaus nicht weggehen, worauf sie geäußert, wenn man so etwas thun wolle, so könne man die Sache wohl machen; auf seine Rückäußerung, er thue so etwas nicht, er wolle sich nicht ins Unglück stürzen, man werde ihn gleich in Verdacht haben, da seinetwegen schon Uneinigkeiten entstanden seien, habe sie gesagt, man wird keinen Verdacht auf dich haben, in ganz Gladbeck loben sie dich und sagen, mein Mann habe Schuld. Wenn er todt ist, so wird daraus nichts

gemacht, es gehen die Glocken, er wird in die Erde gestopft und es wird nichts weiter daraus gemacht, als aus einem Stücke Vieh. Es giebt keinen Himmel und keine Hölle. — Aehnliche Zumuthungen habe sie ihm auch am Donnerstage, den 12. November, gemacht und geäußert, sie wolle ihn nehmen (heirathen), wenn ihr Mann todt sei. Jedesmal aber habe er diese Zumuthungen von sich abgelehnt, so daß die Stegemann noch geäußert habe, er wolle es auch gar nicht thun. — Er bestritt im Laufe der Untersuchung fortwährend, gewußt zu haben, daß Stegemann am 15. November nach Rhede habe gehen wollen, er sei nicht schuldig, sondern zur Zeit der That in Buer gewesen.

Die Frau Stegemann ihrerseits lehnte anfänglich jede Betheiligung an der That von sich ab; sie gestand zwar zu, daß sie mehrmals mit Terwege zusammengekommen, es seien dies aber zufällige Zusammentreffen gewesen; in der Woche vor der Ermordung ihres Mannes habe sie allerdings bei ihm gesprächsweise geäußert, daß sie mit ihrem Manne nach Rhede gehen wolle, und daß sie so früh aus Gladbeck gehen würden, um in Dorsten in die erste Messe (7 Uhr) zu kommen. Weiteres könne sie nicht sagen. Am Sonntage, den 15. November, sei ihr Mann gegen 4 Uhr aufgestanden, sie habe ihm Kaffee gekocht, mit ihm zusammen getrunken, dann sei ihr Mann weggegangen, sie aber habe sich wieder zu Bette gelegt, sei um sieben Uhr zur Kirche gegangen und habe dann erst von der Ermordung ihres Mannes gehört. Erst am 27. Dezember ließ sie sich mit der Ehefrau des Gefangenwärters Blankschar zu Dorsten in eine Unterredung ein, und äußerte, sie sei so bange vor dem Todtmachen, sie habe nicht geschnitten und wolle ihr (der Blankschar), die Sache erzählen. Sie erzählte darauf Folgendes: Am Morgen des 15. November sei sie mit ihrem Manne aus dem Hause gegangen, um nach Rhede zu gehen, ihr Mann sei auf dem Wege etwas voraus gewesen, der Junge sei ihr vorbeigelaufen und habe ihren Mann in den Nacken geschlagen, dieser habe o Gott, o Gott! gerufen; sie sei ängstlich geworden und nach Hause zurückgelaufen, habe aber immer noch das Jammern gehört. Als ihr darauf die Blankschar Vorwürfe machte, daß sie doch nicht so früh hätte

aus dem Hause gehen sollen, erwiderte sie, das sei ihr mal so auferlegt gewesen, wenn es jetzt nicht geschehen, wäre es ein anderes Mal geschehen, weil er immer gedrohet habe, daß ihr Mann unter seinen Händen sterben solle.

Die Stegemann wurde darauf gerichtlich vernommen, und wiederholte diese Erzählungen; sie gab dabei auch zu, daß sie am Montage und Donnerstage vor der Ermordung ihres Mannes den Terwege aufgefordert habe, ihren Mann bei Seite zu schaffen. Bei späteren Vernehmungen gestand sie etwa Folgendes ein: Terwege habe ihr immer gesagt, sie solle von ihrem Manne weggehen, wenn sie bei dem bleibe, werde er sich umbringen, wenn aber ihr Mann todt sei, so wolle er sie heirathen, dann solle sie ein besseres Leben haben; am Montage vor dem Morde habe sie dem Terwege gesagt, er solle ihren Mann, der in Horst am Dreschen sei, Abends in den Nacken schlagen; und eine ähnliche Aufforderung habe sie auch am Donnerstage gemacht; bei dieser Gelegenheit habe sie demselben auch mitgetheilt, daß sie mit ihrem Manne am nächsten Sonntage so früh nach Dorsten gehen wolle, um dort in die Frühmesse noch zu kommen. An dem Sonntage sei sie früh um vier Uhr aufgestanden, habe Kaffee gekocht, mit ihrem Manne getrunken, dann seien sie Beide aus dem Hause gegangen; auf dem Wege nach Dorsten, in der Nähe der Stelle, wo später ihr Mann gefunden, sei sie ausgeglitten, so daß ihr Mann einige Schritte voraus gewesen sei, da sei ihr Jemand, den sie augenblicklich nicht gekannt, vorbeigegangen und habe ihren Mann angegriffen. Ihr Mann habe o Gott, o Gott! gerufen, worauf sie sich umgedrehet und weggelaufen sei; in der Nähe von Gladbeck sei nun der Terwege zu ihr gekommen, und habe gesagt: „du mußt mich nicht verklappen.“ Auf ihre Frage: „Ist er todt?“ habe er erwidert: „Ja, ich habe ihm durch die Strotte (Hals) geschnitten.“ Er habe auch von einem Messer und Blut, welches er an den Händen habe, gesprochen, auch erzählt, er habe ein Tuch vorhalten müssen, sonst sei ihm das Blut ins Gesicht gesprungen. — Diese in der Voruntersuchung abgelegten Geständnisse, welche die Anklage selbst nur zum Theile für wahr hält, wurden in der Verhandlung von der Angeklagten völlig wider-

rufen, sie behauptet jetzt, nichts von der That zu wissen, sie sei an dem betreffenden Morgen nicht außerhalb des Hauses gewesen; ihre Geständnisse seien ihr von der Frau Blankschar eingeredet, sie habe nicht gewußt, was sie gesagt, zum Theile habe sie auch gar das nicht gesagt, wenigstens wisse sie es nicht. — Anders dagegen benimmt sich der Angeklagte Terwege. Ueber den Vorfall und seine früheren Auslassungen befragt, bezieht er sich in der Regel auf seine früheren Protokolle, darin stehe es, und was darin stehe, sei wahr; er sei unschuldig und habe keinen Theil an der That.

Zur Ueberführung des Terwege wurde insbesondere das Verhalten desselben kurz vor und nach der That einer genauen Nachforschung unterzogen. Theils aus seinen Angaben, zum Theile aus den Zeugnissen der Familie Dr. Timphaus ermittelt sich, daß er am Tage vor der That seine gewöhnlichen Arbeiten verrichtet hatte. Am Abende hatte er sich eine Zeit lang entfernt, nachdem er sich zuvor Schnaps hatte holen lassen. Zurückgekehrt, ging er nochmals aus, kaufte sich Schnaps und Nüsse und ging dann nach dem Timphaus'schen Hause, wo er sich in der Küche niedersetzte und mit dem Dienstmädchen unterhielt. Bald nachher kam der Sohn des Dr. Timphaus und erzählte, daß er am folgenden Morgen ganz früh mit seinem Vater ausgehen wolle. Terwege wurde aufgefordert, ihn gegen vier Uhr am anderen Morgen zu wecken, und er versprach dieses zu thun, wenn er wach werde. Dieser Umstand fiel auf, da er früher immer gesagt hatte, er könne zu jeder Stunde der Nacht wach werden. Zugleich erkundigte er sich angelegentlich, wohin der Weg führe, den der Dr. Timphaus am andern Morgen nehmen werde. Sobald er erfahren, daß Dr. Timphaus nicht des Weges nach Gladbeck und Dorsten gehen werde, bat er die Dienstmagd Schmitz, sie möge doch, wenn sie wach werde, den Herrn wecken, er möge sich verschlafen. Kurz nachher aß er zu Abend, und als das Dienstmädchen demnächst mit dem Auswaschen der Geschirre beschäftigt war, hatte sie auch ein Brodmesser gewaschen, welches sie auf die s. g. Anrichte niederlegte. Als sie kurz darauf wieder in die Küche kam und das Messer vermißte, suchte sie es im Schranke, fand

dasselbe aber in auffälliger Weise oben auf dem Schranke liegen, wohin sie es nie legte. Sie nahm dasselbe, und als sie bald nachher Kartoffeln schälte, erbat sich Terwege dieses Messer, um sich angeblich die Nägel zu schneiden. Sie gab ihm dasselbe und holte dann Medizinflaschen, um davon die Bänder abzuschneiden. Als sie zurückkehrte, schien Terwege am Tische zu schlafen, das Messer hielt er in der Hand, und als sie es ihm leise wegnehmen wollte, hielt er es mit dem Bemerken fest, sie solle es nicht nehmen. Er behielt dasselbe auch noch in der Hand, als die Magd demnächst die Küche verließ, um Wasser zu holen. Bei ihrer Rückkehr war Terwege zu Bette gegangen. Das Messer bemerkte sie nicht. Am andern Morgen weckte Terwege den Dr. Timphaus nicht, erst gegen sechs Uhr (er selbst behauptet zwar um halb sechs), weckte er die Dienstmagd, die ihn, nachdem sie sofort aufgestanden, in Beinkleidern und Holzschuhen ohne Strümpfe antraf. Er verrichtete dann seine gewöhnliche Arbeit, ging zur Kirche, genoß aber wenig, und wurde dann am Nachmittage arretirt, wobei er sich insofern auffällig benahm, daß er, ohne ein Wort zu sagen, dem Polizeidiener folgte. Das Brodmesser hatte man am Morgen in der Küche vorgefunden, doch wollte man bemerkt haben, daß es auffällig lose in dem Hefte war. Als ihm an diesem Morgen mitgetheilt wurde, daß Stegemann ermordet sei, hatte er, obgleich er ihn so gut kannte, nur ein leises Ach! vernehmen lassen. —

Er selbst behauptete, daß er am Morgen gegen 4 Uhr aufgestanden sei, um den Dr. Timphaus zu wecken, daß er aber gehört, wie dieser schon aufgestanden gewesen und deshalb ein Wecken unnöthig geworden sei. Sein Schlafgemach lag so, daß er von demselben auf die Straße gelangen konnte, ohne das Haus zu passiren. Er habe sich dann wieder ins Bett gelegt, sei um halb sechs Uhr aufgestanden und habe das Mädchen geweckt. Er könne daher die That nicht verübt haben, da der Ort der That 1400 Ruthen (eine starke Stunde) von Buer entfernt sei. — Nach seiner Arrestation aber wurden seine Kleider untersucht; man fand ein anscheinend von Schweiß feuchtes Hemde, worin sich am Arme zwei Blutflecken vorfanden, seinen Kittel aber fand man nicht,

erst nach langem Suchen wurde er auf dem Boden unter Stroh versteckt, aufgefunden, und in diesem fanden sich sowohl an den Armen als am unteren Theile viele Blutflecken, auch ein Paar Stiefel wurden aufgefunden, an welchen sich Blutspuren vorfanden, und diese Stiefel paßten ziemlich genau zu einer Spur, welche man am Orte der That, von dem Wege ab über ein Kornfeld verfolgt hatte. — Bei dem Kittel entdeckte man außerdem in auffallender Weise ein Tuch der Ehefrau Stegemann versteckt. Angeklagter versucht zwar diese einzelnen Umstände natürlich zu erklären, so soll das Blut in seinem Kittel von einer Verletzung herrühren, welche er kurz zuvor erhalten hat; welche er allerdings durch Zeugen nachweiset. Als ihm jedoch in der Voruntersuchung der durch seinen blutigen Kittel gegen ihn entstehende Verdacht vorgehalten wurde, erwiderte er: man sagt wohl, ich sei verdächtig, den Mann getödtet zu haben, ich verlange aber Zeugen, welche es gesehen haben; wenn die es sagen, dann will ich beichten und kommunizиren, dann mag es gehen wie es will. Er weinte dabei und sagte: man kann nur einmal sterben, man mag dann thun mit mir, was man will. — Der durch alle diese Umstände auf dem Angeklagten ruhende dringende und schwere Verdacht wurde noch durch Gespräche, welche von ihm im Gefängnisse zu Dorsten, laut vor sich hin geführt, belauscht waren, um ein Erhebliches vermehrt. Die Ehefrau des Polizeidieners Brinkmann bekundete eidlich, Terwege habe oft laut mit sich in dem Gefängnisse gesprochen, sie habe solche Gespräche von ihm angehört, einmal habe er, nachdem er vorher von seiner Unschuld gesprochen, geäußert: sie können mit mir nichts machen, es hat keiner gesehen. Ein anderes Mal habe er Folgendes gesprochen: Als sie mich frugen nach dem Messer, da habe ich gesagt, ich kenne es; das war dumm, ich hätte anders sagen können, doch das ist vorbei, ich habe es mir scharf gemacht, um die Nägel abzuschneiden. — Auch über die Geschworenen habe er sich geäußert: Es ist mir einerlei, ob ich vor die Geschworenen komme. Mir wird nicht geglaubt und dem Weibe wird nicht geglaubt, es kommt nur auf die Zeugen an; es kommt so mancher durch, da will ich auch wohl durchkommen. — Aehnliche andere

Gespräche soll er noch geführt haben, durch welche er sich mehr oder minder als schuldbewußt darstellte.

Auch die Ehefrau Stegemann hat bei ihrem Transporte nach Münster Aeußerungen gethan, welche, abgesehen von ihren früheren Geständnissen, sie als der That schuldig verriethen; so sagte sie dem Transporteur: Ihr bringt mich jetzt nach Münster in mein Grab; auch erkundigte sie sich dabei, wie es zugehe, wenn Jemand hingerichtet werde rc. — Alle diese Umstände gaben der Staatsanwaltschaft die Veranlassung, von den Geschworenen das Schuldig über beide Angeklagte zu beantragen. Das Schuldig erfolgte auch, wie mitgetheilt, nach etwa zweistündiger Berathung. — — —

Zum Volks-Pitaval, Lief: 1. Bd: 9.



Die Menschenschlächter.

# XXVI.

## Die Menschenschlächter und Menschenfleischhändler.

Verhandelt im December 1828 vor dem Schwurgerichte zu Edinburg.

---

Menschen morden, um sich durch den Verkauf ihrer Leichname zu bereichern, — welches Verbrechen kann scheußlicher sein, welches kann die menschliche Verruchtheit von schwärzerer Seite zeigen? Und dennoch ward ein solcher Fall vor 30 Jahren in Schottland vor öffentlichem Geschworenengericht verhandelt.

Von einem noch scheußlicheren Verbrechen, das sich auf deutschem Boden zugetragen haben solle, klingt gleichsam sagenhaft eine Ueberlieferung aus früherer Zeit zu uns herüber! ein Pastetenbäcker soll Mädchen aufgelauert, gemeuchelt und ihr Fleisch zu seinen Pasteten gebraucht haben, indeß klingt und ist dasselbe bis jetzt eine Mythe.

Das Vorurtheil des Volkes in Großbritanien gegen Leichenöffnungen und Sectionen von menschlichen Cadavern ist so groß, daß menschliche Leichname in den anatomischen Instituten sehr gesucht und gut bezahlt werden, oft mit 10 Pfund Sterling und darüber; deshalb treten viele Briten, welche sich dem Studium der Arzneiwissenschaft widmen, häufig eine Wanderung nach den Universitäten und anatomischen Theatern des Festlandes an, um sich dort durch den Augenschein diejenige Kenntniß von der Organisation des menschlichen Körpers zu erwerben, welche zu Hause zu erlangen der Mangel an Leichnamen ihnen unmöglich macht.

Die bürgerlichen Gesetze haben nichts gethan, um diesem Volksvorurtheil entgegen zu wirken, die Strafgesetze dagegen

dadurch, daß sie jeden, durch den Strang hingerichteten Verbrecher dem anatomischen Messer überliefern, was im Todesurtheile oft als Schärfung ausdrücklich hervorgehoben wird, gerade dieses Vorurtheil nur noch vermehren. Die Zahl der jährlich hingerichteten „armen Sünder“ steht nicht einmal mit den allerdringendsten Bedürfnissen der chirurgisch-medicinischen Lehranstalten im Verhältniß, und deshalb steht die menschliche Leiche in Großbritanien in hohem Preise. Ein so einträglicher Handel aber hat nicht allein den Leichendiebstahl von den Kirchhöfen und Begräbnißstätten, sondern jene Ausgeburt menschlicher Entartung ins Leben gerufen, Personen nachzustellen und zu morden, um ihre Leichen zu verkaufen. Man bezeichnete dieses in anderen Ländern unerhörte Schandgewerbe mit dem Namen der „Auferstehungsmänner.“ —

Am 7. Januar 1828 wurden in London zwei Leute, Mann und Frau wegen Leichenhandels vor die Polizei gezogen. Beide waren durch eine abgelegene Gasse gegangen in dem Augenblick, als man einen vom Schlage getroffenen armen Teufel aufhob. Flugs fuhr ihnen der Gedanke durch den Kopf, sich den Leichnam zuzueignen, um ihn zu verkaufen. Sie nahmen den Vorstorbenen in Anspruch, indem sie ihn für den Bruder der Frau ausgaben, der vor 4 Monaten mit 80 Pfund Sterling in der Tasche nach London gekommen sei, und sich dem Trunke ergeben habe, wodurch er ein so plötzliches Ende genommen.

Sie wußten die Erzählung durch Anführung näherer Umstände so wahrscheinlich zu machen, daß man ihnen die Leiche übergab, und sie dieselbe nach Hause tragen ließen. Statt aber für ihr Begräbniß zu sorgen, verkauften sie dieselbe für 11 Guineen an den Vorstand des Bartholomäushospitals.

Die Sache wäre unentdeckt geblieben, wenn sie nicht eine Frau hätten mit in das Geheimniß ziehen müssen, die sie aber schlecht belohnten; es entstand Streit zwischen ihnen über die Theilung des Geldes, und die Frau zeigte den Fall bei der Polizei an.

Beide Eheleute wurden darauf nicht wegen Leichendiebstahls verhaftet, denn sie hatten den Leichnam nicht vom Kirchhofe

weggeholt, sondern wegen des Diebstahls der Kleider, womit die Leiche bekleidet war.

Am 5. December 1828 fand in der Nacht auf dem Merion=Kirchhofe zu Dublin in Irland ein blutiger Kampf zwischen einigen jungen Leuten, welche die Leiche ihrer einige Tage vorher verstorbenen Schwester bewachten, und einem Haufen von Auferstehungsmännern statt. Diese kamen gegen Mitternacht auf den Kirchhof, erkannten in den jungen wachenden Männern die Brüder der Verstorbenen, und machten ihnen daher den Vergleichsantrag, daß ihnen nur der Fleck, wo die bewachte Leiche liege, angegeben werden möge, um sie zu verschonen, wogegen aber ihr Werk des Ausgrabens anderer Leichen ungestört bleiben müsse.

Da Jene nicht gestatten wollten, daß während ihrer Anwesenheit auf dem Kirchhofe irgend eine Leiche angerührt werde, schlugen sie die 10 Auferstehungsmänner aus dem Felde, die sich mit der Drohung zurückzogen, bald mit Verstärkung wieder zu erscheinen. Um Mitternacht kehrten sie, jetzt 40 Mann stark, zurück, versehen mit allen Arten von Waffen; doch auch die Brüder hatten sich bedeutend verstärkt, so daß es nunmehr zu einem förmlichen Treffen kam, nach welchem zwar die Auferstehungsmänner abermals das Feld räumen mußten, doch nicht ohne daß von beiden Seiten viel Blut geflossen wäre.

Diese Auferstehungsmänner gehören zu den verworfensten Klassen der Gesellschaft. Der Kannibale ermordet seinen Gefangenen, um ihn zu verzehren, der Raubmörder sein Opfer, um sich der Habe derselben zu bemächtigen; nur Großbritanien war es vorbehalten, Ungeheuer zu erzeugen, welche Morde verübten, um mit den Leichen ihrer Schlachtopfer Schacher zu treiben; denn das ist das rechte Wort für den Verkehr englischer Aerzte mit ihren höllischen Lieferanten.

Es ist seltsam, daß im vereinigten Königreiche gerade Schottland das Unglück hat, der Schauplatz solcher Greuel zu sein. Denn schon im Jahre 1752 wurden auf dem Markte zu Edinburg am 18. März zwei Vorgängerinnen in diesem Verbrechen, Helene Torrence und Jeanette Waldie, hingerichtet, weil sie einen Knaben in ihren Kleidern erstickt hatten. Lehrlingen von Wund=

ärzten hatten sie schon öfter das Versprechen gegeben, ihnen Leichen zu verschaffen; und wirklich verkauften sie einem solchen, den Leichnam des getödteten Kindes, für 2 Schillinge (noch nicht 1 Thaler.)

Die schottischen öffentlichen Blätter des Jahres 1828 erwähnten zuerst, daß die Polizei eine Bande der gräßlichsten Mörder entdeckt hätten, die schon seit Jahren ihre Schlachtopfer heimlich ermordet, um deren Leichname an die Aerzte und Chirurgen der schottischen Hauptstadt zu verkaufen.

William Burke, Helene M'Douglas, seine Beischläferin, Harc und dessen Frau waren die Scheusale, welche in dieser Tragödie die Hauptrollen spielten.

Der Erstere wurde im Jahre 1792 in der Gemeinde Orrey, Grafschaft Tyrone in Irland, von armen, aber ehrenhaften Eltern geboren und genoß eine bessere Erziehung, als den Kindern der Armen jenes Landes gewöhnlich zu Theil wird. Er kam bei verschiedenen Handwerkern in die Lehre, doch sagte ihm keins zu, weshalb er sich in der Miliz anwerben ließ. Er heirathete, ging, als das Regiment aufgelöst wurde, nach 7jährigem Dienste, seine Frau verlassend, nach Schottland, um Arbeit beim dortigen Bau des Unioncanals zu übernehmen.

Hier lernte er die nachherige Theilnehmerin seiner Verbrechen, die Helene M'Douglas kennen. Die Verletzung des ehelichen Gelübdes war der erste Schritt Burkes zu seinen zahllosen Schandthaten. Er führte mit seiner Beischläferin ein umherstreifendes Leben; bald als Schnitter auf dem Lande beschäftigt, bald an dem Canal, bald auf der Chaussee thätig, bald trieb er Schuhflicken in Edinburg; doch auch hier nirgend seine Rechnung findend, ging er mit seiner Geliebten nach Glasgow.

Auf dem Wege nach dem Boote, das sie dahin führen sollte, begegneten sie der Frau des Harc, in dessen Hause Burke und die M'Douglas in den entsetzlichen Handel mit Menschenleben eingeweiht wurden.

Ueber dem Eingange zu dem entsetzlichen Menschenfleischscharrn des Harc las man die Worte: Hier sind Schlafstellen zu vermiethen.

Der unglückliche Wanderer, der sich hier nach Nachtruhe umsah, sah nie wieder das Tageslicht.

Binnen wenigen Monaten hatte Burke, der nur allzugelehrige Zögling des Harc, den Gipfel des Verbrechens erstiegen, und war zum Koloß der Mörderwelt geworden.

Nur der erste Mord kostete ihm Anstrengung und beunruhigte sein Gewissen eine Zeit lang; nach und nach ward er abgehärteter. Seine Existenz war durch den Verkauf der Leichen der Gemordeten gesichert, er erhielt für jedes „Subject“, wie die Leichen von den englischen Anatomen genannt werden, 8 bis 11 Pfund Sterling. Er miethete ein alleingelegenes Haus in einer abgelegenen Gasse Edinburgs, um theils in Harcs, theils in seiner eigenen Behausung sein scheußliches Gewerbe fortzusetzen.

Eine am 31. October an einer alten Bettlerin aus Irland verübte Unthat war es, welche zur Verhaftung der vier Ungeheuer führte.

In der Anklage-Acte, vorzüglich gegen Burke gerichtet und seine Beischläferin nur hin und wieder als Helfershelferin erwähnend, waren drei verschiedene Mordthaten aufgezählt, außer dem an der irischen Bettlerin verübten Morde noch des an einem 20jährigen Jüngling Paterson und an einem Blödsinnigen, Wilson mit Namen.

Die Ermordung der Bettlerin Campell kam allein zur Verhandlung.

Zunächst trat der nächste Nachbar Burkes Hugh Alston auf mit der Aussage, daß er am 31. October Nachts um 11 Uhr in Burkes Hause: Mord! Mord! habe schreien hören und darauf ein Gestöhn, wie das eines Sterbenden, vernommen habe.

Nach der Aussage des zweiten Zeugen, David Paterson, Aufsehers des anatomischen Theaters des Dr. Knox, klopfte Burke um Mittnacht an seine Thür, berichtend, er habe etwas für den Doctor. In Burkes Hause fand Paterson die M'Dougal, den Harc und dessen Frau.

Burk wies auf ein Bund Stroh auf dem Bette, in welchem das Subject verborgen war. Paterson, ohne es anzusehen, sagte,

er möge die Leiche Tags darauf nach Dr. Knox anatomischen Theater bringen.

Das geschah.

Ein Lastträger brachte den Leichnam in einer Theekiste, von Burke und Harc begleitet, die 5 Pfund Sterling und das Versprechen erhielten, nach befundener Brauchbarkeit des Subjects noch mehr zu bekommen.

Am 3. November sollte die Section des Leichnams stattfinden, doch schon Tags zuvor nahm die Polizei die Kiste in Beschlag.

Zwei arme Leute, Gray und seine Frau, legten darauf ihr Zeugniß ab.

Sie hatten bereits 5 Nächte bei Burke logirt, als sie an dem Abende, der der alten Bettlerin so verhängnißvoll gewesen war, von Burke ausgestoßen wurden, mit der Weisung, sich für diese Nacht bei Harc einzuquartieren.

Früh Morgens am 1. November kehrten sie in Burkes Haus zurück, um etwas Zeug, welches sie im Bette zurückgelassen, zu holen.

Burke warnte sie, dem Bette nicht zu nahe zu kommen; doch entfernte er sich unbegreiflicher Weise während ihrer Anwesenheit, und da fanden sie im Stroh die Leiche der alten Bettlerin, deren Gesicht blutig und mit Blut unterlaufen war.

Mit Entsetzen verließen sie das Haus, und erzählten der M'Douglas, die ihnen begegnete, was sie gesehen.

Diese versprach ihnen auf den Knieen Geld, wenn sie schwiegen. Aber vergeblich; das arme Ehepaar war es, welches die erste Anzeige bei der Polizei von dem Verbrechen machte.

Harc und seine Frau wurden vom Kronanwalt Schottlands als „Königszeugen" gegen ihren Mitschuldigen zugelassen. Ersterer bekundete, Burke habe ihm am 31. October gesagt, er möge zu ihm kommen, er habe einen Shot im Hause, ein Wort, dessen sich die Bande bediente, um ein auserlesenes Schlachtopfer zu bezeichnen.

Er kam und saß als Zuschauer dicht dabei, als Burke sich über die Bettlerin, nachdem er ihr eine gute Portion Branntwein gegeben, herwarf, sich mit der Brust über ihren Kopf legte,

während er ihr mit der einen Hand Nase und Mund, und mit der anderen die Kehle zuhielt. Nach Verlauf einer Viertelstunde war die Frau todt.

Die Geschworenen sprachen wider Burke das Schuldig und das Gericht sprach das Todesurtheil aus.

Charakteristisch war die Anrede des Richters vor Verkündigung des Urtheils.

William Burke, sprach er, durch den Ausspruch einer einsichtsvollen Jury seid Ihr jetzt des scheußlichen Mordes, dessen Ihr angeklagt, schuldig befunden. Ein so empörendes Verbrechen, bei einer so überlegten Vorbereitung und einem so erbärmlichen Beweggrunde, ist in den Annalen dieses Landes unerhört. Die Strenge des Gesetzes muß im vollsten Maaße eintreten. Ich ermahne Euch, Eure Seele feierlichst vorzubereiten, die in sehr kurzer Zeit vor des allmächtigen Gottes Thron erscheinen wird, um über dieses Verbrechen, sowie über die anderen, deren Euer Gewissen Euch anklagt, sich zu verantworten. Der einzige Zweifel, der sich in mir regt, ist, ob nicht, um den schwer beleidigten Gesetzen Eures Vaterlandes und der Stimme des öffentlichen Unwillens zu genügen, Euer Körper in Ketten aufgehangen werden sollte, um in den Winden zu verdorren, um jeden Anderen vor ähnlichen Missethaten abzuschrecken. In Erwägung jedoch, welchen Anstoß ein solches Schauspiel dem Auge Eurer Mitbürger gewähren würde, entscheide ich mich gern für eine mildere Ausführung des Urtheils, und soll Euer Leichnam öffentlich secirt werden.

Hiernach sprach der Richter das Urtheil, welches Burke mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, ohne eine Miene zu verziehen, anhörte.

Nach gesprochenem Urtheil ließ der Gerichtshof noch in der Vorstadt Westport in dem Hause, welches Burke und seine Concubine bewohnt hatten, genaue Nachsuchung halten, die zu einer widerlichen Entdeckung führte. Man fand eine beträchtliche Sammlung alter Schuhe und Stiefel in einem Schlupfwinkel, die sich bisher den Blicken entzogen hatten.

Daß diese Ueberbleibsel von Fußbekleidungen, sowie andere Lumpen, deren Ursprung Burke nicht hat angeben können, von solchen Opfern seiner schmutzigen Habsucht herrührten, ist unbedenklich.

Zwischen dem Urtheil und seiner Vollstreckung verfloß ein Monat. Bei der Haussuchung fand man, daß Burke auch gewisse chirurgische Instrumente besaß, u. A. ein Messer zur Zerschneidung der Knochenbänder und ein Trokar, womit er den Tod seiner Opfer dadurch herbeiführte, daß er Körpertheile damit unter der Haut zerschnitt, wobei auf der Oberfläche des Körpers keine Verletzung sichtbar wurde.

Zudem kann Niemand nach Erwägung der Verhältnisse zwischen Dr. Knox und seinen Gehülfen einerseits und andererseits Burke und seinen Helfershelfern keinen milderen Schluß ziehen, als daß jene Herren in der Untersuchung compromittirt, den schrecklichen Verdacht auf sich geladen, dahin mitgewirkt zu haben, den Verdacht über das Treiben ihrer unwürdigen Leichenlieferanten zu unterdrücken.

Der 28. Januar war der Tag, an welchem Burke für seine Schandthaten büßen sollte. Gegen 20,000 Menschen waren auf dem Richtplatze versammelt, selbst auf den Dächern der höchsten Gebäude reihte sich Kopf an Kopf.

Unaussprechlich war die Wuth der Menge, die sich, nicht achtend der beschwichtigenden Zeichen der den Zug begleitenden Magistratspersonen durch die Ausrufe: Der Mörder! Burkiret ihn! Ersticke den Kerl, Henker! Wo ist Harc? Hängt den Doctor Knox! Luft machte.

Das Ungeheuer, auf dem Blutgerüste angekommen, warf Basiliskenblicke auf die Menge herab, als sie ihn so schauerlich begrüßte, ebenso auf den Henkersknecht, der ihn etwas derb stieß, um ihn genau unter den Galgen zu stellen.

Das verhängnißvolle Brettchen fiel; jede der convulsivischen Bewegungen des Mörders am Strange ward von dem Triumphgeschrei der Menge begleitet; ein Viertel nach Acht hatte sich die Erde von diesem Ungeheuer befreit.

Erst mehrere Tage nach Burkes Galgentod durfte das von ihm unterzeichnete Geständniß aller durch ihn und Harc verübten Mordthaten öffentlich bekannt gemacht werden.

Die Ursache war, weil dem Harc das Versprechen gegeben worden, daß, wenn er als Königszeuge gegen Burke in der Anklage wegen des Mordes der Bettlerin Campbell aufträte, ihm die Freiheit geschenkt werden solle. Nun durfte freilich ihm wegen Theilnahme daran kein Prozeß gemacht werden; aber wegen der beiden andern Morde, an dem jungen Mädchen Paterson und dem Blödsinnigen Wilson begangen, konnte gegen ihn vorgeschritten werden; er wurde auch vorläufig festgehalten; allein die Behörde entschied zu Gunsten des Verbrechers. Gegen Mitte Februar wanderte Harc mit seiner Frau freien Fußes umher.

Wie lange Burkes Lehrmeister, Harc, das Mordhandwerk getrieben, ist nicht bekannt; Burke aber trieb es vom 12. Februar bis 31. October 1828, dem Tage, wo als letztes Opfer die alte Bettlerin fiel.

Nach seinen Bekenntnissen war bei den verschiedenen Mordthaten nie Jemand anders als er und Harc zugegen, die Weiber, Harcs Frau und Burkes Concubine, mochten wohl ahnen, was sie trieben, mußten aber stets bei Seite gehen, wenn die That selbst begangen wurde.

Die ersten Morde geschahen in Harcs Hause, im Ganzen wurden sechszehn Personen ermordet, 12 weiblichen und 4 männlichen Geschlechts, ihre Leichname wurden sämmtlich an Dr. Knox verkauft.

Unter den Opfern fand sich auch eine Nichte von dem ersten Ehemann der M'Douglas, Burke hatte so viel Gefühl, daß er nicht der Erste sein wollte, der sie angriff; Harc that es daher und Burke half ihm darauf.

Harcs Frau hatte ihm mehrmals angesonnen, auch die Douglas zu tödten, und ihm als den bequemsten Weg dazu vorgeschlagen, mit ihr aufs Land zu gehen, sie dort zu morden und dann an Harc zu schreiben, sie sei gestorben. Allein er war nicht zu bereden.

Harc konnte die Nacht nach Begehung eines Mordes ruhig schlafen, Burke hingegen mußte stets die Branntweinflasche am Bette stehen haben, um sich zu betrinken.

Paterson, der Aufseher des Knox'schen anatomischen Theaters, sagte ihnen jedesmal, wenn sie ein „Subject" brachten, so viele, als sie nur immer könnten, zu schaffen, und oft wurde ihnen die Kiste, worin die Leiche nach dem Museum gebracht ward, von Dr. Knox geliefert. Das ermuthigte sie in nicht geringem Grade; weshalb sie sich noch gar Viele zu Opfern ausersehen hatten, die aber ihren Griffen entgingen.

Bei Verübung einer Mordthat waren sie regelmäßig betrunken, und auch nachher blieb der Trunk an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, so lange das Honorar des Dr. Knox dauerte. Alsdann versetzten sie ihre Kleider aufs Neue, und lösten sie später mit dem neu erhaltenen Gelde ein.

Im Beginn ihrer Mordlaufbahn waren sie scheu und brachten die Leichen, wenn es finster, ins Museum; doch der Erfolg und die lange Straflosigkeit machte sie kühner; der Leichnam des jungen Mädchens Paterson ward bei hellem Tage von einem Lastträger weggebracht in ihrer Begleitung.

Freilich schrieen ihnen die Knaben, die gerade die Schule verließen nach. Da bringen sie einen Leichnam! allein sie kamen doch damit durch.

Die Paterson war noch nicht 4 Stunden lang todt, als ihre Leiche schon auf dem Secirtische lag, sie war noch warm, und Dr. Knox war so entzückt von der Schönheit ihrer Gestalt, daß er einen Maler seiner Bekanntschaft herbeirief, um seine Bewunderung zu theilen.

Die Mörder ermunterten sich oft damit, daß Niemand sie entdecken könne, und am Ende käme es auf eins hinaus, ob sie eines Schaafes oder eines Lammes wegen einst aufgeknüpft würden. Die Entsetzlichen waren auch schon über einen Plan übereingekommen, ihre Greuel über das ganze Land zu verbreiten.

Burke selbst sollte mit einem Gehülfen nach Irland gehen, Edinburg aber der Mittelpunkt bleiben, und Harc den Absatz an Knox besorgen.

Harcs Frau erhielt von jedem Antheil des Burke 1 Pfund Sterling dafür, daß sie ihr Haus zur Ausführung hergab. Sie hatten einen förmlichen Contract mit Knox abgeschlossen, wonach sie 10 Pfund im Winter und 8 Pfund im Sommer erhielten, für so viele Leichen, als sie nur immer liefern konnten.

Zum Schluß über das Treiben des verschonten Harc nur Folgendes:

Eine junge fromme Dame Edinburgs pflegte die Hütten der Armuth und des Elends der Stadt persönlich zu besuchen, um Hülfe und Trost zu bringen. So besuchte sie auch mehrmals eine Frau, die von Krankheit mehrere Wochen auf das Lager gestreckt war, in einem Hause einer abgelegenen Gasse wohnend. Als sie eines Abends bei kaltem, naß-stürmischen Wetter sich anschickte, sich zu entfernen, trat der Mann der Kranken ins Gemach, äußerte sein Bedauern, daß sie zu Fuß durch die schmutzigen Gassen den Weg nach Hause antreten wolle, fügte dann hinzu, daß die Hinterthür des Hauses auf eine vollkommen trockene Straße führe und sich erbot, sie dahin zu begleiten.

Die junge Dame war bereit ihm zu folgen, trotz der Gegenvorstellungen der Frau. Da raffte sich die Kranke auf vom Lager, umhüllte sich mit einem Bettlaken, und mit wahnsinnig-starker Hand sie beim Arme ergreifend, reißt sie dieselbe mit sich fort nach der Vorderthür des Hauses zu, begleitet sie, ohne loszulassen, bis zum Ausgang des Häuschen und läßt sie dann mit den Worten los: Kommen Sie nie wieder!

Die Heftigkeit, mit welcher das Alles von ihr geschah, machte die Dame glauben, sie sei wahnsinnig geworden, und sie kam daher nicht wieder.

Einige Wochen nachher strömte in Edinburg Alles nach der Mordhöhle Harcs, auch jene junge Dame, von Neugier getrieben, ging in Begleitung einiger Verwandten hin.

Sie trat in das Haus — entsetzlich! es war dasselbe Gemach, in welchem sie der Kranken wenige Tage vorher die Bibel vorgelesen und leibliche Stärkung gebracht hatte.

Und der Mann, der sie zur Hinterthür hinausbegleiten wollte, war — Harc! —

## XXVII.

# Adrian Lafarque, der Mörder seiner Geliebten.

Verhandelt am 30. und 31. März 1856 vor den Assisen zu Tarber im Departement der Oberpyrenäen.

---

Eine Menge Zuschauer hatte sich versammelt, besonders drängte sich das „schöne und zarte Geschlecht" zahlreich zu den Tribünen; in den Vorderreihen bemerkte man die elegantesten Damen der Stadt. Adrian Lafarques, Kunsttischler, wohnhaft zu Bagniéres stand vor Gericht als Mörder der Therese Castagnére, verehelichte Loncan, mit welcher er im vertrauten Verhältnisse gestanden. Die Hoffnung auf ergreifende Gemüthsbewegungen während der Gerichtsverhandlung ward mehr als erfüllt; die Zuhörerschaft wurde mehrmals von kaltem Schauer überlaufen und konnte sich der Thränen nicht erwehren; selbst die Richter konnten sich Aeußerungen des Abscheues und des Mitleids nicht enthalten.

Lafarque ist 25 Jahre alt, angethan mit blauem Oberrock, gelber Weste und sorgfältig angelegter weißer Halsbinde. Er ist blond und von fesselnder Physiognomie, seine Züge sind regelmäßig, zart, und sein Haar ist mit Geschmack geordnet; man hätte sagen mögen, er gehöre einem höheren Stande als dem eines Handwerkers an. Er spricht geläufig und mit einer Art von Zierlichkeit, äußert sich langsam und überlegt, seine Geberden sind abgemessen, seine Miene ist ruhig; doch bemerkt man von Zeit zu Zeit in seinen Ideen eine zum Hinbrüten geneigte Exaltation. Sein gewöhnlich sanfter Blick aus schönen Augen nimmt einen Uebeles verkündenden Charakter an, wenn er auf einen Punkt hinstarrt und wenn er seine Augenbrauen zusammenzieht.

Auf die erste Anrede des Präsidenten stellte Lafarque die Frage: Wollen Sie, daß ich Ihnen eine vollständige Erklärung gebe, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen mein Leben in der Reihenfolge und so wie ich es empfunden habe, schildern zu dürfen; was Sie zu wissen wünschen, wird darin vorkommen. Von dem Präsidenten hiernach aufgefordert, sich auszusprechen, trug er Folgendes vor:

Bis zu meinem 24sten Lebensjahre, wo ich nach Bagnières kam, bin ich rein und tugendhaft gewesen. Dort machte ich sofort die Bekanntschaft einer Dame, einer Demoiselle, — Verzeihung — einer Person; denn ich möchte nichts sagen, was sie kenntlich machen könnte. Sie erzählte mir ihren Kummer, ich bin mitleidig, ich nahm Theil an ihrem Leid, und — bald vergaßen wir uns Beide.

Dies währte nicht lange. Ich suchte eine andere Wohnung, das Geschick führte mich nach der Poststraße. Ich wünschte ein bescheidenes Logis, deshalb fiel mein Blick auf ein Haus, das gerade kein herrschaftliches Ansehn hatte.

Als ich eintrat, fand ich mehrere Frauen in einem Zimmer, und richtete an sie die Frage, ob ich hier wohnen könne?

Eine der Frauen erhob sich und trat mir mit freundlicher Miene entgegen, es war Therese.

Sie sagte mir: ihre Mutter sei abwesend; doch glaube sie wohl, daß sie mich werde aufnehmen können.

Sie forderte mich dann auf, den anderen Tag wiederzukommen. Dies that ich. Therese und ihre Mutter führten mich in ein Zimmer — ach! in das der nachmaligen Katastrophe.

Es gefiel mir, und leider wurde auch meine Bedingung, zugleich Kost im Hause zu finden, angenommen —

Therese war munter, gefällig. Am ersten Abend leuchtete sie mir zur Zeit des Schlafengehens bis in mein Zimmer, und wünschte mir dann gute Nacht. Am zweiten Abend drückte sie mir, als sie mich verließ, zweimal die Hand. Das überraschte mich und machte einen angenehmen Eindruck auf mich.

Auch am dritten Abend begleitete sie mich. Kaum eingetreten in mein Zimmer, zog ich, in der Meinung, Therese würde gleich wieder fortgehn, meinen Rock aus.

Aber wie groß war mein Erstaunen, als sie an meinen Hals flog, mich umarmte und dann davon eilte.

Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen und fragte mich selbst, ob ich etwa träume. Aber es war Wirklichkeit, nie war mir etwas Aehnliches begegnet, ich konnte nicht begreifen, wie ein Mädchen sich so benehmen könne.

Ich nahm mir vor, sie anderen Tages zu fragen, warum sie mich geküßt habe?

Der Zufall wollte, daß wir allein bei Tische waren.

Sie müssen mich recht hoch schätzen, sagte ich zu ihr, weil Sie mich gestern Abend umarmten.

Ja, erwiderte Sie, ich schätze Sie, ich liebe Sie, und verdienen Sie das nicht? —

Was habe ich gethan, um das zu verdienen; und wie können Sie mich lieben?

Ich liebe Sie, weil Sie meiner Liebe würdig sind, und wenn ich liebe, so liebe ich von ganzem Herzen. —

Am selben Abend bat mich Therese, sie zu einem Nachbarn zu begleiten. Ich hatte sie immer Mademoiselle genannt.

Ich will Sie nicht im Irrthum lassen, begann sie, ich bin nicht ledig mehr, sondern verheirathet. Mein Mann hat mich höchst unglücklich gemacht, er hat mich verlassen.

Ei, sagte ich, dann lieben Sie mich nicht, sondern kehren zu Ihrem Gatten zurück.

Sie erwiderte, daß sei ihr unmöglich, sie könne seinen Namen nicht mehr nennen hören; und als sie darauf zu weinen begann, ward auch ich erweicht.

Folgenden Abend gingen wir zusammen spaziren, und ich vertraute ihr, um sie abzuhalten, sich an mich zu hängen, ich sei mit einem Mädchen, der Tochter eines Freundes meines Vaters, verlobt. Therese antwortete mir nur durch Thränen, und wir kehrten Beide sehr bewegt nach Hause zurück.

Einige Tage nachher war ich Zeuge, mit welcher zärtlichen Sorgfalt sie sich eines Kindes annahm, das rührte mich.

Sie sind gut, Therese! sagte ich zu ihr, Sie verdienen, daß man Sie hochachte.

Nein, nein, Sie thun es nicht, rief sie, in Thränen ausbrechend, und eilte die Treppe hinauf.

Diese Thränen, diese Aufregung warfen mich über den Haufen; ich war besiegt. Später sah ich wohl ein, daß es nur Hinterlist und Verführung war.

Am nämlichen Abend sagte ich zu ihr: Wohlan, Therese! ich bin Dein. Ich machte sie dann mit meinem ersten Liebesabenteuer, dem einzigen meines Lebens, bekannt, sie legte mir das Geständniß eines ähnlichen ab. Wir schworen uns unverbrüchliche Treue bis zu meiner Verheirathung mit der Tochter des Freundes meines Vaters, und von nun an lebten wir wie Mann und Frau.

Nach einem Monate zeigte ich ihr an, daß ich abreisen und heirathen müsse, aber Alles aufbieten würde, um nach Bagniéres zurückzukehren und dort mein Leben zu beschließen.

Therese antwortete mir mit Sanftmuth, sie wünsche jetzt und immer, daß ich mit meiner Gattin glücklich sein möchte.

Es ist Handwerkersitte, mit Tagesanbruch aufzustehn. Ich ging frühmorgens an die Arbeit, und kam erst um Mittag heim. Eines Tages hatte ich mir nur meine Werkzeuge geholt und kehrte mit diesen, ehe es noch 7 Uhr geschlagen, wieder, fand aber das Haus verschlossen.

Therese hatte meine Rückkunft nicht erwartet, sie glaubte mich bei der Arbeit.

Auf mein Rufen öffnete sie die Thür. Ihr Gesicht sah nicht aus, als ob sie eben aus dem Schlaf erwacht sei, es war erhitzt, und ich ward von Argwohn ergriffen. Ueberdies fiel mir auch ein Schurzfell mit Farbeflecken in die Augen.

Woher das Schurzfell, Therese?

Es gehört meinem Onkel, der, wie du weißt, in der Indigofabrik arbeitet.

Wäre es das Deines Oheims, so würde es nur blaue Farbeflecke haben; dieses da aber hat Malerfarben.

Ich sah nun nach dem Bette hin, und bemerkte dort einen Mann, der sich verhüllte und thörichter Weise in den Vorhängen sich zu verstecken suchte. Bebend an allen Gliedern, verspürte ich große Lust, sie Beide tüchtig durchzuprügeln. Therese beschwor mich hinauszugehn.

Damals meiner Besinnung mächtig, that ich, was ich immer gethan, wenn dieses der Fall war, ich gab der Vernunft Gehör und ging.

Einige Minuten darauf begegnete ich diesem Maler, der im Hause zu arbeiten hatte, auf der Treppe, und vermochte es über mich, ihm nichts zu sagen. Sobald ich aber die Gelegenheit gefunden, mit Therese allein zu sein, verlangte ich von ihr eine Erklärung über ihr Betragen.

Sie versuchte nicht zu leugnen und gestand mir unter den inständigsten Bitten und einem Thränenstrom, dieser Maler sei ihr früherer Geliebter gewesen; er sei, ohne daß sie sich dessen versehen, zu ihr ins Zimmer gekommen, er habe ihr scharf zugesetzt.

Anfangs habe sie, an mich denkend, ihm widerstanden, aber zuletzt, als er sie an ihre früheren Verhältnisse erinnert, endlich nachgegeben.

Dann flehte sie mich im Tone der Verzweiflung und sich mit aufgelöstem Haar auf dem Boden wälzend, um Verzeihung an.

Gott, sagte ich, verzeiht ja stets den ersten Fehltritt, auch ich will Dir verzeihen.

Bei diesen Worten raffte Therese sich auf, fiel vor mir auf die Kniee, entblößte sich den Busen und rief:

Wenn ich dir je wieder ungetreu bin, sieh hier meinen Busen! Dann nimm einen Dolch, stoß' ihn mir bis ans Heft ins Herz, und ich verzeihe es dir!

Was ich sage, ist die Wahrheit, Gott ist mein Zeuge, dies genügt mir. —

Die Eintracht zwischen mir und Therese ward wieder hergestellt, und obgleich ich in Folge eines Zankes mit ihrem Onkel

und auf guten Rath hörend, das Castagnéresche Haus verließ, sahen wir uns doch fortwährend an einem verabredeten dritten Orte.

Eines Abends fand sie sich nicht ein. Ich machte ihr deshalb folgenden Tages Vorwürfe, und da sie sich nicht gehörig rechtfertigen konnte, so stieß ich sie — ich bekenne es — dergestalt, daß sie niederfiel. Doch wischte ich ihr alsbald ihre Kleider mit meinem Taschentuche wieder ab.

Sie kam oft zu mir in meine Werkstätte. Einst wollte sie dort 3 Francs von mir leihen. Ich war eben ohne Geld, und sie schien meine abschlägige Antwort übel aufzunehmen. Nach und nach vernachlässigte sie mich nun. Ihre Gleichgültigkeit quälte und verdroß mich gleich sehr.

Ich ließ sie um eine Unterredung bitten. Sie ließ mir aber sagen, sie wolle nichts mehr mit mir zu thun haben.

Ich war außer mir, und da ich fühlte, daß ich es zum Aeußersten könnte kommen lassen, so sagte ich der Person, die mir Thereses Antwort überbrachte:

Sagen Sie ihr, sie möge mir die Liebe erzeigen und sich einige Tage lang nicht an ihrer Thüre blicken lassen, ich könnte sonst ein Unglück anrichten.

Mich zu überzeugen, ob sie mir folgsam sei, ging ich an ihrem Hause vorüber; sie befand sich, mit anderen Frauenzimmern arbeitend, in der offenen Thür und sah mich frech an. Nach meiner Wohnung zurückgekehrt, dachte ich der Vergangenheit; ich erinnerte mich ihrer Liebkosungen, Schwüre und Thränen. Diese Erinnerung empörte mich, und machte mir ihr Benehmen unerklärlich. Ich streifte um ihr Haus herum, eine Gelegenheit suchend, sie zu sprechen.

Eines Abends gegen 10 Uhr fand ich die Fensterladen ihres Zimmers halb offen stehend, es war Jemand am Fenster; ich glaubte, sie sei es, und bekenne, daß ich ihr mit den Worten: „Du sollst es mir schon bezahlen“ mit dem Stocke, den ich gewöhnlich trug, drohte.

Ich könnte diesen Umstand leugnen, weil außer mir Niemand als Gott und die Person, die mich gesehn, zugegen war. Bald

darauf ward ich zu dem Polizeicommissar beschieden, der mich zu dem Substituten des Königlichen Anwalts schickte.

Dieser stellte mich meines Benehmens wegen zur Rede, verbot mir, Theresen aufzusuchen und ihr Haus zu betreten, sagte auch, die Polizei würde von nun an ein wachsames Auge auf mich haben. Ich unter einer mich demüthigenden Aufsicht der Polizei! ich durch Therese denuncirt! —

Ich war außer mir. Wo ich stand und ging, verfolgte mich dieser Gedanke und ließ mir keine Ruhe. Die Frau im Gasthofe, die Zeugin meines Schmerzes war, rieth mir, eine Messe für mich lesen zu lassen, um ruhiger zu werden.

Nein, nein, erwiderte ich, eine Messe hilft mir nichts; ich bin zu sehr gequält. —

Von diesem Augenblick an kannte ich mich selbst nicht mehr. Des Tages war ich allein in meiner Werkstätte, weil ich Niemanden um mich haben wollte. Leider war ich zuviel allein. Meine Nächte waren schlaflos und äußerst unruhig.

Wie? sagte ich zu mir selbst, sie konnte dich verlassen trotz aller ihrer Schwüre! Es ist ein schlechtes Geschöpf, sie wird noch Anderen Netze stellen und sie ebenfalls unglücklich machen. Sie muß sterben. Das ist nur gerecht, wenigstens kann sie dann nicht noch Andere betrügen. Du selbst bist zu grade, um hier auf Erden zu bestehn. Und nun beschloß ich, in einer der nächsten Nächte ihrem und meinem Leben ein Ende zu machen.

Indem ich über die Art und Weise, dies ins Werk zu richten, nachdachte, entschloß ich mich zur Anwendung des Schießgewehrs. Am anderen Morgen miethete ich mir bei einem Waffenschmied ein Paar Pistolen, die ich ihm am folgenden Morgen wieder zu bringen versprach. Auf meine Frage, wo ich Pulver und Kugeln kaufen könnte, wies er mich an einen Laden. Dort kaufte ich zwei Kugeln und das erforderliche Pulver, nicht ahnend, daß ich, der ich auf 30 Schritte treffe, Theresen mit dem Laufe auf der Brust fehlen würde. Hätte ich das für möglich gehalten, ich hätte sicher lieber 6 als 2 Kugeln genommen.

Die geladenen Pistolen legte ich unter das Kopfkissen meines Bettes und ging aus, Theresen aufzusuchen und zu sehen, ob ich

sie nicht bewegen könnte, mit mir auszugehn. Ich ward ihrer aber nicht ansichtig. Nun nahm ich die Pistolen und steckte sie zu mir, da sie zu lang waren, schnitt ich ein Loch in die Taschen, um die Läufe dadurch zu stecken. Ueberdies hielt ich meine Hände noch auf den Schaft, damit er nicht sichtbar werde. Vergeblich harrte ich auf Therese.

Es war schon spät, ich legte mich zu Bette. Wer Aehnliches nicht erlebte, dem ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Nacht zu machen, die ich nun zubrachte. Ich empfand krampfhafte Zuckungen, die furchtbarsten Bilder schwebten mir vor Augen; ich sah Therese in ihrem Blute gebadet und mich niedergestreckt neben ihr.

Ich konnte den Morgenanbruch nicht erwarten. Ich ging zum Gasthof, wo ich ein Paar Bekannte zum Trinken einlud, während ich den Augenblick erspähte, wo Therese ihr Haus verlassen würde.

Mittlerweile ging sie mit einer soldatischen Miene und als ob sie meiner spotten wollte, an dem Gasthofe vorüber. Ich folgte ihr. Da ich aber gleichzeitig ihre Mutter erblickte, so stellte ich mich, als ginge ich eines anderen Weges, und kehrte zum Gasthofe zurück.

Bald darnach fand sich auch Therese dort ein und sagte, ich möchte sie endlich einmal wissen lassen, was ich von ihr wollte.

Ich entgegnete: das wären Dinge, welche nur unter vier Augen abzumachen seien, sie möge einen Augenblick mit mir hinaustreten.

Sie weigerte sich dessen und sagte, ich möge mich nur offen vor aller Welt erklären. Darauf fragte ich sie, ob ich wieder zu ihr kommen dürfe?

Nein. —

Warnm nicht?

Weil ich meine Gründe dazu habe.

Du wirst zwei Menschen unglücklich machen.

Ich mache mir aus dir — so viel, und dabei spukte sie mit einer Miene voll Verachtung aus.

Warte nur! des Königs Anwalt . . . .

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Ich folgte ihr und beschwor sie, zu erlauben, daß ich sie wenigstens alle 8 Tage sprechen dürfe, wenn auch nur auf 2 Minuten.

Du willst mich also zwingen, dich zu lieben? fragte sie.

Warum hast du mich mich vorher geliebt? erwiderte ich, ich habe dich ja nicht dazu gezwungen; ebensowenig zwang ich dich, mir deine Liebe durch tausend Schwüre zu betheuern.

Sie beharrte auf ihrer Weigerung. —

Ich war mit ihr bis an die Schwelle ihrer Thür gekommen, und war im Begriff, mit ihr hinein zu treten, als ihre Mutter erschien und mir befahl, mich zu entfernen.

Ich gehorchte mit der Bemerkung: Es ist ja noch nicht Nacht und kehrte nach dem Gasthofe zurück, sah fast in demselben Augenblicke die Mutter eilfertig ausgehn, was mich auf die Vermuthung brachte, sie gehe zum Königlichen Anwalt.

Die Gelegenheit war günstig. Ich stürze auf Thereses Haus los, mitten auf der Treppe spanne ich das eine Pistol, halte es aber auf dem Rücken, um sie nicht zu erschrecken. Dann trete ich rasch in ihr Gemach, das ich verschließen will, es aber nicht kann, weil der Schlüssel abgezogen und der Riegel auch nicht in Ordnung ist.

Ich bestürme Therese aufs Neue mit Bitten; ich will mich ihr zu Füßen werfen. Sie aber will nichts davon wissen und tritt ans Fenster, als wolle sie um Hülfe rufen.

Jetzt feuere ich das Pistol ab, verfehle sie aber. Dann fasse ich sie beim Arm mit den Worten: Drehe dich um!

Im nämlichen Augenblick thue ich den zweiten Schuß. Sie stürzt. Ihr Kopftuch fällt ihr über die Augen.

Nun will ich meinem Leben ein Ende machen, aber ich habe keine Kugel mehr. Da fällt mir ein, mich vom Boden zu stürzen.

Schon habe ich in dieser Absicht das Zimmer verlassen, da führt Gott, der sicher meine Seele retten wollte, mich dahin zurück.

Es fällt mir hier ein Stück Eisen wie ein Nagel ohne Kopf und wie ein Korkzieher gewunden, ins Auge, ich ergreife es und lade damit die eine meiner Pistolen.

Ehe ich aber von dieser Gebrauch mache, bemerke ich, daß neben Thereses Körper kein Blut zu sehen ist, und sage zu mir selbst: Wie, sollte sie nur betäubt sein?

Ich lege das Pistol nieder und hebe das Tuch, das Thereses Augen bedeckte, auf, sie waren offen.

Ha! nun bin ich verloren, und Du, Du solltest mich überleben, um meines Todes zu spotten! Nein, das wäre ungerecht.

Jetzt ergreife ich — ich bekenne es — mein Messer, die Waffe des Feigen — ich hatte ja keine andere — und schneide ihr die Kehle ab.

Ich schauderte vor mir selbst zusammen, bedeckte ihr Gesicht, um sie nicht zu sehen. Dann wischte ich mein Messer ab, legte es zusammen und steckte es zu mir. Hierauf setzte ich mir mein Pistol, das — weil das Eisen herausgefallen — ohne mein Wissen nur noch mit Pulver geladen war, in den Mund, drückte ab und stürzte besinnungslos nieder.

Was hierauf mehrere Stunden lang mit mir vorgegangen, weiß ich nicht! die Nennung meines Namens brachte mich wieder zur Besinnung.

Ich befand mich auf einem Bette im Hospital. Verzweifelnd bemerkte ich, daß ich am Leben geblieben; doch bemerkte ich zu meinem Troste, daß ich im Munde ein Loch hatte, in welches meine Zunge hineinreichte, und daß mir an beiden Armen zur Ader gelassen war, wonach mir also die Hoffnung blieb, mich zu Tode bluten zu können; auch glückte es mir bald, meinen Verband zu lösen.

Ich empfahl Gott meine Seele, und würde auch meinen Geist aufgegeben haben, wenn mein Zustand nicht noch zeitig bemerkt wäre.

Das ist die reine Wahrheit — Gott weiß es. Ich habe den Tod verdient, weil ich gemordet habe. Der Tag, wo ich ihn empfange, wird der sanfteste, der schönste meines Lebens sein. Ich erwarte das verhängnißvolle Schaffot; ich hoffe, daß ich es ohne Furcht ersteigen und muthig meinen Kopf unter das Messer legen werde. —

Also das Geständniß Laferque's, das er in ruhigem Tone vortrug bis zur Stelle, wo er nach dem ersten verfehlten Schusse zu Theresen gesagt hatte: Drehe dich um!

Hier ward seine Stimme in hohem Grade bewegt, und Thränen traten ihm in die Augen. Aber gleich darauf hatte er seine Ruhe wieder gewonnen und fuhr mit einer Kaltblüthigkeit und Geistesgegenwart fort, die ihn auch im Verlaufe aller Debatten nicht einen einzigen Augenblick verließen.

Hierauf begann die Zeugenvernehmung, die das Geständniß überall bestätigte. Darauf begann der Vertheidiger, der seine Rede mit den Worten schloß:

Nie hat es eine Sache gegeben, die schöner zu verfechten, glorreicher abzuurtheilen gewesen wäre. Nun, der zu fällende Spruch wird nicht in den Grenzen dieses Kreises bleiben; eine gerührte und ängstlich harrende Menge vernimmt ihn; die Annalen mehrerer Gerichtshöfe harren seiner, die Freunde einer hohen Philosophie werden ihn citiren. Ich hoffe, meine Herren, daß die Menschlichkeit, welche hier durch meine Stimme Zugang zu den Richtern, über Joseph Gras fand, auch Eure tugendhaften Namen einst bezeichnen wird.

Die Geschworenen traten ab und nach Verlauf von drei Viertelstunden versicherte der Vorsitzende derselben auf seine Ehre und sein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, beide Fragen nämlich, daß der Angeklagte des freiwilligen Todschlages ohne Vorbedacht schuldig, aber dazu durch schwere Gewaltthätigkeiten aufgereizt worden sei, wären einstimmig mit Ja beantwortet.

Kaum ist dieser Ausspruch geschehen, so vernimmt man ein Beifallklatschen, das aber durch den Präsidenten, als vor Gericht nicht erlaubt, untersagt wird.

Der Präsident ist nun genöthigt, um das Urtheil zu fällen, erst den Artikel 304 des Strafgesetzbuches zu lesen.

Kaum hat er damit begonnen, so läßt sich ein klagendes und gedehntes Murmeln, durch eine unüberlegte Besorgniß, welche Anwendung man diesem Artikel geben werde, vernehmen. Endlich wird das Urtheil gesprochen; es lautet auf fünfjähriger Gefängniß, zehnjähriger Polizeiaufsicht und Zahlung der Proceßkosten.

Der Verurtheilte verhält sich noch immer theilnahmlos.

Als aber der Präsident hierauf eine leichte Ermahnung an ihn richtete, verbeugte er sich vor demselben, ihm zu danken, und rief dann, sich mit Lebhaftigkeit dem Publikum zuwendend:

Wackere und schätzenswerthe Einwohner dieser Stadt! Die zarte Theilnahme, die ihr mir bewiesen habt, ist mir bekannt. Mein Herz wird Eurer nicht vergessen.

Thränen hinderten ihn, mehr zu sagen. Neue Beifallszeichen des Publikums waren die Antwort, die man ihm gab. Er wurde hinausgeführt. Alle drängten sich ihm nach.

## XXVIII.

# Des Pariser Scharfrichters Sanson Denkwürdigkeiten.

Es mochte ungefähr Abends gegen acht Uhr Ende Januars des Jahres 1793 sein, als eine alte Dame zu Paris an der Kirche St. Laurent vorbei nach der Vorstadt St. Martin hinabging.

Es war kalt; die Straßen waren schneebedeckt, leer und öde, und die natürliche Scheu, welche diese Stille einflößte, wurde noch durch die in Frankreich damals herrschende Furcht vermehrt.

Der alten Dame war auf dem ganzen Wege noch keine menschliche Seele begegnet.

Muthig durchschritt sie die Oede, als wäre ihr Alter ein Talisman, der sie wider jedes Unglück schützte, bis sie den dumpfen, aber festen Schritt eines Mannes hinter sich zu hören glaubte.

Sie blickte um und sah einen Mann, dessen Form bei dem schwachen Lichte der Straßenlaterne kaum kennbar war.

Angst beflügelte ihre Schritte, bis sie den Laden eines Pastetenbäckers erreichte.

Sie eilte hinein und sank auf einen vor dem Tische stehenden Stuhl. Im Augenblick, wo sie eintrat, schlug eine mit Handarbeit beschäftigte junge Frau die Augen auf, und kaum gewahrte sie die Dame, so öffnete sie schnell eine Schublade, um etwas heraus zu nehmen, was sie ihr übergeben sollte.

Sie fand die Lade leer, ging eiligst ins Nebenzimmer und rief ihren Mann heraus.

Wo hast Du denn Das hingethan? fragte sie ihn mit geheimnißvoller Miene. Das Uebrige sprach sie nicht aus.

Die alte Dame sprach kein Wort. Ihre Blicke starrten fest auf das Ladenfenster, als sehe sie dort einen Schrecken erregenden Gegenstand.

Madame, redete die junge Frau sie an und vergaß, daß dieser Titel proscribirt sei; allein die alte Dame erwiderte nichts.

Was fehlt Ihr, Bürgerin? fragte der Hausherr und zog die Dame dadurch aus ihrer Träumerei, daß er ihr eine kleine Pappschachtel einhändigte.

Nichts, nichts, meine Freunde! — antwortete die Alte mit sanfter Stimme.

Sie blickte den Mann an, als wollte sie ihm mit den Augen danken.

Als sie aber eine rothe Mütze auf seinem Kopfe sah, schrie sie laut:

„Ihr habt mich verrathen!“ —

Die junge Frau und ihr Mann antworteten mit einer Bewegung, die Abscheu verkündete.

Verzeiht mir! — sagte die Dame mit kindlicher Sanftmuth, holte aus der Tasche einen Louisd'or und gab ihn dem Pastetenbäcker.

Dieser und seine Frau sahen sich einander an. Dieser Louisd'or schien der letzte zu sein; ihre Hände zitterten und schmerzlich blickte sie darnach hin, als sie ihn darreichte; sie schien die ganze Größe des Opfers zu fühlen.

Fasten und Elend waren in leserlichen Zügen in ihrem Gesichte eingegraben; ihre Kleidungsstücke trugen Spuren ehemaliger Pracht an sich; es war abgenutztes Seidenzeug, ein reinliches, abgetragenes Mäntelchen mit sorgfältig ausgebesserten Spitzen.

Jetzt erst gestand die alte Dame, daß ihr ein Mann gefolgt sei, und sie sich fürchte, allein nach Hause zu gehen.

Ist es nur das? erwiderte der Mann — warten Sie nur, Bürgerin!

Er gab den Louisd'or seiner Frau, zog schnell seine Nationalgardisten-Uniform an und nahm Hut und Gewehr. Der jungen Frau wurde bange.

Es scheint, daß der Mann, vor dem die Bürgerin sich fürchtet, noch um den Laden umherschleicht, sagte sie. Wenn es ein

Spion wäre! — Eine Verschwörung — Gehe nicht hin, Mann! Nimm ihr die Schachtel wieder — flüsterte sie dem Pastetenbäcker ins Ohr.

Ich will zwei Worte mit ihm sprechen und ihn sogleich Ihnen vom Halse schaffen — sprach dieser.

Er öffnete die Thür und lief schnell hinaus.

Bald aber kam er zurück. Sein Gesicht war bleich und entstellt. Der Schrecken schüttelte ihn dergestalt, daß seine Beine schlotterten.

Willst Du uns den Hals abschneiden lassen? fuhr er die Dame an. Du Aristokratin! schrie er mit einer Wuth sonder Gleichen. Fliehe! erscheine nie wieder hier, und rechne nicht auf mich, Dir Verschwörungselemente zu verschaffen!

Damit versuchte er, der alten Dame die Dose wieder zu nehmen, die sie in die Tasche gesteckt hatte.

Kaum aber berührte er die Unbekannte, so spürte diese die ganze Beweglichkeit ihrer Jugend wieder. Mit einem Sprunge war sie an der Thür und verschwand vor den Augen der erschrockenen, zitternden Hausleute.

---

Eilig schritt die alte Dame auf der Straße fort, stets gefolgt von dem Unbekannten, und nach einem halbstündigen Gange erreichte sie den oberen Theil der St. Martins Vorstadt.

Dieser Ort war einer der ödesten in ganz Paris. Der Nord, über die Hügel von Chamont und Belleville streichend, pfiff durch die spärlich liegenden Häuser oder vielmehr Hütten.

Man konnte nichts Trostloseres sehen; diese Stelle schien das natürliche Asyl des Elends und der Verzweiflung zu sein.

Die Dame schlich zu der Thür eines dieser einsamen Häuser, drückte an die Klinke und verschwand mit schattenähnlicher Geschwindigkeit.

Der Mann, der ihr gefolgt, blieb stehen, das Haus betrachtend. Es war ein elendes Gebäude, glich einem alten, den Einsturz drohenden Thurme.

Ein schwaches Licht beleuchtete drei Fenster, und der übrige Theil des Hauses war dunkel.

Die Alte stieg mit Mühe eine steile Treppe hinauf, längs welcher, statt einer Lehne, ein schmutziges Seil herabhing.

Leise klopfte sie an eine Thür im obersten Stockwerk. Man öffnete und sie ließ sich auf einen Stuhl nieder, den ein Greis ihr darbot.

Verbergen Sie sich! Verbergen Sie sich! sagte sie zu ihm. Obgleich wir selten ausgehen, sind doch unsere Schritte bekannt, und man späht ihnen nach.

Was giebt's? fragte eine andere alte Frau, die am Kaminfeuer kauerte.

Der Mann, der seit einigen Tagen um das Haus schlich, ist mir diesen Abend nachgegangen — war die Antwort.

Bei diesen Worten sahen sich die Bewohner des Jammerkämmerleins an, und innere Erschütterung deuteten ihre Züge an.

Die auf dem Greise haftenden Züge der Frauen zeigten genugsam an, daß es der Gegenstand ihrer lebhaften Sorge sei.

Warum an Gott verzweifeln, meine Schwestern? sprach er mit dumpfer, aber salbungsvoller Stimme. Wir sangen ihm Lob beim Geschrei der Mörder und Stöhnen der Sterbenden im Carmeliterkloster. Wenn es sein Wille war, mich aus diesem Gemetzel zu retten, so geschah es gewiß, um mir ein Geschick zu bereiten, das ich ohne Murren annehmen muß.

Fußtritte wurden auf der Treppe laut. Der Priester — kein Anderer war der Greis — versteckte sich in einen Schrank. Die beiden Nonnen warfen einige Kleidungsstücke auf ihn.

Kaum war dies geschehen, als drei Mal an die Thür geklopft wurde. Die Thür öffnete sich und ein Mann trat ein, worin die Nonnen Denjenigen erkannten, der seit fünf bis sechs Tagen um das Haus schlich.

Sie blieben unbeweglich sitzen und betrachteten ihn.

Nichts in seinem Wesen deutete einen bösen Menschen an. Er ahmte die Unbeweglichkeit der Nonnen nach und schwieg, seine Augen schweiften im Zimmer umher.

Zwei auf dem Boden ausgebreitete Matten schienen den Nonnen als Lager zu dienen. Ein einziger Tisch stand mitten

im Zimmer, darauf ein kupferner Leuchter, einige Teller, drei Messer und ein Brod.

Im Kamin brannte ein spärliches Feuer und einige Stückchen Holz in einem Winkel bezeugten die Armuth der Klosterschwestern. Eine Reliquie stand auf dem Rande des Kamins. Drei Stühle, zwei Koffer und eine alte Commode befanden sich im Stübchen; eine neben dem Kamine befindliche Thür deutete noch ein Nebenzimmer an.

Ich komme nicht als Feind, Bürgerin! begann endlich der Unbekannte.

Er verbesserte sich dann selbst und sagte: Meine Schwestern! ich habe sie um einen Gefallen zu bitten. Sie haben einem ehrwürdigen Priester Zuflucht gestattet, der wie durch ein Wunder dem Gemetzel im Carmeliterkloster entrann.

Wir haben keinen Priester entgegnete Schwester Martha.

Dann bedürfte es mehr Sorgfalt und Vorsicht — erwiderte der Fremde mit Sanftmuth, den Arm nach dem Tische ausstreckend und ein darauf liegendes Brevier fassend. Ich glaube doch nicht, daß Sie Latein verstehen und —

Er fuhr nicht fort, denn die beiden Klosterschwestern zitterten und die Thränen traten ihnen in die Augen.

Beruhigen Sie sich, sagte der Unbekannte. Ich weiß den Namen Ihres Gastes und den Ihrigen. Seit fünf Tagen bin ich unterrichtet von Ihrer Noth und Ihrem Eifer für den ehrwürdigen Abbé von . . . . .

Als der Priester diese Worte hörte, kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor.

Ich kann nicht glauben, mein Herr, begann er zu dem Fremden, daß Sie Einer unserer Verfolger sind, und ich vertraue mich Ihnen. Was wollen Sie? —

Und in zutraulichem Tone sprach er zu dem Priester:

Nein, Vater, ich komme, Sie zu bitten, eine Seelenmesse für eine Person zu lesen, deren Leichnam nie in geweihter Erde ruhen wird.

Der Priester schauderte unwillkürlich zusammen und betrachtete den Unbekannten, auf dessen Gesicht sich unzweideutige Angst aussprach.

Nun, antwortete der Priester, kommen Sie heute um Mitternacht wieder her, und ich werde bereit sein, den einzigen Todtendienst zu verrichten, den wir als Sühne des Verbrechens darbieten können.

Der Fremde fuhr zusammen, grüßte ehrfurchtsvoll und verschwand.

Um Mitternacht kehrte er zurück; er ward in das Nebenzimmer geführt, wo Alles zur Ceremonie vorbereitet war.

Die beiden Nonnen hatten die wurmstichige Commode, deren antike Form unter einer dunklen Altardecke verborgen war, zwischen zwei Schornsteinen gestellt. Ein großes Crucifix von Ebenholz und Elfenbein an der gelben Mauer emporstehend, hob die Nacktheit derselben noch mehr hervor. Nur kleine Lichter verbreiteten einen matten Schein. Nichts war weniger pomphaft und doch nichts feierlicher, als dieser düstere Gottesdienst.

Tiefe Stille herrschte rings im Gemache. Die beiden Nonnen knieten zu beiden Seiten des Altars, mit dem Priester betend, der, mit dem heiligen Gewande bekleidet, einen mit Edelsteinen verzierten goldenen Kelch bereitete, ein aus der Plünderung der Abtei gerettetes Gefäß.

Neben dem Kelche standen in zwei, kaum der gemeinsten Schenke würdigen Gläsern der Wein und das Wasser, zum heiligen Opfer bestimmt. Ein gewöhnlicher Teller trug sie. Alles war unermeßlich, aber klein, arm, edel, profan und heilig zugleich. So wollten sie bei Gott für einen König von Frankreich Fürbitte einlegen.

Die Inbrunst des Unbekannten war aufrichtig. Die heiligen Worte erschallten wie eine himmlische Musik in der tiefen Stille. Es gab einen Augenblick, wo auch der Unbekannte in Thränen zerfloß. Beim Vaterunser sagte er noch die Worte hinzu: „Und vergieb den Königsmördern, wie Ludwig XVI. ihnen selbst vergeben hat!“

Die Klosterschwestern sahen zwei große Thränen sich den Weg über die männlichen Wangen des Unbekannten bahnen und zu Boden fallen. Dann wurde das Gebet für die Todten abgelesen.

Als die Todenfeier beendet, entfernten sich die Nonnen auf des Priesters Wink; und mit mildem, väterlichem Blicke sich zu dem Unbekannten wendend, begann der Priester:

Mein Sohn! wenn Du Deine Hände in das Blut des Königsmärtyrer getaucht hast, vertraue Dich mir! Es giebt keinen Fehler in den Augen Gottes, der eine so aufrichtige Reue, wie die Deinige, nicht auslösche.

Eine Bewegung unfreiwilligen Schreckens entschlüpfte dem Fremden bei diesen Worten; bald gelangte er wieder zur ruhigen Haltung, und sprach mit hörbar erschütterter Stimme: Mein Vater! Niemand ist unschuldiger als ich an dem vergossenen Blute. Glauben Sie, daß eine indirecte Theilnahme werde bestraft werden! Ist denn auch der Soldat, der zur Eskorte gehörte, strafbar?

Der Priester blieb unentschieden. Glücklich über die Verlegenheit, in welche er diesen Puritaner des Königthums versetzte, fügte er hinzu:

Ich würde mich schämen, Ihnen irgend einen Lohn für die Trauerfeier anzubieten, die Sie eben für die Ruhe der Seele des Königs und für die Befreiung meines Gewissens begangen haben. Nehmen Sie das Geschenk, welches ich Ihnen hier mit dieser Reliquie mache, an, mein Herr! Es kommt vielleicht einst der Tag, wo Sie den Werth derselben begreifen werden.

Bei diesen Worten überreichte er dem Priester eine kleine, leichte Schachtel.

Fromme Seelen — schloß er sodann — werden für Eure Bedürfnisse sorgen. In einem Jahre, am 21. Januar, wenn Ihr diesen Ort noch bewohnt, komme ich wieder, mit Euch die Bußmesse zu vollziehen.

Er verbeugte sich und ging.

Kaum war er hinausgegangen, als die beiden Nonnen wieder eintraten und mit unbeschreiblicher Neugier die Schachtel öffneten.

Man fand ein langes, sehr feines Halstuch von Battist darin. — Sorgfältig ward es bei Lichte betrachtet, und man erkannte einige kleine, beinahe ganz schwarze Punkte darin.

Es ist Blut? — sagte der Priester mit erschütterter Stimme. Die beiden Schwestern ließen die vorgebliche Reliquie mit Schrecken

fallen. Für sie wurde das Geheimniß, in welches der Fremde sich hüllte, unerklärlich, und der Priester strebte nicht dahin, es zu erklären. —

---

Ein Jahr verfloß und die oft erwartete Nacht kam endlich. Um 12 Uhr hörte man die schweren Tritte des Unbekannten auf der Treppe. Das Zimmer war zu seinem Empfange aufgeputzt, der Altar errichtet.

Der Unbekannte trat ein. — Bei seinem Anblick verschwanden Dankbarkeit und Neugierde aus dem Herzen Aller.

Er war vielleicht weniger kalt, weniger schweigsam, weniger fürchterlich, als er ihnen erschien. Sie begriffen, daß der Unbekannte ihnen unbekannt bleiben sollte und der Priester glaubte sogar ein Lächeln auf seinen Lippen wahrzunehmen.

Der Fremde hörte die Messe an, betete und verschwand wieder. Bis zur Zeit, wo der katholische Cultus vom ersten Consul Bonaparte wieder hergestellt war, wurde diese Sühnenmesse geheimnißvoll in diese Wohnung gefeiert. Als die Nonnen und der Priester sich ohne Sorge wieder zeigen durften, sahen sie den Unbekannten nicht mehr. Er blieb ein Räthsel in ihrer Erinnerung. Die Nonnen fanden Aufnahme bei auswärtswohnenden verwandten Familien; der Priester blieb in Paris und ward Beichtiger einiger aristokratischer Familien der Vorstadt St. Germain. — —

---

Gegen Ende Januar 1800 war im Salon des Herrn von M . . . zu Paris eben eine Whistparthie beendigt, und nachdem einige Personen weggegangen, blieben um 11 Uhr noch zwei bis drei Hausfreunde am Kamine sitzen.

Unter ihnen befand sich der Abbé de Marolle. Ein Diener trat herein und kam schweigend bis zum Kamin.

Was wollt Ihr, Joseph? fragte auffahrend der Abbé den Diener. Im Vorzimmer harrt Jemand, der mit Herrn von Marolle zu sprechen wünscht — war die Antwort.

Alle sahen einander an, als stände diese Botschaft in Bezug mit der Erzählung des Abbé von dem Ereignisse, welches unsere Leser bereits kennen.

Erkundige Dich nach der Ursache des Besuchs, frage, wer ihn sendet? sagte der Abbé zum Diener.

Dieser ging fort, kam aber gleich darauf wieder.

Herr Abbé — berichtete er — der junge Mensch hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, er komme von einem Manne, der Ihnen im Jahre **1793** eine Reliquie gegeben.

Der Priester fuhr zusammen. Es schien ihm wie den Uebrigen zu ahnen, daß die Entwicklung des Abenteuers heranrücke.

Man ließ den Unbekannten eintreten.

Ein junger Mann trat ein, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, und alle Besorgnisse wurden beschwichtigt.

Mein Herr — begann der Abbé — darf ich wissen, weshalb die Person, welche Sie sendet, mich zu einer so ungewöhnlichen Stunde verlangt? Mein Alter gestattet mir nicht —

Diese Person, mein Herr, erwiderte der junge Mann, liegt in den letzten Zügen und wünscht Sie zu sprechen.

Schnell folgte der Priester dem Boten, stieg in den bereitstehenden Wagen, der nach langer Fahrt in einer ziemlich öden Straße vor einem Hause von geringem Ansehen hielt.

Der junge Wegweiser des Geistlichen führte ihn durch einen Garten hinter dem Hause, wodurch sie zu einem kleinen Gebäude gelangten. Dieses bot ein reinliches, eine Art von Wohlhabenheit anzeigendes Ansehen.

Der Abbé stieg eine ziemlich elegante Treppe hinauf, und trat in ein hübsch decorirtes Zimmer.

Hier fand er eine Familie in Thränen. Alles um ihn her deutete darauf, daß er sich bei einem reichen Manne befand.

Er bemerkte ein Fortepiano, Gemälde, Kupferstiche und sehr schönes Hausgeräthe. Man grüßte ihn schweigend und ehrfurchtsvoll. Sein junger Führer, der schnell in das Nebenzimmer getreten war, kam zurück, ihm anzeigend, er könne ohne Hinderniß die traurige, doch trostvolle Verrichtung seines Amtes vollziehen.

Der alte Priester, auf merkwürdige Bekenntnisse gefaßt, trat in das Zimmer. Eine Lampe beleuchtete das Bett, worin der Unbekannte lag, mit einem milden Lichte, so daß der Abbé leicht

in ihm den ihm wohlbekannten Unbekannten erkennen konnte. Er schien ruhig und gab dem Geistlichen ein Zeichen, näher zu treten.

Mein Herr — begann er alsdann mit schwacher Stimme — ich glaube ein Recht zu haben, von Ihnen einen Dienst in Anspruch zu nehmen, den ich als wichtig für mich betrachte und Ihnen, wie ich hoffe, nicht lästig fallen wird.

Indem er dem Priester ein sorgfältig versiegeltes Packet, welches auf einem Tische lag, anwies, fuhr er fort:

Diese Papiere enthalten Beobachtungen und Documente, die nur von einer Person von Ehre, Rechtlichkeit und die nicht zu meiner Familie gehört, nach ihrem Werth geschätzt werden können. Indem ich sie Ihnen anvertraue, glaube ich sie dem einzigen mir bekannten Manne zu übergeben, der die Schriften nach ihrem Werthe zu schätzen vermag. Nehmen Sie selbe daher an!

Der Priester that's und verließ nach dem Wunsche des Sterbenden das Gemach. Man begleitete ihn bis zur Hausthür, wo der Wagen auf ihn wartete.

Kutscher! rief der Priester, als der Wagen daherrollte. Wer bewohnt das Haus, worin ich war.

Der Herr weiß nicht, von wem er jetzt kommt? fragte verwundert der Kutscher. Es ist das Haus des Scharfrichters. —

Einige Tage darauf starb der Scharfrichter Sanson, und 1818 der Abbé in hohem Alter.

In seinem Nachlasse fanden sich die **Memoiren des Scharfrichters Sanson**, eine der nächsten Quellen interessanter Criminalgeschichten und Aufzeichnungen aus der Geschichte seiner Zeit.

Druck von Albert Falckenberg & Comp. in Magdeburg.

# Inhalts=Verzeichniß.

Druck von **Albert Falckenberg & Comp.** in Magdeburg.

Berlin ohne Dach.

Steinmann, Friedrich

Volks-Pitaval Gallerie denkwürdiger Verbrechen und interessanter Criminalgeschichten der Vorzeit und Gegenwart für das Volk. Herausgegeben von Friedrich Steinmann. Mit Illustrationen in Lithographie und Buntdruck

Bd.: 2

Berlin 1858